Staatl. Bibliothek
Regensburg

100 : 6000 = 5 : x

12 - x : y

H. 2442.
Pam. 440. II

C.

100 : 6006 : S : R

Moralische Kinderbibliothek

oder

Die menschlichen Pflichten

in

Erzählungen

für die erwachsnere Jugend

von

M. Friedrich Herrmann,
Konrektor am Lyceum zu Lübben, der Oberlaus. Gesellsch. d. Wissensch. Mitglied.

Zweiter Theil,

welcher die erste Abtheilung der Pflichten gegen uns selbst enthält.

Lübben, 1804
bei Christian Traugott Gotsch.
(Preis 1 Thlr. 12 gr.)

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Ihrer Kaiserlichen Hoheit

der

Grosfürstinn

Anna Paulowna

von

Rußland

allerunterthänigst gewidmet

vom

Verfasser und Verleger.

In der Schönheit geht der Blick verlohren,
Den der Jüngling, aus der Kindheit Nacht
Zu des Lebens Maitag froh erwacht,
Um sich wirft; — er huldiget Auroren,

Sucht, Natur, dich an den Blumenthoren
Deines Lenzes, wenn in hoher Pracht
Du hervortrittst, um dich Wonne lacht;
Jezt erst dünkt der Trunkne sich geboren.

Doch aus schöner Formen reichem Bunde
Preist als Schönstes der geprüfte Sinn
Mägdleinhuld, giebt diensam ihr sich hin. —

Ha, Paulowna, mit getreuem Munde
Sing' ich Dir der Zukunft hohe Kunde,
In der Schönheit Reich bist Du einst Königinn!

Kind des Helden, der mit starker Rechte
Thule's stolzen Löwen niederrang,
Der auf ödem Pfad mit sicherm Gang
Aufwärts eilte durch des Trugs Geflechte.

Kind der Einen, die für Thronenrechte
Achtung sich vom halben Mond erzwang,
Deren Ruhm im frohen Hymnensang
Uiberschwebt auf glückliche Geschlechte.

Wie die Sonn' im frischen Morgenglanze,
Wie der Mond in falber Sterne Tanze,
Wie die Ros' in niedrer Blumen Flor,

So, geschmückt mit großer Ahnen Kranze,
Ragt, Paulowna, in der Schwestern Chor
Hoch Dein Würdumstraltes Haupt hervor.

Willst, dem Erben gleich, der mit Vergnügen
Schätze, die einst Güte ihm verehrt,
Seinen Kindern durch Ersparen mehrt,
Du zum Kranz den schönsten Demant fügen? —

Weisheit ist es. Ach sie kann nicht trügen!
Wenn der Gott in uns sich erdwärts kehrt,
Schmerz der Wonnen Pflanzung wild verheert,
Hilft sie. — Dies ihr Bild in wenig Zügen!

Willst das Himmelskind Du näher schauen? —
Deine Mutter lehrt sie Volksglück bauen!
Alexander lebet ihr allein!

Auch Paulowna wird sich ihr vertrauen,
Und in diesem seligen Verein
Nicht mehr Mensch, nein, Göttinn wird sie seyn!

Vorrede.

Ich danke dem Publikum, und seinen Rednern, Horstig, Spazier, Weisenborn u. a. in'sbesondere für die gütige und nachsichtsvolle Beurtheilung des ersten Bandes der moralischen Kinderbibliothek. Ich habe daraus neuen Muth geschöpft, und so fern auch mein Ziel ist: so werde ich doch gewiß nicht auf dem langen Wege ermüden. Auch

werde ich auf die mir gegebenen Winke in Zukunft (für den zweiten Band kamen sie zu spät,) so viel als nur immer die Konformität der Theile verträgt, gewissenhaft Rücksicht nehmen.

Ich bemerke nur noch, daß ich die Pflichten gegen uns selbst in drei Klassen getheilt habe, 1) in solche, welche unsre Selbsterhaltung, 2) in solche, die unsre Selbstvervollkommnung, besonders die Verädelung unseres Geistes, 3) in solche, die unsere Selbstbeglückung zum Zweck haben. Diese

Klassifikation leitete mich indeß nur im Allgemeinen, in einzelnen Fällen hielt ich es, um lästige Wiederholungen zu vermeiden, für rathsam, davon abzuweichen. So ist das Streben nach Tugend, das eigentlich in der zweiten Klasse seinen Platz hätte finden sollen, weitläuftig im ersten Theile abgehandelt worden, und so wird man das, was ich in der ersten Abtheilung über Weichlichkeit und Abhärtung hätte sagen sollen, in der dritten unter der Rubrik: Muth suchen müssen. Dies wird für meine Recensenten hinreichen.

Der dritte Band des Werks ist bereits unter der Presse.

Lübben, am 2. August 1803.

F. Herrmann.

Inhaltsanzeige.

Seite.

1. Selbstmord . . . . . 1.

2. Enthaltsamkeit, Mäßigkeit und Unmäßigkeit, Völlerei, Gefräßigkeit, Trunkenheit, Versoffenheit, Nüchternheit . 48.

3. Leckerhaftigkeit, Naschhaftigkeit . 119.

4. Es ist Pflicht, für Ausbildung der Körper- und Seelenkräfte, so wie für die Erwerbung irdischer Güter zu sorgen. Thätigkeit und Unthätigkeit. Arbeitsamkeit, Geschäftigkeit, Fleis, Eifer — Müssiggang, Trägheit, Faulheit . 144.

5. Wisbegierde, Aufmerksamkeit, Neugierde 237.

6. Unglaube, Leichtgläubigkeit, Aberglaube,

Vorurtheil, Schwärmerei . . 322.

Moralische Kinderbibliothek.

Zweiter Band.

IV.

Pflichten gegen uns selbst.

I.

Selbstmord.

Durch Fleis, Ordnung in Geschäften, und Sparsamkeit hatte Herr Selle ein beträchtliches Vermögen erworben, und seine Handlung war eine der blühendsten in Magdeburg. Seine einzige Sorge war jezt nur noch, das, was er erspart hatte, auch nach seinem Tode in guten Händen zu wissen, und diese wurde um so gröser, je mehr er sich dem Ziele seines Lebens näherte, und je nachdrücklicher ihn seine abnehmenden Kräfte erinnerten, daß er der Vorsteher seiner Güter am längsten gewesen sei.

Wenn Vernachlässigung gutgemeinter Ermahnungen, fortgesetzte Jugendthorheiten, ein entschiedener Hang zu sinnlichen Vergnügungen nothwendig gegen denjenigen mißtrauisch machen, der sich diese Fehler zu Schulden kommen läßt: so ist es erklärbar, warum er seinen Wunsch in dem ältern seiner beiden Söhne befriedigt zu sehen verzweifelte. Er liebte Thätigkeit, der Jüngling Müssiggang; er pflegte jeden Schritt, welchen er that, sorgfältig zu überlegen, der Sohn zog durch Raschheit und Unbesonnenheit der Handlung manchen bedeutenden Verlust zu; er sparte, der Jüngling verschwendete, und mehr als einmal schon hatte der Vater beträchtliche Schulden bezahlen müssen, welche er heimlich gemacht hatte, ohne die Freude zu genießen, daß den Vorstellungen, die er bei diesen Gelegenheiten machte, Gehör gegeben worden wäre. Das ganze Uebel rührte, wie der

Alte sehr wohl einsah, von der leidenschaftlichen Gemüthsart des Jünglings her, die ihm nicht erlaubte, irgend etwas kalt zu prüfen, indem die Heftigkeit und Stärke der in ihm erregten Gefühle, sie mochten angenehm oder unangenehm seyn, ihn immer gewaltsam fortriß, ohne daß seine Vernunft auf die gehörige Weise wirken konnte.

Gleichwohl war es dieser Sohn allein, auf welchen er einige Hoffnung setzen konnte, denn von seinem jüngern, schon seit früher Jugend stark gelähmten Bruder war vorauszusehen, daß er nie zu einem andern Entzwecke da seyn würde, als die Zahl der Unglücklichen zu vermehren. Es war daher sein eifrigstes Bemühen, den Ungehorsamen zu seiner Pflicht zurückzuführen, und die Hindernisse, die er dabei zu besiegen fand, liesen ihn den Muth nicht verlieren.

Seit etwa einem halben Jahre hatte er

auch wirklich weniger über seinen Lorenz zu klagen gehabt. Sollte er diese angenehme Veränderung seinen Ermahnungen zuschreiben? — Aber wie kam es denn, daß sein Sohn diese so plötzlich zu beherzigen anfieng? — Die Sache wurde ihm klar, als Lorenz ihm eines Tages gestand, daß er sich zu verehelichen gedenke, und ihn bat, ihm den Vatersegen zu diesem wichtigen Schritte nicht vorzuenthalten. Dieser Entschluß des Sohnes freute den Alten, aber noch zufriedner war er, als er hörte, daß seine Wahl auf Cölestinen, die hinterbliebene Tochter eines seiner Handlungsfreunde in Hannover, gefallen sei, und zum erstenmale umarmte er seinen Sohn wieder mit jener Zärtlichkeit, die er seit Jahren gegen ihn verleugnet hatte.

Die verwaiste Cölestine war im Besitz eines ansehnlichen Vermögens; mit ihm hatte sie auch die Tugend, die Genügsam-

keit, die Eingezogenheit ihrer Aeltern geerbt. Wiewol aber diese Eigenschaften sie allerdings zu einer liebenswürdigen Jungfrau erhoben: so waren sie doch nicht hinreichend, einer so ausgebreiteten Handlung, als die ihres verstorbenen Vaters war, mit Erfolg vorzustehen, und sie würde sie haben aufgeben müssen, wenn ihr nicht der junge Selle, den sie während eines Aufenthalts bei ihrer Tante zu Magdeburg kennen und lieben gelernt hatte, seine Hand und sein Herz angeboten hätte. „Die Gattinn wird durch einen einzigen zärtlichen Blick mehr bei dem Gatten ausrichten, als der Vater mit allem Gewicht seines Ansehens über den Sohn vermag," sagte der Alte mit schönen Thränen der Freude im Auge, und — in wenig Wochen gieng die Hochzeit zu Hannover vor sich. Man blieb noch einige Zeit beisammen, dann verließ der Greis seine Kinder, um zu seinen eignen Geschäften zurückzukehren.

„Das geht ja alles recht gut!“ sprach er, als ihm nicht nur von allen, die den Sohn beobachtet hatten, sondern auch in den Briefen, welche ihm die muntre Cöleſtine ſchrieb, das fortdauernd lobenswerthe Verhalten ſeines Sohnes zugeſichert wurde. In der That lebte Lorenz jetzt ganz ſo, wie es ſein Vater, und ſeine Gattinn wünſchten. Er war ein thätiger, unverdroßner Geſchäftsmann, ein guter gefälliger Gatte, ein liebreicher Vater gegen ſeine drei Kinder, die er ſeinen gröſten Schatz nannte.

Nur wiederholte Unglücksfälle konnten ihn jezt ſeiner Pflicht wieder vergeſſen machen, und dieſe trafen ihn im ſechſten Jahre ſeines Eheſtandes mit einer ſolchen Härte und in ſo kurzen Zwiſchenräumen, daß es ihm unmöglich wurde, einige Kräfte zu ſammeln. Sein erſter Buchhalter ſchlug treulos eine Summe von mehreren tauſend Thalern unter, und gieng dann, als er fürch-

tete, daß sein Verbrechen an den Tag kommen möchte, bei Nacht und Nebel davon; Diebe brachen des Nachts in sein Gewölbe ein, und raubten alles vorräthige Geld; ein Kaufmann in einer Hannöverschen Landstadt, dem er für mehr als 10,000 Thaler an Waaren auf Kredit gegeben hatte, machte Bankerutt, *) und verursachte ihm dadurch einen sehr empfindlichen Verlust; eine grose Waarenlieferung, welche er aus England erwartete, fiel in den damals kriegerischen Zeiten auf der See den Feinden in die Hände, und wurde für eine gute Prise erklärt; **)

*) Bankerutt machen oder falliren heist öffentlich erklären, daß man aus Mangel an Vermögen schuldige Zahlungen nicht leisten könne. Da Kaufleute häufig Waaren auf Kredit nehmen: so kömmt es, wenn ein Unglück sie trift, daß sie falliren.

**) Wenn zwei an der See liegende und Handel treibende Nationen einander den Krieg erklären: so erlauben beide Privatpersonen, Schiffe

endlich kam noch durch das Versehen seiner Leute in seiner Niederlage Feuer aus, und von den darinn befindlichen Vorräthen konnte nur der kleinste Theil gerettet werden.

So großes Unglück machte den jungen Selle muthlos. Er sah den Lohn vieljähriger Arbeiten sich entrissen, sein Vermögen vernichtet, seine Handlung zu Grunde gerichtet. Sein Geist erlag unter dem Drucke der äusern

auszurüsten, um die Handelsfahrzeuge des Feindes damit wegzunehmen. Man nennt dieses Kaperei treiben. Ein Schiff, das von einem solchen Kaper genommen wird, heist eine Prise. Da aber Kaper große Ungerechtigkeiten begehen, und auch den Handel befreundeter Nationen beunruhigen könnten: so wird jederzeit erst von einem Prisengericht untersucht, ob sie Schiff und Ladung mit Recht haben, oder nicht. Findet sich das erstere: so wird das Schiff für eine gute d. i. rechtmäsige Prise erklärt, und dem Kaper zugesprochen.

Umstände, die Heiterkeit desselben war entflohn, und ein anhaltender, quälender Gram war an ihre Stelle getreten. Cölestine, die die Gesundheit ihres Gatten in der grösten Gefahr sah, und aus seinen matten Blicken, aus der Bläße seiner Wangen, aus seinem Hange zur Einsamkeit sehr bald errieth, was in ihm vorgieng, suchte durch Trost die Ruhe seiner Seele wieder herzustellen, und ach! wer da bedenkt, daß sie nicht weniger litt, als ihr Gemahl, der wird einsehen, wie schwer ihr das werden mußte.

Ihre Bemühungen hatten indeß nicht den gewünschten Erfolg. Der Hülfsbedürftige Lorenz hatte seinen Vater um Geld ersucht, aber dieser hatte ihm geantwortet: „So groß auch der Antheil ist, den ich als Vater an Deinem Unglück nehme: so darf ich doch nicht das eine Kind auf Kosten des andern unterstützen. Du kennst den bedauernswürdigen Zustand Deines Bruders.

Nach alle dem, was Du bereits von mir erhalten hast, würde es gewissenlos seyn, ihm das einzige zu entziehen, was ihm noch eine Art von Unabhängigkeit und gemächlichem Daseyn auf der Erde sichert. In beifolgender Wenigkeit erkenne indeß den guten Willen eines liebevollen Vaters."

Die Summe, welche der junge Selle mit diesem Briefe von seinem Vater erhielt, würde zu jeder andern Zeit beträchtlich gewesen seyn, jezt aber reichte sie kaum zur Bestreitung der allerdringendsten Ausgaben hin. Die Verlegenheit, in welche er dadurch gerieth, war so groß, und seine Muthlosigkeit so vollkommen, daß er bei allem Hin- und Hersinnen doch kein Mittel zu seiner Rettung ausfindig zu machen wußte.

Cölestinen verließ auch diesmal ihre Geistesgegenwart nicht. Uiberzeugt, daß ihr Mann unter die Menschen gehörte, die zwar Hülfe gern annehmen, wenn sie un-

gefordert kömmt, die aber lieber in ihrem Elende umkommen, als andre um Beistand ansprechen, wagte sie einen Schritt, den sie immer als das letzte Rettungsmittel in den verzweifeltsten Umständen betrachtet hatte, von dem sie aber auch den guten Erfolg, den er wirklich hatte, als gewiß zu hoffen sich für berechtigt hielt. Es lebte ein alter, sehr reicher Kapitalist *) in Hannover, der aber, weil er bei allen Gelegenheiten die verdorbenen Sitten seiner Zeit bitter tadelte, als sehr launisch und eigensinnig verschrien war, so daß man daher nur mit furchtsamen Herzen eine Bitte an ihn wagte. Herr Kulmann — so hieß er — war es, dem sich die muthige Cölestine ohne Vorwissen ihres Mannes entdeckte, und den sie ihr beizuste-

*) Kapitalist, d. i. ein Mann, der ohne ein anderes Geschäft zu treiben, Kapitalien oder Geldsummen auf Zinsen ausleiht, und von den letztern lebt.

hen aufforderte. „Leuten Ihrer Art helfe ich gern," sprach der redliche Greis, und nach Verlauf weniger Stunden erfolgte die verlangte Summe.

Die Freude des jungen Selle, der seine Gattinn noch nie so liebenswürdig gefunden hatte, war unbeschreiblich, indeß dauerte sie nur kurze Zeit. Es war die letzte großmüthige Handlung, die der ädle Kulmann verrichtet hatte; wenig Tage nach derselben fand man ihn von einem Schlagflusse getödtet auf seinem Lager. Herbert, sein Neffe, ein unversöhnlicher Feind Cölestinens, weil sie ehemals einen Heirathsantrag des Liederlichen verschmäht hatte, ward sein Universalerbe *) und Selle's Gläubiger.

Die Nachricht von Kulmanns Tode war ein Donnerschlag für den armen Selle. Zwar

*) Universalerbe — der entweder die ganze Verlassenschaft eines Verstorbenen, oder wenigstens den grösten Theil derselben erhält.

konnte ihm Herbert nichts anhaben, wenn er zu den in seinem Wechsel-gesetzten Terminen richtig bezahlte, nur aber wurde die Unmöglichkeit, das letztere zu thun, immer gröser, je näher die erstern herbeirückten. Hätte Kulmann noch gelebt, er würde, besonders da er es sich zum Geschäft gemacht hatte, sein Geld auf Zinsen anzulegen, nach einer getreuen Schilderung des Zustandes der Dinge, den guten Willen für die That angenommen haben, und mit der Hälfte des Versprochenen zufrieden gewesen seyn; aber durfte man sich wohl diese Schonung von seinem Erben versprechen, den seine Schuldner schon um deswillen zu fürchten hatten, weil er seine Kapitalien auf den Ankauf von Landgütern verwendete, wenn auch sein Haß gegen die Sellesche Familie weniger bekannt gewesen wäre?

Der junge Mann fiel in die vorige Schwermuth, die immer gröser wurde, und

zuletzt, da er kein Mittel zu seiner Rettung vor sich sah, in völlige Verzweiflung überging. Die unglückliche Cölestine, der es daran gelegen war, ihren Gatten zufrieden zu sehen, lies auch diesmal nichts unversucht, seinen Kummer zu zerstreuen; sie sprach mehrere Reiche um Unterstützung an, und da sie sich ihren Bitten unter mancherlei Vorwänden zu entziehen suchten: so wurde sie mit ihrem Manne einig, Herbert zu einem Abendessen einzuladen, ihm die Lage, in der sie sich befanden, vorzustellen, und Nachsicht von ihm zu erflehen. Vergebliche Bemühungen! Der Gläubiger schlug die Einladung, wodurch man ihm die Hand zum Frieden bot, aus, weil er den Zweck derselben ahndete, und die Familie viel zu sehr haßte, als daß er die Freude, ihr schaden zu können, hätte aufgeben sollen.

Cölestinens in Hülfsmitteln so erfinderischer Geist war jezt erschöpft; blos Thrä-

nen waren ihr für das Unglück ihres Mannes übrig, für dessen Ehrliebe der Gedanke, bald als ein übler Schuldner ins Gefängniß wandern, und seinen Feinden zum Spotte dienen zu müssen, schrecklich war. Doch auch diese Thränen mußten ihm verborgen gehalten werden. Sie versuchte es, ihn zu zerstreuen; sie liebkoste ihn, sie lehrte ihre Kinder täglich etwas Neues, damit sie es dem Vater wiedersagen, und ihm eine Freude machen sollten. Der letztere lächelte wehmüthig auf sie herab, warf ihrer Mutter einen Blick voll Liebe und Jammer zu, und eilte dann auf sein Komtor, um hier seinem gepreßten Herzen durch einen Strom von Thränen Luft zu machen, und dem Gefühle seines tiefen Elendes nur noch mehr nachzuhängen.

Seine Gattinn hatte ihn in diesem Zustande durch die Glasfenster der Komtorthüre belauscht; sie hatte ihn in heftiger

Bewegung auf- und abgehen, und mit sich selbst sprechen hören, und das hatte sie noch verlegner gemacht. Aber ihre Angst erreichte den höchsten Gipfel, als sie bei einem zufälligen Suchen auf seinem Zimmer mehrere Bücher fand, in welchen der Selbstmord vertheidigt war. Sie war wie vom Blitz getroffen; ein schrecklicher, nur zu wohl gegründeter Argwohn folterte ihre Seele. „Gerechter Gott!“ rief sie händeringend, und versank in ein langes, finstres Nachdenken. Sie beobachtete jezt ihren Mann genauer, und fand, daß er ganze Nächte, während sie glaubte, daß er im tiefen Schlafe liege, mit dem Lesen dieser gefährlichen Bücher beschäftigt war.

Wenn sie auf der einen Seite ihrem Manne nicht das geringste von dem geschöpften Verdachte merken lies: so glaubte sie doch ihren Schwiegervater, mit welchem sie fortfuhr den vertrautesten Briefwechsel

zu führen, davon unterrichten zu müssen. Dieser gerieth vor Schrecken auser sich. „Ich darf nicht zaudern, den Unbesonnenen, nur von seiner Leidenschaft Fortgezogenen zu retten," rief der tiefgebeugte Greis, den unglücklichen Brief in der zitternden Hand haltend, und sobald die Träger den Leichnam seines eben verstorbenen zweiten Sohnes zu Grabe getragen hatten, warf er sich mit zerrißenem Herzen in den Wagen und eilte nach Hannover.

Die Geschwindigkeit, mit welcher er reisete, machte, daß er in kurzer Zeit daselbst anlangte. Er begab sich zuerst zu Cölestinen, die ihren Mann bisher sorgfältig bewacht hatte. Beide bewillkommten einander mit Thränen. „Was macht Lorenz?" fragte der Greis, sich die Thränen trocknend. — „Untersuchen Sie ihn selbst! Er sieht sich nicht mehr ähnlich," war die Antwort.

Er begab sich auf das Komtor des Sohnes, wo er den letztern jedoch nicht fand. Auf seine Frage, wo er wäre, antwortete ihm einer der Buchhalter, daß er weggerufen worden sey, und bald zurückkommen müsse. Selle benutzte diese Augenblicke des ungestörten Alleinseyns, einige Untersuchungen anzustellen, und die für das Herz gefährlichen Bücher, welche er fand, nebst einigen Papieren, worauf sein Sohn seine Leiden rührende geschildert, und gesagt hatte, daß nur der Tod ihn davon befreien könnte, am meisten aber ein geladenes Pistol, das er hinter seinen Büchern versteckt fand, liesen ihm keinen Zweifel übrig, daß Cölestine richtig gemuthmaßt hatte.

Er hörte seinen Sohn kommen, und verbarg sich hinter die grose, eiserne, jezt leere Geldkasse, die im Schreibzimmer aufgestellt war, um ihn von hier aus beobachten zu können. Mit blassem Gesicht und trübem, verstör-

tem Blick erschien Lorenz; mit gesenktem Haupte gieng er einigemale im Zimmer auf und nieder, seufzte, schlug sich vor die Stirn, rang die Hände, blieb dann nachdenkend stehen, ergriff hastig das Mordgewehr, betrachtete es lang und traurig, schob es in den Busen, und entfernte sich.

Der erschrockene Vater eilte zugleich mit dem einen von den Buchhaltern, den er, ohne ihm erst die Ursache zu sagen, mit sich fortriß, dem Unglücklichen nach. Dieser vertiefte sich in ein Erlengebüsch nahe bei der Stadt, in dessen Mitte er sich niedersetzte, und seiner Schwermuth überlies. Mit Verzweiflung in seinen Mienen sprang er endlich auf, und rief: „Was sinn' ich? Es steht mir kein anderer Weg offen, der Schande, die mich erwartet, zu entgehen. Jezt ist Muth nöthig! Ach, was man auch sagen mag, der Schritt aus dem Leben in den Tod ist schwer, aber es ist mir gelungen, mein Herz von

allem, was mir auf der Erde theuer war, loszureißen. Nur einen Augenblick voll unsäglichen Schmerzes, und ich bin erlößt von allem Unglück, das mich schon zu lange verfolgt!“

Jezt zog er das Gewehr aus dem Busen, um die tödtliche Kugel durch sein Gehirn zu jagen. Da fühlte er sich plötzlich von einer unwiderstehlichen, äusern Gewalt ergriffen, durch welche ihm das Pistol aus den Händen gewunden wurde. Aufgebracht blickte er sich nach dem unwillkommnen Retter um, aber sein Muth war dahin, und besinnungslos taumelte er auf den Boden nieder, als er in ihm seinen Vater erkannte, welcher, hinter einem Baume stehend, ihn nicht aus den Augen gelassen hatte, und gerade in dem Augenblicke, da er im Begriff stand, das Verbrechen zu begehen, zur Verhinderung desselben herbeigesprungen war.

Lorenz hielt mit den Händen sein Gesicht

bedeckt, und wagte es nicht aufzublicken. „O Gott! stotterte er, Sie hier, mein Vater? — Jezt? — "

Der Vater trat mit in einander geschlagenen Armen vor ihn, und warf ihm lange Blicke voll Unwillen zu.

„Ich kann Ihnen für diese Güte nicht danken," fuhr jener fort, und zupfte, unfähig, den unerwarteten Anblick zu ertragen, an den Grasspitzen.

Mit den Worten: „Ist's möglich? So tief wärst Du gesunken? brach endlich der Vater sein düsteres Schweigen.

Keine Antwort erfolgte, aber eine glühende Röthe der Schaam fuhr über die bleichen, abgehärmten Wangen des Unglücklichen.

„Groser Gott! sprach der Greis weiter mit bebender Stimme und gefalteten, zitternden Händen, dies also der Zweck und der Erfolg aller meiner Bemühungen? Ei-

nen Selbstmörder habe ich erzogen? O warum tödtete Dich nicht die martervollste Krankheit in meinen Armen, als Du noch Knabe warest, und ich Dich auf meinem Schoose schaukelte? — Warum war meinem hohen Alter noch die Schande vorbehalten, Dich als Verbrecher aus der Welt gehen zu sehen?

Der Ton, in welchem er sprach, erschütterte den Sohn heftig, und er würde mit einem Strome von Thränen, die Füse des Vaters umfaßt haben, wenn nicht das harte Wort Verbrecher sein Herz empört hätte. Mit der Miene eines Menschen, der sich Unrecht angethan glaubt, sprang er auf, und rief: Verbrecher bin ich nicht! O Sie sollten nur die Grösse meines Elends kennen!"

Der Vater. Kann das Dich entschuldigen?

Sohn. Diese Frage ist ein Beweis, daß Sie, mein Vater, nie unglücklich wa-

ren, daß Ihre Ruhe nie durch einen Unfall gestört wurde. Solche Menschen sind hart. Sie können sich von dem martervollen Gemüthszustande eines Unglücklichen keinen Begriff machen. Sie lächeln, wenn er klagt, sie bleiben kalt, wenn er Thränen vergießt, denn sie begreiffen ihn nicht.

Vater. Dies alles magst Du einem Manne sagen, der nie von widrigen Schicksalen verfolgt wurde, zwischen uns ist es leeres Geschwätz. Du hältst mich also nicht für unglücklich? Du glaubst nicht, daß es für einen liebevollen Vater das höchste Unglück ist, einen Sohn zu haben, der an seiner Rettung verzweifelt, und mit dem vermessensten Undank die Güte des Schöpfers, die Zärtlichkeit betagter Aeltern belohnt?

Sohn. O was Gott betrift: so bin ich mit ihm längst in Richtigkeit. Was ist dies Leben, das er mir gab? — Soll ich

es als eine Wohlthat betrachten? Wenn mir jemand eine Wohlthat erweist: so muß ich sie entweder selbst verlangt haben, oder er muß es doch wissen, daß er mir ein Vergnügen damit macht. Keins von beiden ist hier der Fall, denn als mich Gott werden lies, da konnte ich weder denken, noch wollen, noch empfinden. Ich habe das Leben nicht verlangt, ich hatte auch, ehe er mir es gab, nicht das mindeste Bedürfniß, leben zu wollen. Bin ich also strafbar, wenn ich jezt zu ihm sage: Du magst ein weiser und gütiger Gott seyn, und Millionen meiner sterblichen Mitbrüder mögen sich des Lebens, das du ihnen verliehest, freuen, aber ich, ich brauche dies Geschenk deiner Güte nicht, ich will es nicht, und habe es nicht gewollt. Ich gebe dir also mit aller Bescheidenheit und Demuth eine Gabe zurück, die recht gut seyn kann, an der ich aber einmal keinen Gefallen finden kann. Ich —

Vater. Schweig mit Deinen Läſterungen, ſie beleidigen ein tugendhaftes Herz! — Sey Du noch ſo ſorgfältig in der Wahl Deiner Worte, miſche die gröſte Ehrfurcht darein, Du bleibſt doch ein ſtrafbarer Empörer! — Ich ſchaudere! — Wurm, wie Du wagſt es, Dich gegen den Willen der Gottheit aufzulehnen? Das Geſchöpf will den Schöpfer tadeln? Unſer Wiſſen iſt Stückwerk, unſre Weisheit wenig mehr als Thorheit. Und mit dieſem Etwas, uns nur gegeben, um die ewige Allmacht zu bewundern, erkühnſt Du Dich der unendlichen Weisheit des Schöpfers, die nie einem Irrthume unterworfen iſt, nie einem unterworfen ſeyn kann, Vorſchriften zu machen? Narr, muſte er etwa erſt auf Deine Erklärung warten, um zu wiſſen, daß Dir das Geſchenk des Lebens unangenehm ſeyn würde? Sah er, deſſen Verſtand in die verborgenſte Zukunft dringt, das nicht beſſer

voraus, als er es von Dir selbst erfahren konnte? War es ihm nicht, wenn er geglaubt hätte, einen Fehlgriff zu thun, ein Leichtes, ihn zu vermeiden? Muste er erst durch Dich eines Irrthums überführt werden? — Frevler, seine Allweisheit schuf Dich, ein Beweis, daß Du seyn solltest, und daß es für Dich und die Menschheit ein Gewinn war zu seyn, wenn auch dies Seyn nur einen Augenblick dauern sollte. Er kehrte sich nicht an Deine Widersetzlichkeit, und wenn Du das mißbilligest; so preißt ihn doch eben darum jeder Vernünftige, in der Uiberzeugung, daß gränzenlose Weisheit ohne Widerrede regieren muß, und daß der schwache Mensch nichts zu thun hat, als zu folgen, wohin diese Weisheit ihn ruft, und ihr unbedingt zu gehorchen. Du sprichst ihr Hohn, indem Du ihr das Leben zurückgiebst, das Du schlechterdings annehmen und behalten mustest, weil

sie es so haben wollte? — Du bist ein Unsinniger, ein Rasender!

Sohn. Ach schonen Sie meines wunden Herzens!

Vater. Ich will es, aber nur nachdem ich Dir einen Spiegel vorgehalten habe, der Dir das Abscheuliche Deiner That zeigt. Von einer andern Seite betrachtet, ist Dein Verhalten gegen Gott noch mehr als Raserei, es ist der schnödeste Undank. Wenn Dir an einer Wohlthat nichts gelegen ist: so darfst Du Dich ihrer auch nicht ein einziges Mal bedienen, Du mußt sie unbenutzt in die Hände ihres Wohlthäters zurückgeben. Wenn Du einem Nackten einen Mantel sendest: so willst Du, das er Dein Geschenk, wenn er es verschmäht, ohne es zu brauchen, also in eben der Nacktheit, welche ihn vorher zu einer Beute der rauhesten Witterung machte, zu Dir zurückbringe. Setze den Fall, daß er dächte: ich

will dem jungen Selle den Mantel wieder in's Haus tragen, denn ich will ihn nicht; nur auf dem Wege zu ihm will ich denselben, weil es kalt ist, um mich werfen — würdest Du da nicht zu ihm sagen: „Undankbarer, wenn dir nichts an meiner Güte gelegen war, warum konntest du es denn nicht unterlassen, dir wenigstens Einen Vortheil dadurch zu verschaffen? — Und die Hand auf's Herz, verfährst Du wohl anders gegen den grosen Wohlthäter aller? — Selbst wenn Du in dem nehmlichen Augenblicke, da Du Deiner zum erstenmal bewust wurdest, zu ihm gesagt hättest: Herr, nimm das Leben zurück: so würdest Du undankbar gewesen seyn, denn Du konntest jene Worte nicht sagen, wenn Du Dich nicht des Lebens bedientest. Aber Du hast damals jenen Wunsch nicht einmal gethan. Das Leben ist Dir bis auf den gegenwärtigen Augenblick lieb, und theuer gewesen; wenn

eine Krankheit es zu zerstören drohte: so suchtest Du sie mit der ängstlichsten Besorgniß von Dir zu entfernen, und ich weiß mich noch recht wohl der Zeiten zu entsinnen, in denen Du, noch Jüngling, den Genuß Deines Lebens für das höchste Glück hieltest. Nur jezt, da einige Tage des Unglücks mit Jahren voll Freude wechseln, hast Du Deinen Sinn geändert, nur jezt verschmähst Du dies köstliche Geschenk Gottes! Erkenne daraus die Grösse deines Undanks!

Sohn. Sie würden ihn minder groß finden, wenn Sie mein Unglück in seinem ganzen Umfange kennten. Meine Gattinn, meine Freunde, und noch mehr als alle, mein Herz sind mir Zeugen, daß ich gewacht und gespart, gearbeitet und gelitten, mit einem Worte alles gethan habe, was man von einem rechtschaffenen Manne fordern kann. Ich habe mir keine Vorwürfe zu

machen. Gleichwol komme ich mir vor, als ein Mensch, welcher von der Höhe, auf der er stand, in einen tiefen Abgrund gesunken ist, in welchem er umkommen muß.

Vater. Das ist nur zum Theil wahr.

Sohn. Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß ich das Geringste übertreibe. Heute soll ich eine Summe Geld zurückzahlen, von welcher ich nicht den dritten Theil in Händen habe. An Nachsicht ist bei meinem Gläubiger nicht zu gedenken. Er hat es beschlossen, mich und die Meinigen zu demüthigen. Morgen läßt er mich als einen üblen Schuldner in's Gefängniß schleppen. Mein Feind lächelt dann mit teuflischer Schadenfreude über mein Unglück. Die Augen aller Einwohner sind auf mich und meine arme Familie gerichtet. Unverständige nennen mich einen Verschwender, und zu diesem harten, unverdienten Urtheile lassen sich auch nach und nach die Weisern

hinreiſſen. Keine Seele, die ſich meiner annähme, meine Gattinn iſt verachtet, meinen Kindern haftet ein Schandfleck an, der andere von ihnen entfernt, und durch das ganze Leben unauslöſchlich iſt. Ach und ich kann ſie nicht retten, ich muß zwiſchen den öden Mauern des Kerkers, getrennt von ihnen, meine Tage vertrauern, und es noch für ein Glück halten, daß ich, wenn nicht den Zungen, doch wenigſtens den Augen meiner Feinde entrückt bin.

Vater. Die Schilderung Deiner Zukunft iſt ſchrecklich, aber ich möchte ſagen buchſtäblich wahr!

Sohn. Sie geſtehen das ſelbſt? Nun wohl, ſo dürfen Sie nur noch wiſſen, daß ich ein ſehr lebhaftes Ehrgefühl habe, welches nicht ſo ſchmerzlich verwundet werden kann. Ich kann und mag den Schimpf, der auf mich und meine unſchuldige Familie fallen wird, nicht erleben. Derjenige iſt

feig und zeigt kein Gefühl für Ehre, der sich einem Unglück gelassen unterwerfen kann, das unabsehbar groß ist, und in welchem ihm nicht der geringste Schimmer von Hoffnung lächelt. Ich will mir diese Feigheit nicht zu Schulden kommen lassen. Vielmehr habe ich beschlossen, den namenlosen Schmerz eines Augenblicks zu erdulden, und mich zu vernichten, um der Welt zeigen zu können, daß mich zwar mein Glück, aber nicht mein Muth verlassen hat.

Vater. Du hast Dich gewaltig verrechnet. In hundert andern Fällen kann es groß und rühmlich seyn, das Leben nicht zu achten. Der Krieger, der für das Vaterland stirbt, der Aedle, der sich in den Strom stürzt, um einen Verunglückten zu retten, zeigen wahren Muth, und ihre Namen werden mit Bewunderung genennt. Der Tod, den Du Dir jezt mit eigner Hand zuziehst, ist die gröste Feigheit!

Sohn. Feigheit?

Vater. Fällt Dir das so auf? — Es ist wahr, es gehört einige Stärke dazu, sein Leben, zu welchem jeder eine so heftige Liebe hegt, zu zerstören. Aber was bringt denn diese Selbstverleugnung in Dir hervor? — Furcht, die schimpflichste Furcht vor dem Unglücke, welches Dir bevorsteht. Aus Verzweiflung mordest Du Dich, und was die Verzweiflung vornimmt, das ist so wenig Muth, als die Verschwendung des Betrunkenen Freigebigkeit genannt zu werden verdient. Ist es nicht verdienstlicher, zeigt es nicht mehr Seelengröse an, wenn man dem Unglücke, das von fern droht, gelassen entgegengeht, wenn man seine Schläge duldet, ohne ihnen unterzuliegen, wenn man sich seine Geistesruhe durch keine seiner Anfechtungen rauben läßt, wenn man ihm vorzüglich nicht den geringsten Einfluß auf seine Tugend gestattet? —

Sagten nicht die Alten schon, daß ein weiser Mann, der gegen das Unglück ringt, und im Kampfe nicht unterliegt, ein Schauspiel sey, an welchem die Gottheit selbst einen Wohlgefallen habe? — Und urtheilen unsre Zeitgenossen etwa anders? — Siehst Du nicht, daß der Anblick eines Selbstmörders jeden empört, daß wohl gar der Pöbel in Mißhandlungen seines Leichnams ausbricht, und daß man ein solches Verbrechen wohl einem Wahnsinnigen, nie aber einem Menschen, der seines Verstandes mächtig ist, verzeiht? —

Sohn. Mag auch dies seyn! Mag man mich für einen muthigen oder feigen Menschen halten, im Tode gilt mir das gleich. Wenn Muth blos darinn bestehen soll, daß man sich seinem Unglücke unterwirft, und vielleicht für das ganze Leben in Jammer und Schande versinkt: so will ich gern auf den Namen eines muthigen Men-

schen Verzicht leisten. Es kann seyn, daß diese Kleinmuth tadelnswerth ist, aber ich kann nicht Eigenschaften heucheln, welche ich nicht besitze. Ich wünsche meinem Elende zu entgehen, und da ich kein anderes Mittel, mich zu retten, vor mir sehe, als den Tod: so wähle ich diesen.

Vater. Und wer sagt Dir, daß dies das einzige Mittel Deiner Rettung ist?

Sohn. Weil ich, wenn ich diesem Uibel nicht durch den Tod zuvorkomme, morgen ganz gewiß beschimpft bin. Alle Versuche, entweder Geld aufzubringen, oder meinem Gläubiger mildere Gesinnungen einzuflösen, sind bereits gemacht worden, und zwar vergebens. Menschliche Kräfte können hier nichts mehr thun, und ich bin nicht so thöricht zu erwarten, daß der Himmel um meinetwillen ein Wunder thun werde.

Vater. Kann nicht ein Augenblick die

ganze Gestalt der Dinge ändern, ohne daß wir nöthig haben, ein Wunder anzunehmen? Thor, bist Du fähig in der Zukunft zu lesen? Haben nicht Tausende, die sie auf's genaueste zu kennen glaubten, sich verrechnet? Bist Du gewiß, daß Dein Unglück so fürchterlich seyn wird, als Du Dir es vorstellst? Ist nicht jedes Uibel in der Einbildung gröser, als in der Wirklichkeit? — Und gesetzt, Du hättest Dich nicht geirrt, Du hättest alle Folgen, die der Haß Deines Gläubigers und Deine Unfähigkeit zu zahlen, nach sich ziehen werden, richtig vorausgesehen, hast Du auch das mit in Rechnung gebracht, was man Zufall nennt?

Sohn. Wollen Sie, daß ich mich auf etwas ganz Ungewisses verlassen soll?

Vater. Das ist der Zufall nicht immer. Er ist oft nur etwas Unvermuthetes; ein Ereigniß, das mit dem Laufe der Dinge in der natürlichsten Verbindung steht,

das aber der schwache Sterbliche nicht erwartete, ob er gleich oft, wenn es eintritt, es für so nothwendig hält, daß er sich im Stillen ärgert, es nicht vorausgesehen zu haben. Sich auf einen solchen Zufall bei Ausführung guter Absichten zu verlassen, würde Thorheit seyn; es würde unsern Geist in eine verderbliche Trägheit versetzen, die Thätigkeit unsrer Vernunft in Erfindung wirksamer Hülfsmittel hemmen, und uns öfters aufs grausamste täuschen. Aber eben so wenig sollen wir uns für die stolzen Beherrscher unsers Schicksals halten, und glauben, daß wir verlohren sind, wenn wir die Begebenheiten nicht mehr nach unserm Wunsch zu leiten vermögen. Der Glaube, daß ein solcher uns günstiger Zufall eintreten könne, erhält unser Vertrauen auf die Vorsehung, und schützt uns vor Verzweiflung. Ist es nicht möglich, daß sich Dir noch im letzten Augenblicke Hülfe von einer

Seite darbietet, von welcher Du sie vielleicht am allerwenigsten erwartetest? Würde Deine That dann nicht mit allem Rechte Unbesonnenheit, Frevel gegen den Himmel, der noch keinen Menschen verlassen hat, zu nennen seyn?

Sohn. Und wenn ich nun vergeblich gehofft hätte? Wenn sich kein solcher Zufall ereignete? Was nütz' ich dann auf der Erde? Bin ich nicht aus meinem ganzen Wirkungskreise herausgerissen? Hat man mich nicht von dem Platze verdrängt, auf welchem ich stehen muß, wenn ich kein unnützes Glied im Staate seyn muß?

Vater. Ich gebe Dir zu, daß Du Deinen Beruf als Bürger des Saats wenig oder gar nicht erfüllen kannst. Aber hast Du denn nicht einen noch höhern übrig, den als Mensch? Wirst Du nicht selbst im allertiefsten Unglücke, während Du Deine eigne Tugend vermehrst, der Welt nützen,

und zur Ausbreitung des Guten auf ihr beitragen, wenn Du ihr in Dir ein Beispiel von Liebe gegen Deine Unterdrücker, vo. Geduld im Leiden, von Standhaftigkeit im Unglück vorhältst? — O Lorenz, Du bist tief gesunken. Dein Herz, das an Cölestinens Seite die Tugend so warm liebte, ist jezt verblendet. Deine Leidenschaft, Dein Gram haben Deine Vernunft unterdrückt. Schädliche Bücher, in denen der Selbstmord beschönigt und vertheidigt wird, haben es vollendet, Dich von dem, was Pflicht ist, abtrünnig zu machen. — Frevler, was willst Du Gott antworten, vor dessen Richterstuhle Du bald treten wirst, und der strenge Rechenschaft von Dir fordert? Wie willst Du Dich vertheidigen, wenn er, der Allgerechte, Dir vorhält, daß Du mit Schande das graue Haar Deiner Aeltern bedecktest, und Deine Gattinn, Deine Kinder verwaist im tiefsten Elende zurücklieset? — Lieblo-

ser Vater, nur Dich willst Du von der Schmach befreien, gilt Dir Dein hülfloses Weib, gelten Dir die unschuldigen kleinen Wesen, die durch Dich ihr Daseyn erhielten, nichts mehr? — Willst Du zu dem Elende, gegen welches Du sie allein kämpfen läßt, auch noch die Schande gesellen, daß jeder mit dem Finger auf sie zeige, und sage: das ist die Frau, das ist der Sohn des abscheulichen Selbstmörders!

Lorenz war erschüttert. Durch die Erinnerung an die Seinigen hatte der Alte eine Last auf seine Seele gewälzt, die sie zu Boden drückte. Ein tiefer Seufzer war alles, was er ihm erwiederte, aber in seinen Mienen glaubte es dieser zu lesen, daß es ihm gelungen war, seinen Entschluß wankend zu machen. „Jezt, dachte er, ist es Zeit, der Tugend einen vollständigen Sieg zu verschaffen, und ihn vor jedem Rückfall in seinen gefährlichen Gemüthszustand zu

verwahren. Er hatte durch den mit sich genommenen Buchhalter Cölestinen mit ihren drei Kindern herbeiholen, und sich im Gebüsch verbergen lassen. Jezt winkte er. Weinend sprangen die zwei Knaben herbei, und umklammerten den Schoos des unglücklichen Vaters, während das kleine Lottchen seine Rechte ergriff, und sie an ihren Mund drückte. Langsam war indeß Cölestine herbeigewankt, und in ihrem stillen, trüben Blicke ruhte der Vorwurf: „so konntest Du meine Liebe belohnen?“ Ihre Wange fest an sein Knie gedrückt, riefen seine Söhne: „Vater, erbarme Dich unsrer Mutter, erbarme Dich Deiner verwaisten Kinder!“ — Wehmüthig wendete Lottchen das nasse Gesicht zur entfernteren Mutter, und fragte unschuldig: „behalten wir nun den guten Vater, liebe Mutter?“ — Das war mehr, als Cölestine ertragen konnte. Das Licht ihrer Augen vergieng; ihre Knie

zitterten, ohnmächtig würde sie zu Boden gesunken seyn, wenn sie nicht die offenen Arme des gerührten Vaters umfaßt hätten.

Lorenz war wie vernichtet. Er riß sich los von seinen Kindern, verbarg sein Gesicht am nächsten Baume, und schluchzte laut. Aus allen Augen flossen Thränen. Im Gebüsch hatte der alte Buchhalter seine Hände gen Himmel gehoben, und sein lautes Gebet: „Gott, regiere du sein Herz!“ vermehrte das Schauerliche der Scene. Cölestine war wieder zu sich gekommen. Als Lorenz dies bemerkte: so eilte er zu ihr, riß sie aus dem Arme des Vaters, drückte sie an sein gebrochnes Herz, und die Thränen sich auf's neue annähernder Liebe vermischten sich mit einander. — „Ich Unbesonnener! sprach endlich Lorenz, noch an ihrer Brust liegend, was wollt' ich thun? — Ach kannst Du mir das vergessen, Cölestine?“ — „Vergessen und von ganzer Seele verzeihen!“

antwortete diese mit dem Lächeln eines Engels, und besiegelte ihr Versprechen mit einem langen, zärtlichen Kusse.

Mit neuem Muthe zum Leben gestärkt, hob nun Lorenz von seinen Kindern eins nach dem andern empor an sein Herz, trocknete, selbst weinend, ihnen die Thränen von den Augen, und rief, von süsen Vatergefühlen überströmt: „Ich will Euch wieder Vater seyn."

Hierauf wendete er sich zu seinem Vater. „Mein Verbrechen, sprach er, schwebt mir jezt in meiner ganzen Gröse vor. Ich war ein tief gesunkener Bösewicht —

Vater. Der warst Du nicht, aber ein schwacher Mensch, der sein Herz nicht gegen Verführung verwahrt hat.

Lorenz. Heil Ihnen, mein theuerster Vater, daß Sie einer unglücklichen Gattinn ihren Gatten, verwaisten Kindern ihren Vater, und mir meine Tugend wiedergegeben haben! Ach ein schönerer Dank, als Ih-

nen meine Worte darzubringen vermögen, müssen Ihrem Herzen die Freudenthränen dieser Glücklichen seyn! — Ja, ich verabscheue meinen Entschluß jezt. Um dieser Armen, Bedauernswürdigen willen will ich leben, und mich muthig allem Unglück, welches mir droht, unterwerfen.

Vater. Das wird nun nicht nöthig seyn. Ich segne die Schickung des Himmels, die mir den einen Sohn erhält, indem sie mir den andern entriß. Wisse, Dein Bruder starb vor wenig Tagen im Schooße Deines bekümmerten Vaters. Dir fällt sein Antheil an meiner Habe zu. Ich bringe Dir ihn. Er wird hinreichen, Dich zu retten. Siehst Du, das ist einer von den glücklichen Zufällen, von denen wir sprachen, und die, wenn sie sich ereignen, der verzweifeltsten Lage in einem Augenblick eine bessere Gestalt geben können.

Wer schildert das Erstaunen und die

Freude, die sich der Herzen des unglücklichen Paares bemächtigten? Sprachlos standen sie da, ihr Mund blieb weit geöffnet, ihre Augen starrten unverwandt auf den ädlen Verkündiger ihres Glücks, dessen Worten sie nicht zu trauen wagten. So groß ist das freudige Schrecken des Verbrechers, der auf dem Hochgericht den Schlag des Henkers erwartete, und in dessen Ohr nun das belebende Wort: Gnade tönt.

Als der Vater, der in diesem schönen Augenblicke selbst die reichlichste Belohnung seines Sorgens fand, mit weicher, bebender Stimme sie versicherte, daß das, was sie hörten, kein leerer Traum sey, da flogen sie mit Freudefunkelndem Blick an sein Herz, und ihre festen, langen, wüthenden Umarmungen drohten den ädlen Greis, dessen Thränen nicht länger zurückgehalten werden konnten, zu ersticken.

„Alles recht gut! sprach er endlich.

Aber Ihnen, liebe Cölestine, muß ich doch auch einen Verweis geben. Ihr Gatte stand im Begriff, ein Selbstmörder zu werden, aber waren Sie es wol weniger? — Sie werden mir freilich sagen, daß kein Mordgewehr in Ihre Hand gekommen sey, aber — zeigen nicht diese von Gram gebleichten Wangen, diese trüben Blicke, diese hohlen Augen, daß auch Sie an Ihrer Selbstzerstörung gearbeitet haben? — Sie thaten das freilich nicht auf eine so grobe Weise, Sie legten nicht unmittelbar Hand an sich, aber kömmt es hier wol auf die Art an, auf welche etwas geschieht? — In Rücksicht auf diese unterscheidet man freilich einen gröbern und feinern Selbstmord, in Betreff der Folgen aber sind beide sich gleich. Was er durch eine Kugel auf einmal thun wollte, das thaten Sie durch Ihren Gram nach und nach; ja, Ihre Schmerzen musten noch länger und martervoller seyn, ich möchte

sagen, daß sie tausendmal zu sterben im Begriff waren. Durch anhaltenden Kummer verkürzt der Mensch sein Daseyn. Zwar war Ihre Lage nicht glücklich, aber es giebt — das lassen Sie sich für Ihr ganzes künftiges Leben gesagt seyn — es giebt kein Unglück, dessen Gewalt der Mensch nicht durch Muth mindern könnte, es giebt keins, in welchem ihm nicht das Vertrauen auf eine weise und gerechte Vorsehung, und ein unbeflecktes Herz Trost gewähren sollten, und das beste Mittel, dem Schmerz zu widerstehen, ist ihm aufrichtig widerstehen wollen,"

Lorenz war nun seiner Gattinn und seinen Kindern wiedergegeben. Kein Unfall störte fernerhin das Glück und die Ruhe seines Lebens. Nur dann empfand er selbst im spätesten Alter ein inniges Misvergnügen, wenn irgend ein Zufall ihn an den Tag erinnerte, an welchem er verzweiflungs-

voll Hand an sein Leben legen wollte, und oft hörte man ihn ausrufen: „Mit Gelassenheit und selbst mit Freude wollte ich in die Vergangenheit zurückblicken, wenn ich diesen unseligen Tag, der noch in der Erinnerung Schaamröthe auf meine Wangen treibt, aus derselben vertilgen könnte!“

2.

Enthaltsamkeit, Mäsigkeit und Unmäsigkeit, Völlerei, Gefräsigkeit, Trunkenheit, Versoffenheit, Nüchternheit.

Es ist eine Bemerkung des alten Selle, die ihre völlige Richtigkeit hat, daß nehmlich der Mensch auf mehr, als eine Art seine Gesundheit zerstören und sein Leben verkürzen könne. So wie sein Sohn auf die schnellste Weise, durch Waffen, seinen Tod

herbeiführen wollte: so führte fortdauernder Gram eine Zeitlang die arme Cölestine demselben ebenfalls immer näher, und so eilt man demselben auch durch Unmäßigkeit oft in sehr kurzer Zeit entgegen. Man würde also den, welcher sich ihr überläßt, mit vielem Rechte einen Selbstmörder nennen können, denn ob es gleich nicht der Vorsatz des Unmäßigen ist, sich selbst zu tödten: so kann er doch aus zahllosen Erfahrungen wissen, daß sein Laster ihn endlich nothwendig um Gesundheit und Leben bringen muß, und daß er folglich zum grösten Verbrecher herabsinkt, indem er diese zwei grosen Geschenke einer weisen Vorsehung, ohne deren Besitz es uns unmöglich seyn würde, unsern Zweck — möglichste Tugend — zu erreichen, so leichtsinnig von sich wirft.

Der Schöpfer hat uns nehmlich auser unserer Vernunft auch sinnliche Triebe eingepflanzt. Wir verstehen darunter

solche in unserer Natur liegende Anreizungen und Bedürfnisse etwas zu thun oder zu geniesen, welche ohne Zuthun unserer Vernunft entstehen und fortdauern, die wir also nur empfinden, nicht denken können, und bei denen wir uns demnach, da sie von äusern Dingen erregt werden, lediglich leidend verhalten. Einige derselben liegen blos in der Einrichtung unseres Körpers, z. B. der Hunger, der Durst, der Trieb zum Schlafe, andere entstehen in unserer Seele, z. B. Liebe, Haß, Freude, Traurigkeit. Jene erstern nennen wir Instinkte, diese letztern Leidenschaften, beide aber werden unter dem gemeinschaftlichen Namen der Sinnlichkeit begriffen.

Daß diese Triebe unnütz oder wol gar schädlich seyn sollten, wird niemand glauben, der sich von der Weisheit und Güte des Wesens, das uns in's Daseyn rief, hinlänglich überzeugt hat. Ihr Nutzen für

uns ist dreifach. Sie ziehen uns erstlich mächtig zu gewissen Geschäften hin, die wir, wenn sie blos der Vernunft übergeben worden wären, oft unterlassen würden, und die gleichwol mit unserer Erhaltung so nothwendig verbunden sind, daß diese ohne sie gar nicht Statt finden kann. So würde der Gewinnsüchtige die Nächte lieber zur Arbeit, als zum Schlafe anwenden, und der Geizige sich die nothwendigsten Nahrungsmittel versagen, wenn jenen nicht Müdigkeit zur Ruhe, und diesen Hunger zum Essen zwänge. Sie beleben sodann unsre Tugend und erleichtern sie, indem wir es z. B. täglich an uns wahrnehmen können, daß wir weit geneigter sind, einen Menschen, zu welchem wir Liebe haben, Gutes zu thun, als einem solchen, der uns fremd ist. Sie üben endlich unsre Tugend, indem sie sie unaufhörlich zum Kampfe reizen, und ihr Gelegenheit geben, sich zu zeigen, so

daß sie nur erst durch Besiegung dieser Triebe ihre Würde erlangt und wahre Tugend wird, wie man aus dem Beispiele meiner Luise und des wackern Jussuf (in der dritten und vierten Erzählung des ersten Bandes) zur Gnüge sehen kann.

Dahingegen ist es auch nicht zu leugnen, daß es für uns die grösten Nachtheile haben würde, wenn wir unsern Trieben ohne alle Einschränkung folgen wollten. Nicht genug, daß wir dann aufhören würden, selbstthätige Wesen zu seyn, wir würden uns auch mit den grösten und schimpflichsten Verbrechen und Lastern besudeln. Wer begreift es nicht, daß wir, wenn wir den Trieben des Hasses und der Rache folgen wollten, zu Verläumdern, Verräthern und Mördern werden würden? Heil also und Ruhm dem Manne, der mit seiner Vernunft die sinnlichen Triebe zu regieren, und sie einzuschränken oder auch, wenn auf kei-

ne andere Weise seine Tugend bestehen kann, ganz zu unterdrücken weis. Er ist es, der die hohe Kunst versteht, sich selbst zu beherrschen.

Selbstbeherrschung, dieses erste und wichtigste Erforderniß zu einem tugendhaften Leben besteht also darinn, daß man, stets seiner Würde eingedenk, mit der Vernunft die sinnlichen Triebe entweder einschränke, damit sie durch ihre Macht uns nicht zum Bösen verleite, ja sie sogar, wenn unsre Tugend auf keine andre Weise bestehen kann, (denn ohne Noth soll es nicht geschehen) ganz unterdrücke. Im erstern Falle nennt man die Selbstbeherrschung Mäßigkeit, im zweiten wird sie schicklich durch den Ausdruck Enthaltsamkeit bezeichnet.

Diese zwei Tugenden sind allerdings in Rücksicht auf jeden Trieb denkbar, ganz vorzüglich aber fallen sie, so wie die ihnen

entgegenstehenden Laster, Unmäßigkeit und Unenthaltsamkeit, bei den natürlichen Geschäften in die Augen, zu welchen wir von unsern Trieben hingezogen werden, z. B. bei'm Schlafen, Essen, Trinken. Ohne Zweifel sind sie gerade darum in dieser Rücksicht so auffallend, weil diese Triebe gehörig geleitet und beherrscht, ganz vorzüglich auf die Erhaltung unserer Gesundheit, unsers Wohlstandes und unseres Lebens abzwecken, dagegen aber auch nichts gewisser ist, als daß sie ohne die Herrschaft der Vernunft von den nachtheiligsten Folgen für diese drei uns so wichtigen Dinge sind. Der wahrhaft ädle Mensch wird sie also durch Enthaltsamkeit zuweilen ganz unterdrücken, immer aber von Mäßigkeit geleitet, sie so einzuschränken wissen, daß er die sinnlichen Güter, deren Genuß sie ihm nothwendig machen, nicht anders als zur rechten Zeit, und in einem schick-

lichen, weder zu geringen, noch zu grosem, sondern zu seinem Zwecke nothwendigem Maase braucht. Unter diesen Bedingungen sind die sinnlichen Triebe für ihn freundliche Rathgeber und Erinnerer, die sein Glück wollen.

Sollten uns hingegen die Freuden und Annehmlichkeiten des Genusses solcher Güter, die uns unsere Triebe anpreisen, so werth seyn, daß wir sie weder zur rechten Zeit, noch im dienlichen Maase genößen: so würden wir uns durch eine solche Unmäßigkeit in unabsehbares Elend stürzen. Nicht genug, daß jene Freuden flüchtig und vorübergehend sind, und unmäßig genossen, einen gänzlichen Eckel hinter sich zurücklassen, ihnen folgen auch Armuth, Krankheit, und ein frühzeitiger Tod gleichsam auf dem Fuse. Tausende ehemals glücklicher Menschen, die jezt verarmt und mit

schmerzlich zerrüttetem Körper vom mitleidigen Wanderer ein Gabe erbetteln, können dies lehren, ach und doch fehlt es nicht an neuen Tausenden, die sorgenlos und unbekümmert, das Gift unmäsig genossener sinnlicher Freuden schlürfen.

„Wen begräbt man hier?“ fragte ich neugierig, als ich unlängst in meine Geburtsstadt Altenhayn kam, und ein Leichenzug langsam vor mir vorüberwallte. „Es ist Julchen Müller, deren Hülle wir der Erde wiedergeben,“ sagte mir einer von den Trägern des Sarges. „Um Gottes willen! rief ich auser mir, Julchen Müller tod? Das schönste, frohsinnigste Mädchen in Altenhayn, die einzige, geliebte Tochter betagter Aeltern, meine Jugendfreundinn tod?“ — Ich sprang aus dem Wagen, ich schloß mich an den Zug an, und weinte auch meine Thränen auf ihr Grab herab. „Was werden die unglücklichen Aelten sa-

gen?“ sprach ich zu mir selbst, und maschinenmäsig trugen mich meine Füse in das Trauerhaus, in welchem mich jedes Oertchen an die Freuden erinnerte, die ich als Knabe in Julchens Umgange gefunden hatte. Nichts von dem Jammer, der auf allen Gesichtern gezeichnet war. Mit bittern Thränen und einer wüthenden Umarmung, als wenn sein Herz Trost an dem meinigen suchen wollte, empfieng mich der alte Vater. „Sie kommen in einer schrecklichen Stunde!“ rief er. — „Ach! erwiederte ich, und Julchen tod!“ — Tod! tod! sprach er schluchzend. Sie haben sie gekannt, Sie fühlen die Grose unsers Verlusts! — „Und wie — ist das gekommen? wollte ich fragen, doch er unterbrach mich. „Ach leider durch ihre eigne Schuld! fuhr er fort. Das Unbesonnene Kind! Die Selige mag diesen Ausdruck meinem Schmerze verzeihen. Aber Sie wissen, wie oft ich sie gebeten und er-

mahnt habe, nicht auf die Hitze zu trinken. Sie hat ihrem Vater nicht gefolgt! Vor einiger Zeit hat sie sich auf einem Balle durch das Tanzen, das sie, wie alle Mädchen, sehr liebte, stark erhitzt. Sie fühlt einen brennenden Durst, sie kann sich nicht enthalten zu trinken. Dieser Trunk zur Unzeit war so gut, wie Gift. Er hatte ihre Lungen angegriffen, und wir sahen eine fürchterliche Auszehrung sich entspinnen, wir trostlosen Aeltern sahen unser einziges Kind langsam unter den heftigsten Qualen dem Tode entgegen welken. Wir haben alles gethan, um sie zu retten, was Menschen thun können, aber umsonst. Ihre Unmäsigkeit muste ihr das Leben kosten, und mich alten Mann aller meiner Hoffnungen berauben.“

Seht, welche Veränderung ist mit dem armen Beyer vor sich gegangen. Noch vor fünf oder sechs Jahren glühte in seinen

Blicken das Feuer der Gesundheit, und seine vollen Wangen schmückte die liebliche Röthe der Jugend. Selbst der unbekannteste Fremdling freute sich, wenn er zu ihm kam, des herzlichen Empfanges, den er ihm wiederfahren lies, der Gefälligkeiten, womit er unaufgefordert ihn überhäufte, des warmen Händedrucks, womit er ihn von sich lies. Kam ein Freund mit heiterer Seele zu ihm: so fand er jederzeit einen zweiten Frohen, und des Scherzens und Kosens war kein Ende; kam er aber traurig und betreten: so verlies er ihn gewiß getröstet und mit neuem Muthe wieder, denn Beyers muntre Laune, sein immer reger Witz wusten jeden Kummer aus seinem Herzen zu vertreiben. In dem Hause, wo er wohnte, war keiner, der ihn nicht geliebt hätte, denn wem er auch auf dem Saale, oder auf der Treppe begegnen mochte, den fragte er freundlich nach seinem Befinden,

gab ihm guten Rath, oder machte im Vorbeigehen ein bescheidenes Späschen mit ihm. In müssigen Augenblicken sang er, des Abends lauschte die ganze Nachbarschaft seinem herrlichen Spiele auf dem Flügel. Ach von dem allen ist keine Spur mehr übrig! Beyer hatte von jeher einen brennenden Durst nach Kenntnissen, und um diesen zu stillen, schienen ihm die Tage viel zu kurz zu seyn. Er nahm die Nächte zu Hülfe, er durchwachte jede Woche drei bis vier derselben, und die aufgehende Sonne fand ihn an eben dem Arbeitstische wieder, an welchem ihn die untergehende verlassen hatte. Seinen Fleis verkennt freilich niemand, und alle sind darinn einig, daß Beyer der kenntnißreichste Mann in der ganzen Stadt sey. Aber seine Unmäsigkeit im Arbeiten ist's, die von jedem, und mit Recht getadelt wird. Durch das fortwährende Sitzen, und den Mangel an Bewegung

(denn jeder Spatziergang war ihm zuwider, weil er ihn von der Arbeit abhielt, und seine Freunde hatten von Glück zu sagen, wenn sie ihn einmal zu einem überredeten) und durch die schädlichen Nachtwachen ist sein Körper geschwächt, in den Eingeweiden ist eine grose Unordnung vor sich gegangen, seine Gesundheit ist zerrüttet, und der Unglückliche wird von der fürchterlichsten Hypochondrie gepeinigt, die einen ewigen Schmerz in seinen Gliedern unterhält, und ihn um alle Freuden des Lebens gebracht hat.

Betrachtet ihn nur jezt! Das Feuer seiner Augen ist erloschen, sein Blick ist matt und stier, seine hohlen Wangen deckt Todtenbläsſe, und seine kraftlosen Füse thun kaum noch ihre Dienste. Schon seit Jahr und Tag ist der Arzt nicht aus seinem Hause gekommen. Dennoch klagt er nicht sowol über den Verlust seiner Gesundheit selbst, als vielmehr darüber, daß ihm das Arbei-

ten jezt ungleich saurer wird, als vorher; daß seine Seelenkräfte durch den ewigen Schmerz in seinen Gliedern täglich mehr von ihrer Stärke verlieren, und daß die Heftigkeit des letztern ihn öfters nöthigt, die Zeit ungenützt verstreichen zu lassen, von welcher er ehemals jeden Augenblick zu seiner Vervollkommnung anwenden konnte. Der Thor! Hätte er das Vergnügen, seine Kenntnisse zu vermehren, mit Einschränkung genossen: so würde er es länger haben geniesen können, als es nun möglich ist! Und wem nützen denn die Kenntnisse, die er bisher erworben hat? Niemand. An die Stelle seines Frohsinnes ist eine finstre, mürrische Laune getreten, die ihn selten oder nie verläßt. Er flieht die Menschen, er ist zurückhaltend und stumm, wenn ihn etwas nöthigt, unter sie zu gehen; er ist unfreundlich, auffahrend, ungefällig, wenn sie ihn um etwas bitten, er bleibt kalt bei ihren

Freuden; er geht jezt bei seinen Bekannten vorüber, ohne sie zu bemerken, seine Seele arbeitet nur immer unter traurigen Vorstellungen, und peinigt sich selbst mit schreckenden Bildern der Zukunft. Selbst die Gefühle der Freundschaft sind in seinem Herzen erstorben. Den ganzen Tag findet man sein Zimmer verschlossen, und dennoch ist er zu Hause, aber sein Trübsinn macht, daß er keinem die Thür öfnet, so lange und stark er auch klopfen mag. Seine Hypochondrie läßt ihn stets nur seinem Grame und seinen oft sehr unnöthigen Sorgen leben. Er ist sich selbst zur Marter.

Welche Stärke besaß nicht einst August, der Sohn des Bäckermeisters Meisner. Einen Scheffel Korn über Stock und Stein zu tragen, war ihm Spiel, und als er vor zwei Jahren mit vielem Gelde nach dem Dorfe Fruchtau gieng, um Getreide einzukaufen, und auf dem Wege von drei Die-

den angefallen wurde: so leistete er eine so muthige Gegenwehr, daß alle mit blutigen Köpfen ihr Heil in der Flucht suchen mu-sten. Sie sollten jezt kommen, ach ein ein-ziger schwacher Stoß würde ihn zu Boden werfen, so mark- und kraftlos wankt er jezt einher. Wollt ihr die Ursache davon wissen? — Das Bad — doch was sag' ich? — nein, Unmäßigkeit im Bade hat ihn in diesen traurigen Zustand versetzt. August liebte das Bad, und mit Recht, denn es stärkt unsere Nerven, erfrischt den Körper, und öfnet die verstopften Schweis-löcher. Auch war er nicht, wie mancher andre seines Alters, so unvorsichtig, mit schwitzendem Körper in das frische Wasser zu gehen, sondern er kühlte sich vorher je-derzeit ab, denn er wuste, daß, wenn man sich erhizt habe, plözliche Erkältung einen Schlagfluß, oder eine Lähmung der Glieder nach sich ziehen könne, und daß schon viele

durch Unterlassung jener nöthigen Vorsicht, ihren Tod in den Wellen gefunden hatten. Aber er badete sich den Sommer über täglich drei und mehrere Male, und kam nie unter einer halben Stunde aus dem Wasser heraus. Durch diese Unmäßigkeit ist er in eine Nervenschwäche gefallen, die unbegreiflich seyn würde, wenn man nicht wüßte, daß jeder heftige Reiz, welchen die Nerven zu oft erhalten, sie am Ende schwächt und schlaff macht. Es ist zwar Hoffnung zu Augusts Wiederherstellung da, aber sie wird nur langsam von Statten gehen, und seiner Leiden wird also noch eine Menge seyn.

Am allerverächtlichsten macht sich in den Augen andrer derjenige, welcher sich Unmäßigkeit im Essen und Trinken zu schulden kommen läßt, wovon wir die erstere auch besonders Gefräßigkeit, die leztere aber Trunkenheit, und wenn sie so weit geht, daß der Mensch keinen Augenblick

zu Verstande kömmt, Versoffenheit, beide zusammen aber Völlerei zu nennen pflegen. Denn ein solcher wüthet nicht blos gegen Gesundheit und Glück, sondern er ist auch, da er sich vorsätzlich seiner Vernunft beraubt, die ihn allein zum Menschen machte, völlig dem Viehe gleich, das, wie er, nur von sinnlichen Begierden getrieben wird, und ekelhaft muß er jedem Menschen von ädlern Gefühlen seyn, weil er in sich die Menschheit zur Thierheit herabwürdigt, und sie schändet. Doch wie unentbehrlich Mäßigkeit im Essen und Trinken, welche letztere wir auch besonders Nüchternheit nennen, sey, das wird aus der Geschichte des unglücklichen Konrad Friedners deutlicher erhellen.

Konrad war der einzige Sohn eines allgemein für sehr reich gehaltenen Landmanns. Er wurde von seinem Vater frühzeitig zur Schule angehalten, aber er lernte

nicht viel. Denn ob die Schule gleich zu etwas ganz anderm, als zum Essen bestimmt ist: so brachte er doch nach der unartigen Sitte vieler jungen Leute sein Frühstück mit in dieselbe, um es, sobald der Lehrer sich von ihm abwandte, und sich mit den Kindern auf der gegen über befindlichen Seite unterhielt, unbemerkt zu verzehren. Dies Frühstück nun war gewöhnlich so groß, daß seine Mitschüler es nicht begriffen, wie ein so kleiner Mensch soviel Nahrung zu sich nehmen könne, und ihm mit Verwunderung zusahen, wie gierig er in das dicke Butterbrod biß, und wie unzufrieden er es nach jedem Bisse von allen Seiten betrachtete, als ärgerte er sich, daß es dadurch kleiner geworden war. War alles verzehret: so sah er sich um, ob nicht noch andere Schüler Mundvorrath bei sich hätten, und sobald er den Mund eines andern in Bewegung fand; so hörte er nicht

eher auf, ihm Blicke der Sehnsucht zuzuwerfen, und bettelnd ihm die flache Hand darzubieten, als bis dieser, verdrüßlich, daß ihm jeder Bissen nachgezählt wurde, ihm etwas von seinem Reichthume abgab. War die Schule zur Hälfte aus: so wuste er sich unter irgend einem Behelf nach Hause zu schleichen, wo er die Taschen mit soviel Obst füllte, daß er nach seiner Rückkehr in die Schule bis an das Ende derselben zu schmausen genug hatte. Zu Mittage überlud er sich dann zu Hause auf's neue mit Speisen; von seinem Vesperbrode konnte man sagen, daß es vom Ende der Mittags- bis zum Anfange der Abendmahlzeit dauerte, denn wenn er auch noch so satt war, so konnte er doch nichts neues eßbares sehen, ohne es sogleich zum Munde zu führen, und wenn er gleich bei'm Abendtische seinen Magen wiederum reichlich versorgte: so waren doch am andern Morgen seine ersten

Gedanken gewiß auf's Essen gerichtet, ja, er stieg oft in der kalten Mitternacht aus dem Bette, um der Mutter von ihrem Aepfelvorrath einige zu entwenden, und sie halb schlafend zu verzehren.

Ob er sich gleich durch die Hast, womit er die heisen Speisen verschlang, sehr häufig Zunge und Gaumen verbrannte, ob er gleich selten einen Tag von Uibelkeiten verschont blieb, und wegen der häßlichen Gerüche, die aus seinem Munde hervorkamen, kein Kind gern neben ihm sitzen mochte: so waren das doch die geringsten Nachtheile. Das Schlimmste war, daß sein Verstand völlig arm an Kenntnissen blieb. Und wie hätte es auch anders seyn sollen? Eben so schwerfällig und unbehülflich, als sein mit Speisen beschwerter Leib, war auch sein Geist, der durch die unverhältnißmäsige Anfüllung des erstern so sehr in seiner Thätigkeit gehemmt wurde, daß alle seine Kräfte

einen fortwährenden Stillstand zu machen schienen. Man weiß ja aus dem Sprichwort, daß ein voller Bauch nicht gern studiert, wie hätte man also in der Schule Aufmerksamkeit und Nachdenken von Konrad erwarten sollen? Er saß unbeweglich, wie ein fühlloser Kloz an seinem Orte, und starrte, ein Spott anderer Kinder, gedankenlos vor sich hin. Richtete der Lehrer zuweilen eine Frage an ihn: so sah er ihn mit dummer Miene an, und seine albernen Antworten — er war ja keines vernünftigen Gedankens fähig — erregten jederzeit das allgemeine Gelächter aller übrigen Schüler, von denen er nur unter dem schimpflichen Namen Freß-Konrad gekannt und verachtet war.

Einst wurde eine öffentliche Prüfung in der Schule veranstaltet, zu welcher vorher die Aeltern der Kinder eingeladen worden waren. Unter den Anwesenden befand

sich auch Konrads Vater. Der Pfarrer, der die Kinder eins nach dem andern fragte, kam endlich auch an Konrad. Je leichter nun die ihm vorgelegten Fragen waren, desto mehr muste der Unsinn, der, wie gewöhnlich, in seinen Antworten war, auffallen. Auch entstand wirklich ein lautes Gelächter nicht nur unter den Kindern, sondern auch unter den versammelten Vätern und Müttern. Konrad wurde, nachdem er einen derben Verweis erhalten, seiner beispiellosen Unwissenheit zur Strafe zum untersten in der ganzen Schule gemacht.

Das alles war nun gar nicht so, wie es der stolze Vater Konrads erwartet hatte. Glühend vor Schaam verließ er das Zimmer, wo die Augen aller ihm zu sagen schienen, du hast ein schönes Früchtchen zum Sohne. Zu Hause ergriff er seine Peitsche, und stellte sich damit hinter die Hausthür. Als nun Konrad nach Hause

kam: so wurde er freilich diesmal auf die unsanfteste Weise von der Welt empfangen. Der unvernünftige Vater handelte hier blos so, wie es ihm der Zorn eingab, denn die Behandlung selbst war weder väterlich, noch zweckmäsig, da sie den Fehler Konrads nicht im geringsten verbesserte. Noch unvernünftiger war es, daß er eine Stunde nachher den weinenden Knaben liebkoste, weil er glaubte, daß ihm zu viel geschehen sey, und daß er nun die ganze Schuld auf den Pfarrer schob, von welchem er glaubte, daß er seinem Sohne zu schwere Fragen vorgelegt, und dies nur gethan habe, um ihm als Vater Kränkung zu verursachen. Von dieser Zeit an konnte er dem unschuldigen Pfarrer kein freundliches Wort zusprechen.

Einige Wochen nachher muste der reiche Friedner — so nennte man Konrads Vater

nur — Pathenstelle bey der Taufe eines neu-
gebohrnen Kindes verrichten. Der frohe Vater des leztern verherrlichte diese Feierlichkeit durch einen ländlichen Schmaus, zu welchem nicht nur die Pathen, sondern auch seine übrigen Freunde mit ihren Kindern, nebst dem Pfarrer eingeladen waren. Auch Konrad fehlte nicht dabei, und er hatte sich vorgenommen, sich bei dieser Gelegenheit einmal recht gütlich zu thun. Bei Tische waren die Augen aller Gäste verwundernd auf den kleinen Fresser gerichtet, dem von jedem Gericht mehrere Male vorgelegt werden muste, und der, ob er gleich jeden einzelnen Teller in wenig Augenblicken geleert hatte, doch noch dann zu essen fortfuhr, als die erwachsenen Personen schon gesättiget waren, so daß die ganze Gesellschaft sich nach ihm richten, und so lange bei Tische unthätig bleiben muste, bis es ihm beliebte, Messer und Gabel, und die, um

schneller fertig zu werden, oft zu Hülfe genommenen Finger ruhen zu lassen.

Als dies endlich geschehen war: so giengen die Kinder zusammen in den Garten, um unter der Anleitung des Pfarrers und Schullehrers zu spielen. Sehr bald bemerkte man, daß Konrad fehlte. Man fragte seine Aeltern, wo er wäre, man gieng in Friedners Haus, um zu sehen, ob er sich vielleicht daselbst befände, niemand wuste, niemand fand ihn. Nach langem Suchen entdeckte man endlich ein Bein, das aus dem vor dem Hause errichteten Backofen hervorgukte. Man näherte sich — richtig, es war Konrad, dessen Körper nach der vorhergegangenen Uiberladung so schwerfällig geworden war, daß ihm nichts übrig blieb, als sich in den Backofen zu verkriechen, und zu schlafen.

Nachdem man ihn durch ein schallendes Gelächter und durch langes Rütteln

geweckt hatte: so wurde er unwillig, und rief, sich die Augen reibend: „Laßt mich doch gehen! ich will nun einmal nicht spielen! ich bin müde!“ Das half ihm aber zu nichts. Der ungestüme Schwarm zupfte und zog ihn so lange, bis er, schmuzig von den ausgebrannten Kohlen, auf welche er, wie ein vernunftloses Thier, hingesunken war, aufstand, und dann faßten ihn zwei der grösern Kinder bei den Händen, und rissen ihn mit sich fort. Das war eine Anstrengung, die sein ungeschmeidiger Körper nicht ertragen konnte. Ein Schwindel und eine heftige Uibelkeit ergriffen ihn, er stürzte fast ohne Besinnung zu den Füßen des Pfarrers nieder, und durch ein starkes Erbrechen gab, zum Eckel aller, sein Magen einen Theil der Speisen, die ihn beschwerten, wieder von sich. „Pfui!“ schrien alle, und wichen zurück. Der Vorfall hatte indessen auch die erwachsenen Gäste, und unter ih-

nen Friedners Aeltern herbeigezogen. Viele waren durch den scheuslichen Anblick so empört, daß sie selbst Uibelkeiten anwandelten. Durch die Hülfe, die man ihm leistete, wurde es Konraden zwar nach und nach etwas wohler, aber seiner Sinne war er so wenig mächtig, daß er an dem Vergnügen der Kinder keinen Theil nehmen konnte, sondern, so lange es dauerte, mit stieren Blicken, mit offnem Munde und hangendem Kinn dortsitzend, ein Bild der Einfalt zu seyn schien.

„Es ist recht," sprach der Pfarrer zu den ihn umgebenden Kindern, „daß Euch vor diesem Knaben eckelt. Ein gefräßiger Mensch, der sich zu allem Denken und Handeln unfähig macht, ist mit Recht ein Gegenstand des Abscheues." — „Und Er," mein lieber Friedner, fuhr er zu Konrads Vater fort, „handelt gewissenlos an seinem Sohne, Er macht ihn ungesund und

verächtlich bei allen Menschen, wenn Er seiner unersättlichen Freßgier nicht bald Einhalt thut. Er ist alt und verständig genug, um zu wissen, daß alle Nahrungsmittel, die der Mensch nicht aus Hunger, sondern nur weil sie ihm gut schmecken, und seinen Gaumen kitzeln, zu sich nimmt, unnütz, ja sogar, in Menge genossen, höchst schädlich sind."

Der alte Friedner war über diese neue Demüthigung des Pfarrers aufgebracht, aber, da er die Wahrheit seiner Bemerkungen fühlte: so konnte er nichts dagegen sagen. Diesmal war er selbst mit dem Verhalten Konrads so unzufrieden, daß er es ihm, als sie nach Hause zurückgekehrt waren, in den heftigsten Ausdrücken verwies, und sich fest vornahm, sich durch die ungebändigte Gefräßigkeit seines Sohnes nicht noch einmal zu beschimpfen. Was sich aber

Friedner einmal vornahm, darüber pflegte er fest zu halten.

Von dem Augenblicke an legte der Vater Konraden bei jeder Mahlzeit selbst soviel vor, als er glaubte, daß zur Stillung seines Hungers unumgänglich nothwendig sey, und ob dies gleich noch immer nicht wenig war: so waren doch die jetzigen Portionen, die er erhielt, im Vergleich mit den ehemaligen so klein, daß er oft in bittere Thränen ausbrach. Der Mutter, die ihn eigentlich durch zu große Nachsicht verwahrloset hatte, gieng das freilich an's Herz, aber ihre Bitten, das liebe Söhnchen doch um's Himmels willen nicht verhungern zu lassen, vermochten über den strengen Vater so wenig, daß er nicht nur nichts zulegte, sondern der Mutter auch auf's nachdrücklichste verbot, ihm in seiner Abwesenheit etwas zu geben, und mit ihr in einen heftigen Zank gerieth, wenn er merkte, daß sie dies Ver-

bot nicht beobachtet hatte. Es war schlimm für Konrad, daß es gerade Winter war, in welchem der Vater selten aus dem Hause kam, und die furchtsame Mutter also wenig für ihn thun konnte. Es braucht kaum erinnert zu werden, daß der Vater alle Vorräthe von Lebensmitteln sehr sorgfältig verschlossen hatte, so daß Konrad nicht mehr zu denselben kommen konnte. Einige Male, wenn ihm das Vorgelegte zu klein schien, und alle Bitten und Thränen keine Vermehrung desselben bewirken konnten, gieng Konrad trotzig vom Tische hinweg. Da aber nun der erzürnte Vater, weit entfernt, sein Verlangen zu befriedigen, auch das zurücknahm, was er ihm bereits gegeben hatte, und Konrad also gar nichts erhielt; so wurde Konrad klüger, und lernte sich mit Wenigem begnügen.

Diese Strenge des Vaters, von der wir übrigens nicht leugnen, daß sie zuweilen

hätte etwas gemildert werden sollen, blieb nicht ohne gewünschten Erfolg. So schmerzlich es anfänglich für Konraden war, seinen steten Appetit bekämpfen zu müssen, so wurde ihm doch durch die fortdauernde Unerbittlichkeit des Vaters Versagung zur Gewohnheit, und der junge Nimmersatt fieng endlich an, eine so lobenswürdige Mäßigkeit im Essen zu beobachten, daß er selbst dann seine Begierde bezähmte, wenn ihn das wachsame Auge des Vaters auch nicht hinderte, sie zu befriedigen. Freuen würden wir uns, wenn wir sagen könnten, daß an dieser glücklichen Veränderung auch seine eigne Vernunft einigen Antheil nahm, allein dies war so wenig der Fall, daß er nur aus einem Laster gerettet zu seyn schien, um desto tiefer in ein anderes zu versinken.

Der alte Friedner war Soldat gewesen, und hatte alle Beschwerlichkeiten dieses Standes kennen gelernt. Gleichwol hatte

er eine stete Vorliebe für denselben in sich erhalten, weil er dem jungen Landmanne ohne Bildung Gelegenheit gab, nicht nur eine bessere Haltung des Körpers anzunehmen, sondern auch seine rohen Sitten geschmeidiger und gefälliger zu machen. „Mein Konrad soll Soldat werden," war daher sein fester Beschluß, den ihm weder seine Frau, noch seine Freunde ausreden konnten, und als daher Konrad das gehörige Alter sowol, als die erforderliche Gröse erlangt hatte: so gieng er, so sehr er ihn auch bei seinen Feldarbeiten brauchen konnte, selbst mit ihm zu einem Hauptmann der nächsten Garnison *), um ihn, wie er glaubte, zu des Sohnes eignem Besten anwerben zu lassen.

Der alte Mann hatte sich sehr verrech-

*) Garnison — d. i. die Besatzung von Soldaten, die in einem Orte zur Beschützung und Vertheidigung desselben liegt.

net. Zwar erhielt das Aeusere seines Sohnes wirklich einen bessern Anstand, aber die gänzliche Unthätigkeit, in welcher er auser den wenigen Tagen, da er auf der Wache war, lebte, machten ihm den Müssiggang beliebt, die strenge Kälte, der er im Winter Troz bieten muste, und die Beispiele einiger seiner Kammeraden verleiteten ihn zum Trunke. O zu diesem häßlichen Laster, das man unsern Vorfahren in einem vorzüglichen Grade vorzuwerfen Ursache hatte, kann niemand leichter verführt werden, als Soldaten und Landleute, die, indem sie der rauhen Witterung ausgesetzt sind, und sich durch hitzige Getränke erwärmen wollen, sich bald an dieselben gewöhnen. Sie verdienen daher eben so wohl einige Entschuldigung, als die Russen, Schweden und Nordamerikanischen Wilden *), die

*) Die gemeinen Russen und Schweden, besonders die mehr gegen Norden wohnen, lieben

um eben dieser Ursache willen im Genusse gebrannter Wasser unmäsiger sind, als die Bewohner wärmerer Himmelsstriche. Aber völlig können sie nicht gerechtfertigt werden. Denn solche starke Reizungen der Sinnlichkeit sind es eben, die wir durch Vernunft einschränken und überwältigen sollen, wenn es uns ein Ernst ist, uns der Tugend zu weihen. Je gröser der Kampf, je schwerer der Sieg, desto herrlicher das Verdienst.

den Branndtwein sehr. Am meisten aber lieben ihn die Nordamerikanischen Wilden, welche oft den ganzen Ertrag ihrer Winterjagden an Pelzwerk für einige Eimer Rum oder Zukkerbranndtwein an die Europäer verkaufen, die sie dann auf einmal in wenig Tagen leeren. Während dieser anhaltenden Betrunkenheit geschehen unter ihnen die schrecklichsten Morde, so daß der übermäsige Genuß in mehr als einer Rücksicht eine der vornehmsten Ursachen ihrer Verminderung wird.

Man wird nicht auf einmal ein Lasterhafter, aber jeder Schritt, den man unbekümmert auf dem falschen Wege thut, führt dem Laster näher. Konrad trank erst ein Gläschen, dann zwei, dann drei, und je mehr er trank, desto mehr schmeckte ihm der schädliche Trank. Dadurch hätte er aufmerksam werden sollen, aber er ward es nicht. Konrad hatte nicht aufgehört, unmäßig zu seyn, seine Unmäßigkeit, die durch Umstände für einige Zeit unterdrückt war, wechselte nur den Gegenstand; er ward aus einem unverschämten Fresser bald ein liederlicher Trunkenbold. Jeder Abend wurde bei dem Branndtweinglase hingebracht, und seiner Sinne nicht mächtig, taumelte der unbesonnene Jüngling stets um die Mitternacht in's Bette. Der Rausch muste verschlafen seyn, und da hierzu eine längere Zeit erfordert wird, als man dem Schlafe gönnen muß: so kam er nicht nur früh zu

spät, sondern auch nicht in dem reinlichen Aufzuge, der bei'm Militär erfordert wird, zum Exerciren, welches ihm wegen des Kopfwehs und des Uebelbefindens überhaupt, das auf Berauschung zu erfolgen pflegt, sehr sauer wurde. Ein-, zweimal lies man seine Unordnungen unbestraft, weil man sonst mit seinem Verhalten zufrieden gewesen war, aber, da sie nicht aufhörten: so erfolgten Verweise, und endlich Strafen, die mit jedem Male härter wurden.

Konrad, der sich nun den Liederlichsten im Regimente beigezählt, und wie sie behandelt sah, war noch nicht so tief gesunken, daß er den Schimpf, der ihm dadurch wiederfuhr, nicht hätte fühlen sollen. Rückkehr zur Mäßigkeit war das einzige Mittel, seine Obern wieder mit sich auszusöhnen. Aber er fühlte sein Elend nur, ohne an Wegräumung der Ursache desselben zu den-

ken. Freilich suchte er den Kummer, der sein Herz peinigte, zu entfernen, aber er that es auf dem entgegengesetzten Wege. Er trank so lange, bis er seine Sinne betäubt, und dessen, was ihn beunruhigte, völlig vergessen hatte. In diesem Zustande glaubte er sich so wohl zu befinden, daß er jezt auch den Tag über zechte, daß er keinen Augenblick nüchtern wurde, und also in eine wahrhaft viehische Versoffenheit fiel.

Wahrscheinlich würde das Regiment, nachdem sanfte und harte Mittel vergebens versucht worden waren, diesen unheilbaren Säufer, der es entehrte, aus seiner Mitte gestosen haben, wenn er jezt nicht selbst seinen Abschied gefordert hätte, den man ihm auch aus einem andern wichtigen Grunde nicht vorenthalten konnte. Dieser war der eben eingetretene Tod seines Vaters. Es war billig, daß man seinen einzigen Sohn kein Hinderniß in den Weg legte, um das

Gut dessselben zu verwalten, und der Ernährer seiner Mutter und seiner drei unerzogenen Schwestern zu werden.

Nicht alles, was glänzt, ist darum auch ädles Metall. Man hatte den alten Friedner für reich gehalten, jezt nach seinem Tode fanden sich eine Menge Schulden, und um diese zu tilgen, muste eine beträchtliche Anzahl Grundstücke veräusert werden. Dadurch wurde Friedners Gut um vieles kleiner; dennoch blieb es immer noch groß genug, um eine Familie zu ernähren, wenn es mit Fleiß, Ordnung und Sparsamkeit verwaltet wurde. Diese Eigenschaften aber durfte man bei Konrad nicht suchen, der im Gegentheil, aller der hohen Pflichten, die jezt auf ihm lagen, vergessend, sich seinem Lieblingslaster nie so ungescheut überlassen hatte, als jezt. Anstatt sein Feld zu bestellen, und es zu einer reichlichen Aerndte vorzubereiten, anstatt seinem

Viehe die zum Gedeihen desselben nöthige Pflege zu geben, brachte er jezt den grösten Theil seiner Zeit mit einigen andern schlechten Landwirthen im Kruge zu *) zu, wo er wegen der Ausschweifungen, die er in der Trunkenheit begieng, ungeachtet des vielen Geldes, daß er daselbst verzehrte, nicht einmal gern gesehen wurde. Das Beispiel seiner betagten Mutter, die im Hause herum thätiger war, als man von ihrem Alter zu erwarten Ursache hatte, und seiner Schwestern, welche, arbeitsam und geschäftig, im Kleinen ersparen wollten, während er im Grosen verschwendete, rührten den Gefühllosen nicht. Von allen Seiten wurden ihm Vorstellungen wegen seines üblen Lebenswandels gemacht, und zuweilen schienen sie ihn wirklich zu rühren, wenigstens gelobte er Besserung, und die

*) In manchen Gegenden heist der Krug auch die Schenke.

Blicke der Seinigen erheiterten sich. Aber schon in der folgenden Viertelstunde hatte er seines Versprechens vergessen, sein unseliger Hang zog ihn zum Glase hin, und er hatte weder Muth noch Lust, ihm zu widerstehen.

Die Aerndte kam herbei, aber sie fiel für Konrad, durch seine eigene Schuld, äußerst schlecht aus. Ja, selbst mit dem Wenigen, was seine Wiesen und Felder noch trugen, wurde nicht haushälterisch umgegangen. Sein in Schober gehäuftes Heu war längst trocken genug, um in den Schoppen eingeführt zu werden; wo hätte aber Konrad, der im Kruge so beschäftigt war, die Zeit zu dieser nöthigen Arbeit hernehmen sollen? Sie wurde von einem Tage zum andern verschoben; dafür muste er es sich denn aber auch gefallen lassen, daß plötzlich eintretende, heftige Regengüsse ihm den einen Theil seines Heus verdarben, eine Ui-

Verschwemmung des Flusses aber, die Folge der erstern, den andern fortführte. Ein gleiches geschah mit dem Getreide. Auf allen Feldern in der ganzen Gegend war es geschnitten; nur auf die seinigen war noch keine Sichel gekommen. Was man gefürchtet hatte, erfolgte. Ein heftiges Gewitter, von Hagelschlag begleitet, streckte die Aehren zu Boden, und ob er nun gleich eilte, es dem gänzlichen Verderben zu entziehen: so konnte er doch nicht hindern, daß ein Theil der Körner von der Nässe des Bodens auswuchs, der andre verfaulte.

Die Mutter Konrads, untröstlich, daß alles den Krebsgang gieng, und die schöne Wirthschaft ihres verstorbenen Mannes zu Grunde gerichtet wurde, machte dem liederlichen Sohne die bittersten Vorwürfe. Er hörte sie an, ohne besser zu werden, denn er hatte noch eine Aussicht, Geld zu erhalten; — was macht sich nicht der Laster-

Hafte, der die Mühe scheut, sich zu bessern, gewöhnlich für Aussichten, durch deren wahrscheinlichere oder unwahrscheinlichere Erfüllung er im Stande zu seyn hofft, sein üppiges Leben fortzusetzen! — Es war noch aus den Zeiten seines Vaters ein ansehnlicher Getreidevorrath übrig; diesen fuhr er mit seinen Knechten nach der Stadt, um ihn zu Gelde zu machen. In der Stadt, dachte er, auf dem ganzen Wege, giebt's was Gutes zu trinken; sein erster Gang also, nachdem er darinn angelangt war, war in ein Branndtweinhaus. Während er hier ein Glas nach dem andern leerte: so war der Verkauf gänzlich seinen Knechten überlassen, die sich wohl hüteten, ihm die völlige Einnahme zu berechnen, weil sie wusten, daß ihr Herr sich nicht mehr erinnern würde, wieviel Scheffel er zum Markte gebracht habe.

Da endlich ein Herr erschien, der den

ganzen Rest kaufen wollte: so hielten sie es doch für nöthig, ihren Herrn zu rufen. Dieser, beinahe schon sinnlos, taumelte auf den Markt. Der Handel mit dem Fremden war bald geschlossen. Man fuhr vor sein Haus, und während das Getreide abgeladen wurde, gieng er mit ihm auf sein Zimmer, um die Zahlung in Empfang zu nehmen. Man gab ihm weder zu viel noch zu wenig, gleichwol schob der zum richtigen Rechnen unfähige Konrad einen Theil des Geldes mit den Worten: ich mag nicht zuviel haben, zurück. Man suchte ihm mit einer seltenen Ehrlichkeit begreiflich zu machen, daß er nicht zuviel erhalte; er besann sich, dann sprach er mit schwerer stammelnder Zunge: „Brüderchen, ich schenke Dir's, ich bin reich genug."

Der Herr, welcher bald gemerkt hatte, in welchem Zustande der Mann war, hielt ihm die Brüderschaft, die er ohne seine Zu-

stimmung geschlossen hatte, zu gute, und sprach nur, indem er ihm verächtlich den Rücken kehrte: „behalt' Er sein Geld. In der Betrunkenheit dünkt sich der Aermste reich zu seyn."

„Was?" rief Konrad, „ich betrunken? das redet mir ein schlechter Mann nach."

Er taumelte einige Schritte zurück, und trat dabei mit seinen schweren Stiefeln dem jüngsten Kinde des Herrn so empfindlich auf das zarte Füßchen, daß es in ein schmerzliches Geschrei ausbrach.

Der ergrimmte Herr rief seinen Dienern, und befahl ihnen, den betrunkenen Taugenichts zur Thüre hinauszuführen. Dies geschah auch so eilig, daß er mehr zur Thür hinausfiel, als gieng, und dadurch nicht nur seinen Knechten, sondern auch der Menge, die sich bei solchen Gelegenheiten

sogleich versammlet, zum Spott und Gelächter wurde.

Er befahl jezt seinen Leuten, sachte fortzufahren, er selbst habe noch einige Verrichtungen, nach deren Beendigung er mit seinem Wagen nachkommen würde. Diese Verrichtungen waren keine andern, als noch einmal in's Branndtweinhaus zu gehen, und sich völlig um sein Bewustseyn zu trinken. Freilich schenkte er einem armen Mädchen, das ihn am Schenktisch um eine Gabe ansprach, ein Silberstück von beträchtlicher Grösse; aber war das nicht eher Verschwendung, als Tugend? — Erst gegen Abend setzte er sich auf seinen Leiterwagen, um nach Hause zurückzukehren, und ein Glück war es, daß die treuen Pferde den Weg, den sie unzählige Male gegangen waren, selber kannten, denn er war auser Stande, sie zu regieren.

Vor der Stadt näherte sich ihm ein

Mann, der allerlei kleine Waare im Lande zum Verkaufe herumtrug, und bat ihn, daß er ihm ein Plätzchen auf seinem Wagen gestatten möchte, um mit ihm bis in sein Dorf zu fahren. Diese Bitte wurde ohne Bedenken erfüllt. Der Fremde fieng ein Gespräch mit Konrad an, merkte aber in dem nehmlichen Augenblicke, als er die dicke, um den Leib desselben gewundene Börse entdeckte, daß sein Wohlthäter in einem Zustande war, in welchem er weder seine Sprache, noch seinen Verstand brauchen konnte. Weniger ehrlich, als der Herr in der Stadt, faßte er sogleich einen Anschlag auf sein Geld. Er zeigte ihm einige Duzzend zinnerne Knöpfe, von denen er ihn glauben machte, daß sie aus Silber bestünden, und bot sie ihm, indem er sagte, daß er Geld brauche, und daß er sie ihm gern für den halben Preis lassen wolle, zum Kauf an. Es war leicht, dem Trunken-

bold, der keiner Prüfung, ja keines Gedankens fähig war, die Sache dadurch als sehr annehmlich anzupreisen, daß bei einem Wiederverkauf ein groser Gewinn unausbleiblich wäre. Konrad schloß den Handel, band den Beutel los, und gab ihn, da seine Augen das Geld nicht unterscheiden konnten, dem Betrüger, um sich die Kaufsumme selbst abzuzählen. Dieser fand einen noch weit grösern Geldvorrath darinn, als er erwartet hatte, und das reizte seine Habsucht auf's neue. Er spielte zwar den Ehrlichen, wies dem Betrogenen, was er genommen hatte, und band ihm den Beutel selbst wieder um den Leib, aber als der erstere bald darauf in einen tiefen Schlaf sank: so bemächtigte er sich des leztern auf dem kürzesten Wege, er schnitt ihn los, sprang vom Wagen, und eilte davon.

Es war um Mitternacht, als die Pferde vor Konrads Hause anhielten. Der Still-

stand des Wagens, und eine Stimme: „Gottlob, er lebt wenigstens noch!“ weckten ihn aus dem Schlafe. Es war seine Mutter, die angstvoll mit ihren Töchtern so lange auf ihn gewartet hatte, und nun in dieses Freudengeschrei ausbrach. Der Schlaf hatte ihm seine Besinnung wieder gegeben. Er wollte den Vorwürfen seiner Mutter dadurch ausweichen, daß er ihr die erhaltene Geldsumme vor Augen legte, aber — wer schildert sein Schrecken, als er seinen Beutel vermißte! Er durchsuchte alle Taschen, jedes Plätzchen des Wagens; umsonst, sie war nirgends zu finden. Jezt entstand ein allgemeines Jammern und Händeringen. Konraden brach das Herz, und er wagte es nicht, ein Wort auf die Vorwürfe zu erwiedern, die ihn jezt mit verdoppelter Stärke trafen. Ach sein Herz sagte ihm, daß er die Seinigen durch sein Laster in das tiefste Elend gestürzt habe.

Dennoch war noch Hoffnung vorhanden. Er konnte die Börse auf dem Wege verlohren haben. Er gieng also mit frühem Morgen noch einmal nach der Stadt zurück, um sie zu suchen, aber alle Mühe war vergebens. In der Stadt selbst fielen ihm die Knöpfe, die er noch in der Tasche hatte, in die Hände, und nun erinnerte er sich, wiewol nur dunkel, an das Vorgefallne. Er trug sie zu einem Goldschmidt, und erfuhr von diesem, daß sie nicht so viele Groschen werth wären, als er Thaler dafür gegeben hatte. Jezt wurde ihm die Sache klar. Derselbe schlechte Mensch, der ihn mit den Knöpfen betrogen hatte, hatte ihm auch das Geld genommen. Aber wer war er? Wo sollte er ihn finden? — Es war Unmöglichkeit, wieder zu dem Seinigen zu gelangen.

Dies war nach langer Zeit der erste Tag, an welchem er nüchtern blieb, denn seine

Seele beunruhigte der Gedanke an die Noth der Seinigen, die jezt kein Brod, kein Futter für's Vieh, kein Geld, und kein Mittel, welches zu erlangen, hatte, so sehr, daß er sich selbst dabey vergaß. Am schmerzlichsten war ihm der Anblick seiner alten, mit rothgeweinten Augen umhergehenden Mutter, der er so gefällig zu seyn suchte, als ihm möglich war. Durch diese vorübergehende Güte wurde aber keineswegs die Einigkeit in der Familie wieder gestellt, die einem völligen, immer erneuerten Unfrieden gewichen war, wodurch allen der peinlichste Kummer verursacht, und die Zerrüttung ihres Wohlstandes vollendet wurde.

Konrad hatte die Seinigen unglücklich gemacht; er wollte sie auch wieder glücklich machen. Eine Heirath schien ihm hierzu das wirksamste Mittel. Er hatte ein reiches Landmädchen auf einem andern Dorfe kennen gelernt, um dieses wollte er werben.

Sein Entschluß schien ihm so leicht auszuführen, daß seine Freude eben so groß war, als wenn er schon ausgeführt wäre, und im Uebermaase derselben überließ er sich seinen Unordnungen auf's neue. Er hatte einen seiner Bekannten an sie und ihren Vater abgesendet, der ihn empfehlen, und zugleich die Gesinnungen beider vernehmen sollte. Der Antrag wurde nicht ganz von der Hand gewiesen, denn sowol Vater als Tochter hatten ihn, da er noch Soldat war, als einen hübschen Burschen kennen gelernt, und wusten, daß ihm noch Vermögen genug übrig war, um anständig leben zu können. Man wünschte, daß er selbst erscheinen, und in eigner Person seine Absichten eröffnen möchte.

Das war eine zu angenehme Nachricht, als daß sich nicht Konrad nach seiner Art, d. i. durch den Geist des Branndtweins erhitzt, darüber hätte freuen sollen. In we-

nig Tagen machte er sich auf den Weg zu seiner Geliebten, um ihr seine Hand und sein Herz anzubieten, und wenn sie sie annähme, den Vater zur Einwilligung in ihre Verbindung zu bewegen. Hierzu wurde allerdings Muth erfordert, und da er aus Erfahrung wuste, daß ein Räuschchen furchtloser und beherzter macht, als man von Natur ist: so beschloß er sich vorher eins zu trinken. Das that er auch in einem solchen Grade, daß er, als er den Krug verließ, um seine Wanderung anzutreten, sich kaum noch auf den Füßen zu halten vermochte. Und in der That, so sehr er sich auch in Acht nahm: so konnte er doch nicht verhindern, daß er einige Male in den Staub fiel, und seine gute Sonntagskleidung, die er angelegt hatte, so beschmutzte, daß schon diese Unreinlichkeit ihn in der Meinung seiner Geliebten sehr herabsetzen muste.

Gleichwol besuchte er, als er im Dorfe

des Mädchens ankam, den Krug daselbst noch einmal, und wurde nun so voll, daß er, als er wieder in die freie Luft kam, besinnungslos niedertaumelte, und sich nicht wieder zu erheben vermochte. Jezt versammelten sich eine Menge Kinder und Erwachsener um ihn, von denen einige ihr Gespött mit ihm trieben, andere sich voll Eckel abwendeten, und ihn laut mit dem Namen eines vernunftlosen Viehes benannten, den er schon längst durch seine Aufführung verdient hatte. Auch jezt war sein Betragen das eines Menschen, der nicht zu denken vermag. Mit schwerer Zunge stammelte er Worte ohne Sinn durch einander, erzählte den kleinsten Kindern, daß er um Spechts Lieschens willen — so hieß das arme Mädchen, deren Name hier beschimpft wurde — hergekommen sei, daß er sie heirathen wolle, fragte wol zehnmal eine und dieselbe Person, ob sie zu Hause sei, so daß

sie ihm zuletzt gar nicht mehr antwortete, mischte einfältige Scherze in seine Reden, und lachte in seiner Besinnungslosigkeit mit, wenn er ausgelacht wurde.

Unter den Anwesenden war ein Feind vom alten Specht, der diese Gelegenheit ergriff, um ihm eine Kränkung zu verursachen. Er hob den Betrunkenen auf, nahm ihn bei'm Arm, und führte ihn bis an Spechts Thür. Er wankte hinein in das Zimmer, gieng auf die erste Weibsperson zu, die er erblickte, umfaßte sie tölpelhaft, und stammelte: „nun, mein liebes Lieschen, da bin ich, Konrad Friedner — verlasse Sie sich drauf, ich heirathe sie.“ Er drückte einen derben Kuß auf ihre Wange. Nun war es zwar nur Lieschens Magd, die seiner Zärtlichkeiten theilhaft wurde, Lieschen aber, die mit ihrem Vater nicht weit davon saß, war gleich auf den ersten Blick weit ent-

fernt, sie darum zu beneiden, oder ihn aus seinem Irrthum zu reissen.

Nicht genug nehmlich, daß sein Anzug der unsauberste war, und daß sein wild um den Kopf hängendes Haar, und der eckelhafte Branndtweingeruch, den er im Zimmer verbreitete, den Zustand, in welchem er sich befand, deutlich verriethen, so war auch sein übriges Aeusere von der Art, daß es ein junges, liebenswürdiges Mädchen abschrecken mußte. O Gott, wie sehr kann der Trunk mit der Seele auch den Körper des Menschen zerrütten und entstellen! Der Bauer Friedner schien mit dem ehemaligen Soldat Friedner gar nicht dieselbe Person zu seyn. Sein Auge war gläsern, sein Blick stier, seine Lippen blau, sein Gesicht hoch aufgedunsen, seine Wangen glühten, aber nicht vom frischen Rosenroth der Jugend, sondern von jener dunklen Kupferröthe, die eine Folge der Unmäßigkeit in hiz-

zigen Getränken zu seyn pflegt, und die sich auch über einen Theil seiner Nase verbreitet hatte. Aller seiner Glieder hatte sich ein heftiges Zittern bemächtiget, das ihn selbst in dem seltnen Zustande der Nüchternheit nicht mehr verließ, so daß er nur mit Mühe, besonders kleinere Gegenstände, zwischen den Fingern halten konnte. Seine Knie waren gekrümmt, alle Muskeln waren schlaff, sein Gang schleppend, und die Kraft seiner Jugend war einer solchen Schwäche gewichen, daß ihn ein Knabe zu Boden werfen konnte. Hiernächst quälte ihn ein Schwindel, der jemehr zunahm, je weiter er seine Ausschweifungen fortsetzte. Er erregte Abscheu und Entsetzen zugleich.

Dieses, verbunden mit den Nachrichten, die man von der liederlichen Lebensweise und der schlechten Wirthschaft, die er führte, eingezogen hatte, würden ihm eine abschlägige Antwort zugezogen haben, wenn er

sich auch auf eine menschlichere Art dem verständigen Lieschen genähert hätte. Der Vater des letztern suchte ihn auf die kürzeste Weise los zu werden; er führte ihn zur Thür hinaus, verriegelte diese hinter ihm, und rief: „ein Trunkenbold kann mein Eidam nie werden.“

Diese unerwartete Zurückweisung gab Konraden einen Theil seiner Verstandeskräfte wieder. Er besann sich einige Augenblicke, dann trat er an das Fenster, und bat, daß man ihn hineinlassen möchte. Man würdigte ihn keiner Antwort. Dadurch wurde er aufs Aeuserste gebracht, und als er sah, daß alle Mühe vergebens war: so verwandelte sich sein Bitten in Wuth, und aus den süßen Namen, die er, um sie zu erweichen, Lieschen und ihrem Vater gegeben hatte, wurden Schimpfreden. Die Drohungen des letztern, ihn mit Gewalt zum Dorfe hinausbringen zu lassen, ver-

mochten nicht eher etwas über ihn, als bis er ihn Anstalten zu ihrer Ausführung treffen sah. Jezt verließ er, von Furcht getrieben, dies Dorf, und eilte dem seinigen zu.

Gequält von Schaam, Reue, Verdruß und Unzufriedenheit mit seinem Schicksale langte er am Abend in demselben an. Solche widrige Empfindungen war Konrad nicht gewohnt, lange zu ertragen; er fühlte sich getröstet, als er dem Kruge seines Dorfs näher kam, und gieng in denselben, um alle seine Sorgen in seinem Lieblingstrank völlig zu ersäufen. Es ist wahr, je mehr er trank, desto mehr betäubte er seinen Schmerz, und er war durch die Menge des genossenem Getränks ziemlich lustig und gesprächig geworden, als der Bauer, welchen er vorher in seiner Angelegenheit an Lieschen und ihren Vater abgeschickt hatte, eintrat, um sich nach vollbrachtem schwerem Tagewerk

durch ein Glas Bier zu stärken. Denn ein Glas Bier oder Wein, zu rechter Zeit genossen, ist erquickend für den Körper; zum gewöhnlichen Trank ist nichts besser, als das krystallhelle Wasser des frischen Quells.

Der Anblick dieses Mannes erbitterte Konraden auf's neue. Ihn sah der Thor für den Urheber seines Mißgeschicks an, und er beschloß, an ihm seinen ganzen Unwillen auszulassen. Es kochte in seinem Herzen, und diese Wuth machte, daß er das Getränk in noch stärkern Zügen verschlang. Er suchte Händel. Er schalt den Unschuldigen einen Lügner, einen Schadenfroh, einen schlechten Mann. Jener betrug sich, wie sich der Vernünftige stets gegen einen Betrunkenen beträgt, er setzte seiner unbesonnenen Hitze Kälte entgegen. Als er sah, daß er ihn durch nichts zum Streite bewegen konnte: so stieg sein durch nichts beherrschter Grimm so hoch, daß er seinen

dicken Stock ergriff, und ihm unversehens einige so heftige Schläge auf den Kopf versetzte, daß der Unglückliche besinnungslos zu Boden sank. Hierbei ließ er es noch nicht bewenden. Er versetzte ihm, als er schon wehrlos und halbtod da lag, noch mehrere heftige Schläge, und er würde ihn vielleicht getödtet haben, wenn nicht alle, die zugegen waren, ihn von hinten gepackt, ihm die Hände gehalten, und so den Mißhandlungen des Unglücklichen ein Ende gemacht hätten. Von dem letztern floß das Blut in Strömen. Man brachte ihn nach Hause, und mehrere Tage lang schwebte er in Todesgefahr, welcher er indeß durch die gute Pflege, die er genoß, und die Geschicklichkeit seines Arztes noch entrissen wurde, ob er gleich seit dieser Zeit nur selten des Glücks, völlig gesund zu seyn, sich rühmen konnte.

Konrad war gleich am Abend des unse-

ligen Vorfalls in gerichtliche Verwahrung gebracht worden, aus welcher man ihm jedoch gegen das Versprechen, sich vor Beendigung des Prozesses nicht aus dem Bezirke des Dorfs zu entfernen, darum befreiete, damit die Seinigen nicht ganz ohne Versorger wären. Er hatte seine That bereut, sobald als sein Rausch vorüber war, und sein Gewissen hatte ihm die heftigsten Vorwürfe deshalb gemacht. Der Tod des Unglücklichen würde ihn zur Verzweiflung gebracht haben, seine allmählige Genesung machte, daß auch er sich wieder beruhigte. Der Prozeß, in welchen er dadurch verwickelt worden war, verursachte ihm anfänglich keine geringe Angst, indeß hoffte er auch hier einen günstigen Ausgang, indem er dachte, daß er einen sehr geschickten Sachwalter zum Vertheidiger habe, und daß seine Richter um deswillen schonend gegen ihn verfahren würden, weil er jenes Verbrechen in der

Trunkenheit, und also in einer völligen Abwesenheit des Verstandes begangen hatte.

Hierinn irrte er aber sehr. Die Billigkeit erfordert es allerdings, daß man es mit einem sonst nüchternen Menschen, der aber durch Umstände verleitet wurde, sich einmal zu berauschen, nicht zu genau nehme, wenn er sich in diesem Zustande vergeht, aber ein Mensch, der verständig genug ist, um die schrecklichen Folgen des Trunks zu beurtheilen, und der dennoch einen verderblichen Hang zu demselben in sich unterhält, hat auf eine solche Schonung nicht zu rechnen. Diesen Grundsatz hatten seine Richter befolgt, als sie endlich sein Urtheil — dreijährige Zuchthausstrafe — ausgesprochen hatten. Es geschah wieder blos um der Seinigen willen, daß diese an seinem Körper zu vollziehende Strafe in Geld verwandelt wurde. Um aber die ansehnliche Summe, welche er zu entrichten

hatte, aufzubringen, muste das Haus, mu-
sten die meisten Grundstücke verkauft wer-
den, so daß nur einige wenige Felder übrig
blieben, die einst das geringe Eigenthum
seiner Schwestern ausmachen sollten.

So war denn endlich der schreckliche Au-
genblick da, den alle für nicht weit entfernt
gehalten hatten, in welchem die Familie des
reichen Friedners ihrer Habe beraubt, und
in den traurigsten Zustand versetzt war. Der
Jammer der alten Mutter, als sie das
Haus, in welchem sie über dreisig Jahre
mit ihrem Gatten ein glückliches Leben ge-
führt hatte, in welchem alle ihre Kinder ge-
boren worden waren, verlassen muste, um
in einem fremden zur Miethe zu wohnen,
läßt sich nicht mit Worten beschreiben. Er
war so groß, daß sie nie wieder völlig hei-
ter wurde. Sie versprach zwar ihren Töch-
tern, ihr Unglück zu vergessen, und auf's
neue für sie zu leben, aber nur zu oft über-

raschten sie die letztern in Thränen, und sie bat Gott im Stillen um einen baldigen Tod, um nicht länger Zeugin von dem Elende zu seyn, das ihr ungerathener Sohn über ihre Töchter verbreitet hatte. Ach, sie muste noch ein schrecklicheres Unglück erleben!

Konrad litt bei diesem Anblick nicht wenig, denn sein Herz war nicht böse, nur schimpfliche Schwäche riß ihn ins Verderben. Er wuste, daß die Seinigen ihn als den Urheber ihres Unglücks mit Recht betrachteten, und er trat ihnen daher sehr ungern unter die Augen. Konnte er dies letztere nicht vermeiden: so verwundeten die Seufzer, die er aus dem Herzen der Bedrängten aufsteigen hörte, sein Inneres, und er wagte es nicht, ein Wort mit Menschen zu reden, die ihn, wie er glaubte, verabscheuten. Handarbeiten, die er für andere Landleute verrichtete, waren jezt das einzige Mittel, sie zu ernähren; da man

aber nur im Falle der Noth mit einem Trunkenbolde sich einließ: so sieht man leicht, daß der Erwerb nicht reichlich war, und daß die Familie oft an dem Nothwendigsten Mangel litt.

Hierzu kam, daß Konrad noch immer nicht Herr über sich selbst zu seyn gelernt hatte. Seine Ausschweifungen dauerten fort, obgleich, weil es ihm oft an Mitteln dazu fehlte, und der Wirth einem so unordentlichen Manne nicht borgen wollte, in einem geringern Grade, als vorher. Diese Entbehrung, zu welcher ihn die Umstände nöthigten, machte ihn mißmuthig, besonders war er es des Sonntags, wenn Reichere im Kruge sich gütlich thaten, und er zu Hause bleiben muste. Ganz unmöglich schien es ihm, seinen Hang zu bezwingen, als das Dorf seine Kirmes feierte, und überall Fröhlichkeit herrschte. Er sann lange nach, wie er sich Geld verschaffen wollte.

Endlich fiel ihm ein wenig getragener Rock seiner Mutter in die Augen. Nach einigem Kampfe mit sich selbst entwendete er ihr diesen, fügte noch ein Paar Stiefeln von sich selbst hinzu, und verkaufte beides weit unter seinem Werthe an einen Mann, der auf den Dörfern alte Kleidungsstücke sammelte, um sie in der Stadt wieder zu verkaufen. Siehst Du nun, wie ein Laster mehrere erzeugen kann, und wie wahr jener Ausspruch ist: Kind, wer ein Laster liebt, der liebt die Laster alle? Konrad hatte sich einmal so weit vergessen, daß er ein Dieb wurde; ein andermal würde er sich des Diebstahls mit noch weit gröserer Leichtigkeit, und endlich ohne alle Vorwürfe des Gewissens schuldig gemacht haben.

Doch so weit kam es nicht. Er trug das erhaltene Geld sogleich in den Krug, und trank zur Feier der Kirmes so reichlich, daß er das Versäumte nachholen zu wollen

schien. Erst nach Mitternacht, als der lezte Dreier verthan war, verließ er die Schenke, völlig sinnlos, und nicht vermögend sich auf den Beinen zu erhalten. Ungeachtet er daher an den Häusern mehr fortkroch, als fortgieng: so konnte er doch nicht verhindern, daß er einmal über das andere niedersank.

Der Mutter war es zwar nichts Neues, ihren Sohn erst um Mitternacht nach Hause kommen zu sehen, doch diesmal dauerte es ihr wirklich zu lange. Sie warf also ihren Tuchmantel über sich, ergriff eine Leuchte, und gieng nach dem Kruge, wo noch getanzt wurde. Sie erfuhr, daß ihr Sohn sich schon seit einer halben Stunde entfernt habe. Sie geht wieder nach Hause, und findet ihn nicht. Außer sich vor Schrecken durchirrt sie, um ihn zu suchen, das ganze Dorf. Umsonst. Sie will am andern Morgen Nachrichten von ihm einziehen, aber

niemand hat ihn seit seiner Entfernung aus dem Kruge gesehen. Die fürchterliche Ungewißheit, in der sie sich mit ihren Töchtern befindet, wird erst am dritten Tage, aber auf keine angenehme Weise, geendigt, als man aus dem herrschaftlichen Teiche einen Fuß hervorragen sieht. Man zieht sogleich den Verunglückten heraus, und erkennt in ihm Konrad Friedner. Er hatte in seiner Bewußtlosigkeit im Nachhausegehen den rechten Weg verfehlt, und in dem Wasser sein Grab gefunden.

Am dritten Tage beerdigte man ihn in der Stille. Die Augen der Zuschauer waren trocken. Aus mehr als einem Munde hörte man die Worte: „das sind die Folgen der Unmäßigkeit.“ In der Leichenpredigt, die ihm der Pfarrer hielt, suchte er ihn zu entschuldigen, während er das Laster selbst mit allen seinen traurigen Wir-

Lungen, der Wahrheit getreu, schilderte. Er schloß mit der Bitte: „habe du, Allbarmherziger, Gnade mit seiner Seele, die unvorbereitet von der Welt schied.“ „Amen! Amen!“ riefen alle, und beteten ein stilles Gebet.

Gram, Kummer, Verzweiflung und Elend schwebten über seiner Mutter und seinen Schwestern. Ihre Lage erregte Erbarmen. Die älteste von den letztern nahm ein wohlhabender Bauersmann zu sich, indem er sich verbindlich machte, ihre Erziehung zu vollenden. Die zwei andern fanden die nöthige Pflege im Waisenhause der nächsten Stadt. Für die unglückliche Mutter hingegen, die ihr Gram in Melancholie, und aus dieser in die völligste Raserei stürzte, konnte blos das Irrenhaus ein Zufluchtsort seyn, und noch im vorigen Jahre versicherte man mich, daß

sich ihr schaudervoller Zustand nicht im geringsten verbessert habe.

3.

Leckerhaftigkeit, Naschhaftigkeit.

„Nein! sprach Karoline, welche allein im Zimmer zu seyn glaubte, hier ist's wahrhaftig nicht länger auszuhalten. Die Frau Päthe macht über jede Kleinigkeit einen Lärm, als wenn wer weiß was Böses vorgefallen wäre. Was ist's denn nun weiter, daß ich von dem Mandel Pflaumen, die ich zur Doktorin tragen sollte, zwei oder drei geschmaust habe?

„Was das ist? fragte sie der Pathe, der im Zimmer gewesen war, und sie gehört hatte. Karoline weist Du auch, weswegen Dich meine Frau mit den Pflaumen zur Doktorin schickte?“

Karoline. Warum sollte ich das nicht wissen? — Weil es die ersten waren, die heuer bei uns reif geworden sind: so sollte sie die Doktorin kosten.

Pathe. Wir gaben also die wenigen ihr zum Geschenk, und ihr allein. Oder hat Dir etwa jemand gesagt, daß auch Du Deinen Antheil davon nehmen solltest?

Karoline. Das nicht. Aber mein Gott! die Frau hat ja noch immer genug behalten, da sie ihr blos zum Kosten und nicht zum Sättigen gegeben wurden.

Pathe. Entschuldigt denn etwa das Deine Unart?

Karoline. Das will ich nicht sagen; Im Gegentheil, es war nicht recht, daß ich die Pflaumen naschte. Aber, lieber Pathe, ist denn der Fehler so sehr groß, daß ich dies heftige Ausschelten verdient habe? — Das dächt' ich doch wirklich nicht.

Pathe. Du gestehst also doch wenig-

stens ein, daß Du genascht hast. Erinnerst Du Dich noch an den unglücklichen Konrad Friedner, dessen Geschichte ich dir unlängst erzählte?

Karoline. An den unmäsigen Menschen, den ich so sehr verabscheute, ehe mich sein letztes Unglück rührte? — O sehr wohl!

Pathe. Weist Du nun wohl, daß Du nicht weniger unmäsig bist, und daß Du, wenn Du fortfährst, naschhaft zu seyn, Dir nie Liebe unter den Menschen erwerben wirst?

Karoline. Ich so unmäsig wie Konrad, um dreier Pflaumen willen, die ich verzehrt habe? — Wahrhaftig, Sie halten mich für schlimmer, als ich bin.

Pathe. Wir wollen sehen. Zuerst sage mir, warum hast du diese Pflaumen gegessen? Hungerte es Dich? Oder sollten

sie Deinem Körper gegen irgend ein Uibel als Arznei dienen?

Karoline. Keins von beiden, ich aß sie blos, weil Pflaumen mir gut schmecken.

Pathe. Der Grund ist nicht ganz zu verwerfen. Zwar ist es gewiß, daß wir zur Stillung unsers Hungers und Durstes mehr nahrhafte, als köstliche, und zur Entfernung drohender Krankheiten mehr heilsame als delikate Speisen und Getränke zu uns nehmen müssen, doch da wir nun einmal den Sinn des Geschmacks von der Natur erhalten haben, und zu seiner Befriedigung Mittel genug vorhanden sind: so ist es nicht nur erlaubt, mit dem Nahrhaften und Heilsamen auch das Wohlschmekkende zu verbinden, (was wir auch in der Wahl und Zubereitung unserer Speisen und Getränke zu thun suchen) sondern auch sogar mit völliger Hintansetzung jener ersten zwei vernünftigen Zwecke, Dinge blos um

Ihres Wohlgeschmacks willen zu genießen. Solche Produkte der Natur oder der Kunst, die wir entweder ganz allein, oder doch vorzüglich um des Gaumenkitzels willen, den sie erregen, genießen, nennen wir Leckereien, oder mit dem fremden Worte Delikatessen. Da aber der Geschmack der Menschen so verschieden ist, so erhellt, daß dem einen oft eine Sache als Leckerei gilt, die der andere nicht dafür hält, und daß also jeder seine besondern Leckereien hat.

Karoline (schmeichelnd.) Nun, lieber Pathe, sind Sie denn böse, wenn ich Ihnen gestehe, daß das Obst unter meine Leckereien gehört?

Pathe. Keineswegs. Nur müssen solche Leckereien, eben weil sie blos dem Sinne einen flüchtigen, wenn gleich angenehmen Reiz verursachen, von dem vernünftigen Menschen, der höhere Zwecke haben soll, mit Behutsamkeit genossen werden.

Denjenigen, der, aller menschlichern Zwecke uneingedenk, blos den Freuden des Geschmacks nachhienge, und, wie die träge Hummel dem Honig der Bienen zufliegt, sich mit nichts als der Aufsuchung derselben beschäftigte, würden wir einen leckerhaften Menschen nennen. Ein solcher schadet indeß blos sich selbst. Sollte seine Neigung zu Freuden des Geschmacks so stark seyn, daß er, um sie zu befriedigen, die Rechte anderer verletzte, und also Gerechtigkeit sowohl, als Anstand aus den Augen setzte, so würde ihm Naschhaftigkeit vorgeworfen werden müssen. Denn der Näscher fragt, wenn seine Begierde ihn treibt, nicht erst, wem die Sache angehört; sie ist da, das ist für ihn ein hinreichender Grund, sich ihrer zu bemächtigen.

Karoline. Aber eine solche Kleinigkeit —

Pathe. Ein Raub bleibt ein Raub,

er sey groß oder klein. Auch kränkt denjenigen, an welchem er geschieht, weit weniger die Sache, die er verliert, als die Art, auf welche er um sie kömmt. Er sieht sich um etwas betrogen, das er zu seiner Zeit freiwillig gegeben haben würde. Ganz natürlich muß er mißtrauisch und aufgebracht gegen den Näscher werden, der seine sinnlichen Triebe so wenig zu beherrschen oder zu mäsigen weiß, daß er sie auf fremde Kosten befriediget, der eben deswegen mit Recht unter die Unmäsigen zu zählen ist, und sich von dem Gefräsigen und dem Säufer nur dadurch uuterscheidet, daß diese auf die lange Dauer des Genusses sehen, während es ihm nur um erhöhte Annehmlichkeit desselben zu thun ist.

Karoline. Nun sehe ich wohl, warum sie mich vorhin mit Konrad Friednern in eine Klasse geworfen haben.

Pathe. Bedenke also wohl, liebe Ka-

roline, daß Du Dich durch Naschhaftigkeit bei andern sehr verächtlich machen würdest. Wenn ein Kind das Zuckerwerk gern ißt, und es der Mutter, sobald sie sich entfernt, heimlich entwendet, so verzeiht man es ihm, denn es weiß noch nichts von Recht und Unrecht. Wenn aber eine erwachsene Person die Naschhaftigkeit mit ihm gemein hat, so sagt man, wenn man recht glimpflich urtheilt: „sie ist ein Kind, und muß behandelt werden, wie ein Kind.“ Man verschließt Schrank und Speisekammer vor ihr, und — pfui, wie entehrend ist für sie ein solches Mistrauen! Doch das ist noch nicht all das Schlimme, was auf dies Laster folgt. Viele von solchen Leckereien sind dem Körper schädlich; besonders ist das Gebäck schwer zu verdauen, so wie Sachen, die zu gezuckert sind, den Magen schwächen, allzuviel Gewürz hingegen das Blut erhitzt. Der Leckerhafte — und das ist der Nasch-

hafte immer — schadet seiner Gesundheit in eben dem Augenblicke, da er seinen erworbenen Gewinn, womit er den Grund zu seinem Wohlstande legen könnte, für einen unbedeutenden sinnlichen Genuß verschwendet. Ja, da seine Begierde, nachdem, was gut schmeckt, so heftig ist, da er nicht immer fragt, ob das Delikate auch unschädlich ist, und sich zu seinem Fehler auch noch Unvorsichtigkeit gesellt: so kann es leicht kommen, daß er einmal eine Sache genießt, die ihn auf ein langes Krankenlager bringen, und in Todesgefahr sezzen kann.

Karoline gehörte unter die zahlreiche Klasse von jungen Leuten, die das Gute zwar hören, aber nicht thun. Der redliche Pathe, in dessen Hause die vaterlose Waise erzogen wurde, war mit Fleis so weitläuftig über die Naschhaftigkeit und ihre Folgen gewesen, weil sich Karoline schon eini-

ge Male derselben verdächtig gemacht hatte. Dadurch hatte er aber nichts weiter gewonnen, als daß die Näscherinn, die weder Lust noch Muth hatte, ihre Begierde zu bekämpfen, die Vergehungen, die sie sich zu Schulden kommen ließ, geheimer hielt. Noch immer schlich sie in den Speiseschrank, öfnete da die Töpfe voll eingemachter Kirschen und Johannisbeeren, nahm einige Löffel voll von den letztern, und verschloß dann die Gefäße wieder, eben so sorgfältig und auf eben die Weise, wie es ihre Frau Pathe zu thun gewohnt war. Noch immer suchte sie sich zum Frühstücke einige Schnitte Schinken mit eingemachten Gurken zu verschaffen, die sie dann, auf dem Boden des Hauses versteckt, verzehrte; der Zuckerdose wurde noch manches Stück Zucker entwendet, nachdem ihr forschendes Auge lange Zeit zuvor untersucht hatte, welches das gröste war. Hatte ihre Pathe einen Kuchen

gebacken, so wußte sie jeden Augenblick einen andern Vorwand ausfindig zu machen, um in die Kammer, wo er stand, zu kommen, und von einer Seite desselben ein Stückchen zu trennen, wo das Fehlende nicht bemerkt werden konnte; auch das Franzbirnenmagazin wurde noch besucht, und vor einer halb geleerten Weinflasche gieng sie nie, ohne einige herzhafte Züge gethan zu haben, vorüber.

Das alles wußte die Schlaue so unbemerkt zu thun, daß sie nicht ein einziges Mal darüber ertappt wurde. Ihre Pathe, die ihre Vorräthe sich von einer Zeit zur andern verringern sah, war zwar sehr geneigt, diesen Verlust Karolinens Naschhaftigkeit zuzuschreiben, allein, da sich diese, wenn sie ihren Unwillen äuserte, so unbefangen und unschuldig stellte: so blieb es bei dem blosen Verdachte, der aber durch einige Handlungen, die sich Karoline aus jener

Unvorsichtigkeit, von welcher der Pathe gesprochen hatte, entschlüpfen ließ, immer neue Nahrung erhielt. Dahin gehörte, daß sie, wenn das Fleisch bei Tische herumgegeben wurde, immer nach dem fettesten Stücke griff, daß sie, wenn es ihr erlaubt wurde, sich selbst einen Butterschnitt zu nehmen, eine dickere Decke von Butter auf das Brod brachte, als die Pathe zu geben gewohnt war, indem sie dabei nach allen Seiten verlegne Blicke warf, als fürchtete sie überrascht zu werden, und daß sie endlich bei Speisen, die mit Zucker, Zimmt und anderm Gewürze bestreut waren, z. B. Kuchen, das Oberste immer zuerst aß, und das Uibrige weniger Schmackhafte oft ganz liegen ließ. Dies war doch offenbare Lekkerhaftigkeit, und von dieser ist der Schritt zum Naschen nicht sehr groß. Die Pathe beschloß, sich von der Größe ihrer Enthaltsamkeit mehr zu überzeugen.

Sie gieng mit ihrem Manne und ihren Kindern einst in Gesellschaft. „Hier, sprach sie zu der zurückbleibenden Karoline, indem sie ihr den Schlüssel zum Speiseschranke übergab, gieb zur rechten Zeit den Mägden ihr Abendessen!“ — Karoline verbarg die Freude, welche ihr dieses machte, hinter eine kalte Gleichgültigkeit. Als sie aber glaubte, daß sie ganz allein sey, so schloß sie den Speiseschrank auf, öffnete ein Gefäß nach dem andern, und that sich eine Güte nach ihrer Art. Plötzlich aber öffnete sich die Flügelthüre des nahen Kabinets, und — die Pathe, die den Ihrigen noch nicht in die Gesellschaft gefolgt war, trat vor ihr. Sie wagte es vor Schaam und Entsetzen nicht, die Augen aufzuschlagen. „Nichtswürdige Näscherin, sagte jene, so hast Du zeither mein Zutrauen gemißbraucht?“ — Sie riß ihr die Schüßel mit dem Aepfelpudding, die sie eben ergriffen

hatte, aus der Hand, schob sie in den Schrank zurück, schlug die Thür heftig zu, und übergab den Schlüssel dazu der einen von den Mägden, indem sie ihr befahl, einem jeden im Hause, selbst Karolinen nicht ausgenommen, das Abendbrod zu reichen.

Welche Beschämung für die letztere, die jezt einer Magd untergeordnet wurde, welcher sie kurz vorher durch das ehrenvolle Zutrauen der Pathe zur Vorgesetzten hinterlassen worden war. Sie verschloß sich im Zimmer, ließ ihren Thränen freien Lauf, und aß lieber am Abend gar nicht, als daß sie die Speise aus den Händen der Magd hätte nehmen, und sich ihrem spöttischen Lächeln und dem Uibermuthe, zu welchem sie dieser Wechsel der Dinge ihrer Meinung nach verleiten mußte, hätte aussetzen sollen. Am andern Morgen kostete es ihr viel Uiberwindung, dem Pathen und seiner Familie unter die Augen zu treten, und sie that

es nur mit ängstlich bebendem Herzen, und glühender Schaamröthe auf den Wangen. Am schmerzlichsten war es ihr, daß sie das vorige Zutrauen durch nichts wieder gewinnen konnte, und daß alles, für welches man von ihrer Naschhaftigkeit Gefahr fürchtete, sorgfältig verschlossen wurde, eine Strenge, die oft Erziehern eigen ist, wenn es nicht die Bestrafung ihrer eignen, sondern fremder Kinder gilt.

Sowohl der Pathe, als seine Frau starben endlich, und da ihre Kinder weniger gefühlvoll waren, als sie: so kündigten sie Karolinen nach der Theilung des väterlichen Vermögens an, daß sie nun das Haus verlassen, und ihr weiteres Fortkommen selbst suchen müsse. So wenig unerwartet dies der letztern kam, so setzte sie es doch in nicht geringe Verlegenheit. Die Ursache war, daß es mit ihrer Gesundheit sehr mißlich stand, indem sie seit mehrern Jahren

an einem heftigen Magenkrampfe litt, gegen welchen die Kunst der Aerzte nichts hatte ausrichten können. Sie durfte eben so wenig von der Ehe das Glück ihres Lebens erwarten, als sie hoffen durfte, als Dienstbote einer Familie nützlich zu werden. Ihr einziger Wunsch war, daß es ihr möglich seyn möchte, sich in eine Versorgungsanstalt für Frauenzimmer, die sich in der Stadt befand, einzukaufen, und ihr Leben, von diensamen Händen gepflegt, daselbst hinzubringen. Allein von der dazu erforderlichen Summe besaß sie nur die Hälfte in einem kleinen Vermächtniß, zu welchem sich ihr Pathe kurz vor seinem Scheiden ihr zu Gunsten verstanden hatte. Wo sollte sie die andere Hälfte auftreiben?

Es fand sich ein Weg. Eine alte, reiche Wittwe von Stande suchte in ihrer Einsamkeit eine Gesellschafterin. Theils weil sie als solche keine harte Arbeit zu verrich-

ten hatte, theils weil die Bedingungen so annehmlich waren, daß sie hoffen durfte, schon in einigen Jahren so viel, als zum Einkauf in jene wohlthätige Anstalt nöthig war, erspart zu haben, suchte sie jene Stelle und erhielt sie. Sie war gebildet genug, um der alten Dame eine gute Unterhaltung zu gewähren, und diese hatte bereits eine starke Zuneigung zu ihr gefaßt, als die Entdeckung grober Fehler sie auf einmal zerstörte.

Diese waren Karolinens Hang zu Leckereien und die daher entstehende Naschhaftigkeit, denen sie jezt, da sie nichts daran hinderte, ungescheut folgte. Die Alte führte einen guten Tisch. Zutrauensvoll hatte sie ihr die Aufsicht über ihre Wirthschaft übergeben, sie hatte den Schlüssel zur Vorrathskammer, sie gab der Magd des Morgens die Speisen, welche zubereitet werden sollten, in die Hände, sie richtete sie

ihrer Wohlthäterin an, wenn sie zum Essen fertig waren. Das benutzte sie treflich. Sie trat zu ganzen Stunden bei den vorräthigen Leckereien, und kostete von jeder. Indeß machte dieses doch weniger Aufsehen, als eine andre üble Sitte. Bei'm Anrichten nehmlich ließ sie sich es einfallen, die bessern Bischen zu verzehren, und nur das Schlechtere auf den Tisch zu bringen, an welchen sie daher allemal gesättigt kam. Die treue Magd unterrichtete voll Unwillen ihre Frau von diesem Betragen der Mamsell, das von wenig Achtung zeugte, und die Alte, die es sehr beleidigend fand, daß das für sie gut seyn sollte, was ihre Dienerin verschmäht hatte, belauschte, ertappte sie, und machte ihr verdiente Vorwürfe, von denen sie sich aber bald durch neue Erfahrungen überzeugte, daß sie ohne alle Wirkung auf ihr Herz geblieben waren.

Mit nicht geringerem Rechte war ihr eine andre Entdeckung sehr zuwider, die sie an Karolinen machte. Diese war zum Besitz einiges Geldes gelangt, das sie, wenn sie ihren Wunsch bald erfüllt sehen wollte, sehr zu Rathe halten muste. Sie that dies nicht. Sich nicht begnügend mit dem, was sie durch ihre Wohlthäterin erhielt, ließ sie sich auch noch für ihr Geld täglich einiges von der theuren Waare des Zuckerbäckers hohlen, womit ihre Taschen stets angefüllt, und ihre Zähne in den Stunden zwischen den Mahlzeiten unaufhörlich beschäftigt waren. O es ist eckelhaft, einen Menschen den ganzen Tag essen, und den Zweck seines Daseyns nur in Gaumenkizel setzen zu sehen. Die Alte muste eine solche Verschwendung um so mehr befremden, da sie ihre Absichten kannte, und dadurch die ewige Süse, womit sie den Magen anfüllte, ihre Krankheit jeden Tag heftiger

wurde. Sie machte ihr ernstliche, doch wohlgemeinte Vorstellungen über das Unvernünftige ihres Verhaltens, da aber Karoline empfindlich darüber schien, und am folgenden Tage zum Trotz, gleich als wollte sie ihr sagen: „du giebst mir ja nichts zu meiner Verschwendung, was redest du also darüber?“ noch mehr Zuckerwerk zu sich nahm, als gewöhnlich: so sagte sie ihr kein Wort weiter. Mit dem Ende des ersten Jahres entließ sie sie aus ihrem Dienste.

Karoline bekümmerte sich wenig darüber, denn sie wuste schon ein anderes Unterkommen bei einem verwittweten Apotheker, dessen Kinder sie erziehen, und in der nöthigen Reinlichkeit erhalten sollte. Anfänglich gieng das alles recht gut. Kaum aber hatte sie entdeckt, daß der Apotheker mancherlei sehr wohlschmeckende Dinge in seinen Gefäßen verwahrte: so fiel sie in ihre alten Fehler zurück. Sie wurde mehrere Male

bei'm Naschen ertappt. Den Mann ärgerte weniger das, was er verlohr, als die kindische Ungenügsamkeit einer Person, die alt genug war, um verständig zu seyn. Auch fürchtete er nicht ohne Grund, daß seine Kinder im Umgange mit ihr das nehmliche Laster annehmen möchten. In einem Jahre war sie aus seinen Diensten. Und aus eben diesem Grunde behielt sie auch der Oekonom Holk, der sie als Ausgeberin zu sich nahm, keinen Augenblick länger.

So waren denn nun die drei Jahre verflossen, die dazu bestimmt gewesen waren, Karolinen das, was ihr an der nöthigen Geldsumme fehlte, zu verschaffen. Es war aus sehr begreiflichen Ursachen nicht nur nichts erspart worden, sondern auch von dem Kapitale, das sie durch die Fürsorge ihres Pathen erhalten hatte, war kein Heller mehr übrig. Ach und gleichwol war die Nothwendigkeit, in jener Versorgungs-

anstalt Pflege zu erhalten, nie dringender gewesen, als jezt, da, ebenfalls durch ihre Schuld, ihre Krankheit zu einer fürchterlichen Größe gestiegen war, und ihr die heftigsten Leiden verursachte. Die Unglückliche! Ihr Laster hatte sie in einen solchen üblen Ruf gebracht, und die Leute glaubten in der widerlichen Bläße, die ihr Gesicht deckte, so deutliche Spuren von seiner Wirklichkeit zu entdecken, daß sie niemand in seine Dienste nehmen wollte, ob sie sich gleich mehreren antrug. Jezt schwebte sie am Rande des Elends.

Schreinert, ein ädler Schullehrer auf dem Lande, erbarmte sich endlich seiner weitläuftigen Verwandtin, und holte sie zu sich. Er leistete ihr mit seiner Gattin in den Anfällen ihres Uibels alle erfinnliche Hülfe, und es schien als vermindere sich seine Heftigkeit. Dies rührte wol hauptsächlich daher, daß sie bei diesen guten,

aber armen Leuten, keine Leckereien fand, und aus eignen Mitteln sich keine kaufen konnte. Daß aber durch diese nothgedrungene Entbehrung ihr unseliger Hang keinesweges unterdrückt wurde, zeigte sich sehr bald.

Sie fand nehmlich eines Morgens, als sie das Zimmer in einige Ordnung brachte, in welchem der Schullehrer zu arbeiten pflegte, auf dem Schreibtische desselben ein Glas, das mit großen glänzendschwarzen Beeren, die sie für Kirschen hielt, angefüllt war. Sie konnte sich, nachdem sie sich von allen Seiten umgesehen, und ohne Zeugen gefunden hatte, nicht enthalten, eine zu versuchen, und da ihr Geschmack ziemlich süß war: so ließ sie noch eine beträchtliche Anzahl andrer nachfolgen. Einige Stunden darauf fieng sie an, Uibelkeiten zu empfinden, die immer heftiger wurden, und sich in ein anhaltendes Erbrechen endigten; zu ihnen gesellte sich ein starker

Schwindel, welchen immer fürchterlicher werdende Verzuckungen begleiteten. Jezt kam der Schulmeister, und nachdem er sich von ihrem traurigen Zustande unterrichtet hatte: so erschrack er heftig. „Haben Sie etwa, fragte er ängstlich, von den schwarzen Beeren gegessen, die in meiner Stube sind?“ — Nach einigem Besinnen gestand es die Kranke. „Um Gottes willen, fuhr jener fort, dann sind wir verlohren. Es sind giftige Tollbeeren oder Wolfskirschen *), die ich diesen Morgen im Walde suchte, um

*) Wolfskirschen oder Tollbeeren sind die Früchte, welche auf die glockenförmigen, schmutzigrothen Blüthen des Belladonnakrauts (*Atropa belladonna L.*) folgen. An den röthlichen Zweigen desselben sitzen eirunde, unten weisliche Blätter. Alle Theile dieses Krauts, das in schattigen Wäldern wächst, enthalten ein starkes Gift, das schon mehr als einmal tödtlich wurde.

sie meinen Schülern kennen zu lernen, und für sie überhaupt die Regel daraus abzuleiten, daß sie nichts genießen sollen, was sie nicht genau kennen. Wir Unglücklichen! Der Genuß dieser Frucht kann tödlich seyn!“

Jezt entstand ein allgemeines Wehklagen im Hause. Karoline fieng an zu rasen. Der Lehrer eilte zum nächsten Arzte. Dieser versuchte einige Mittel, aber vergebens. Die Unglückliche gab unter den heftigsten Qualen ihren Geist auf, und büßte auf eine schreckliche Weise die Gleichgültigkeit und den Ungehorsam, die sie den Ermahnungen derjenigen, welche sie ihrem Lieblingslaster zu entreißen gedachten, entgegengesetzt hatte.

4.

Es ist Pflicht, für Ausbildung der Körper- und Seelenkräfte, so wie für die Erwerbung irdischer Güter zu sorgen. Thätigkeit und Unthätigkeit. Arbeitsamkeit, Fleiß, Eifer, Geschäftigkeit, Müssiggang, Trägheit, Faulheit.

Mitten in jenem ungeheuren Sandmeer, das unter dem Namen Zahara *) den Norden Afrika's von den südlichern Gegenden trennt, und wovon der unter der Benennung

*) Zahara (Saara, Sara) heist die unermeßliche Sandwüste in Afrika, die sich hinter den Staaten Marokko, Algier, Tripoli anfängt, und sich in der Breite bis an den Senegall und die Länder am Nigerflusse erstreckt. In der Länge zieht sie sich vom Atlantischen Meere bis an die Westgränze Aegyptens. Es streifen in ihr einzelne nomadische Berbern-, Araber-, und Maurenstämme herum, von denen die Karavanen Salz, Gummi und Elfenbein einhandeln.

Lybien bekannte Theil schon den Alten Entsetzen einflößte, erhebt sich, wie eine Insel, ein Streifen fruchtbaren, herrlichen Landes, die kleine Oase. *) Unzählige Bäche durchschneiden darinn die Flächen, die im üppigen Grün eines ewigen Frühlings prangen; im hohen Grase weiden Heerden von Rindern und muthwilligen Ziegen, während das in Menge vorhandene Schaaf mit dem Fettschwanze **) auf dem Rücken der na-

*) Oasen nennt man einzelne fruchtbare Strekken Landes, die sich mitten in den Afrikanischen Sandwüsten befinden, und bewohnt. Man kennt ihrer seit den neuesten Reisen drei, die große, die kleine und die von Siwah, alle im Westen von Aegypten. Wer weiß aber, wie viel ihrer noch in der ungeheuren, wenig bekannten Zahara liegen mögen.

**) Das Schaaf mit dem Fettschwanze, auch das Arabische genannt, ist Afrika und einem grossen Theile Asiens eigen. Der fette Schwanz

hen Gebirge, die würzhaften Kräuter ohne Mühe findet, und die stattlichen Rosse im Schatten der Dattelpalmen, die die Natur in reichlicher Fülle dem Ländchen verlieh, *) fröhlich springen. Löwen und Tieger, diese Alleinherrscher in den Afrikanischen Einöden, beunruhigen die Einwohner schon seit langer Zeit durch nichts, als den dumpfen Wiederhall ihres entfernten Gebrülls; nur die Giraffe **) und der

wiegt oft 40 Pfund. Die Russen verkaufen diesen Talg an unsre Seifensieder.

*) Datteln wachsen im Norden Afrika's und im Westen Asiens in unbeschreiblicher Menge, und manche Länder, z. B. Beladal Ferid, d. i. Dattelland im Südden von Marokko haben den Namen von ihnen. Sie sind das gewöhnlichste Nahrungsmittel der Einwohner, und werden in großen Vorräthen für den Winter getrocknet.

**) Nicht nur eins der größten Thiere, indem sie aufrecht stehend 16 Fuß hoch ist, sondern

Jerboa *) nahen sich ihnen vertraulich, jene um ihre majestätische Gestalt, dieser um seine leichten, muntern Sprünge von ihnen bewundern zu lassen.

auch wegen seines röthlichen, gefleckten Felles eins der schönsten, und wegen seines sonderbaren Baues, den der berühmte Reisende Levaillant am genauesten beschrieben hat, eins der merkwürdigsten. Sonst ist es sehr furchtsam. Seine Nahrung liefert ihm das Pflanzenreich. (*Cameleopardalis Giraffa L.*)

*) Nach den Berichten eines der aufmerksamsten Reisenden, Sonnini, ist der Jerboa (Springhasel, *Mus jaculus L.*) etwas über 5 Zoll lang, und hat ein langes, seidenartiges Haar, das auf dem Rücken hellfalb, am Leibe weiß ist. Die kleinen, kaum sichtbaren Vorderfüße sind noch keine 2 Zolle lang, dagegen die hintern über 6 Zolle Länge haben. Diese merkwürdige Bildung macht ihn zum Springen sehr geschickt. Es ist ein sehr flinkes Thierchen, das von Getreide, Reis und dergl. lebt.

Das Völkchen, welches dies reizende, von der übrigen Welt getrennte Land bewohnt, ist erst neuern Reisenden bekannt geworden, obgleich Aegypten alljährlich mehrere seiner Jünglinge unter dem Namen der Muggrebinen *) in seinen Städten anlangen sah. Einfach in seinen Sitten, mäßig in seinen Wünschen, und der Weise der Väter unverbrüchlich getreu, ist es seit den Zeiten der Römer von seinen Nachbarn — wenn anders Völker, die eine Sandwüste

*) Die Muggrebinen sind ein Araberstamm, der im Westen von Aegypten mit seinen Heerden umherschwärmt, sich aber vorzüglich in der kleinen Oase, die auch Elwah el Ghurbi heist, niedergelassen hat. Sie sind zahlreich, und können 30,000 streitbare Männer stellen. Sie wandern nach Aegypten in Menge ein, und in Kahira, seiner Hauptstadt, bewohnen sie ein eignes Stadtviertel. Der Handel, auf welchen sie sich hier legen, gewährt ihnen bei ihrer mäßigen Lebensart große Vortheile.

von mehr als hundert Meilen von ihm trennt, so zu nennen sind — kaum einiger Aufmerksamkeit gewürdiget worden. Diese Unbemerktheit war sein Glück, denn es entgieng durch sie den Unterjochungsplanen fremder Eroberer, und die goldne Freiheit, in deren Besitz es ist, wurde durch nichts gestört. Und in der That, wie könnte auch ein Land, wo man weder Geld hat, noch kennt, wo man nur Vieh und Datteln und ein zufriednes Herz zu nennen braucht, um die ganzen Reichthümer beschrieben zu haben, die Habsucht eines Eroberers reizen? Was würde das für ein Ersatz für den Verlust seyn, den er unfehlbar leiden würde, wenn er den breiten Sandwällen, womit es die Natur selbst in Schutz genommen hat, zu trotzen wagte?

Bei diesen Kindern der Natur stand der alte El Ketil in großem Ansehn. Dieser Araber war nicht nur einer der reichsten,

sondern auch der einsichtsvollsten Hirten, und weil man seinen Rath immer von grossem Nutzen gefunden hatte: so eilte jeder Hausvater, wenn ihm etwas Wichtiges bevorstand, zu ihm, um seine Meinung zu vernehmen. Er starb endlich, nachdem er seine drei Frauen *) überlebt hatte, und hinterließ fünf Kinder, vier Söhne und eine Tochter, die sämmtlich erwachsen waren. Da aber die Muhammedaner in Rücksicht auf Erbschaften noch nicht die weisesten Gesetze befolgen; **) so wurden auch El Ketils

*) Muhammeds Gesetz verordnet Vielweiberei. Der ärmste soll wenigstens zwei Frauen haben. Reichere vermehren diese Anzahl nach Belieben. In vielen Gegenden von Afrika, z. B. in Algier, ist man indeß hierinn nicht sehr gewissenhaft, und viele begnügen sich mit einer Frau.

**) In vielen Muhammedanischen Staaten hat der Vater gar nicht einmal das Recht, das Seinige seinen Kindern zu vermachen, sondern der

Reichthümer auf eine sehr ungleiche Weise vertheilt. Die zwei ältesten Söhne, Hazreh und Fajun, erhielten fast alles, weil sie Kinder seiner ersten und vornehmsten Gattin waren, auf die zwei jüngsten hingegen, Lokman und Maimon, so wie auf ihre Schwester Fatime, kam wenig mehr als nichts, weil sie das Unglück hatten, von El Ketils Nebenfrauen geboren worden zu seyn. *) Nach Vollendung dieser Theilung, wozu nicht viel Zeit nöthig war, trennten sie sich, Hazreh und Fajun blieben

Fürst bemächtigt sich nach seinem Tode seiner Habe. So ist es bei den Mogolen in Hindostan und Dekan. Welche Tyrannei, wenn man nicht einmal über sein Eigenthum verfügen darf!

*) Soviel Frauen auch ein Muhammedaner haben mag: so ist doch eine nur die vornehmste. Die übrigen haben so wenig gleichen Rang mit ihr, daß sie mehr als Sklavinnen angesehen werden.

in den Gezelten des Vaters *), die übrigen wanderten weiter gegen Osten.

Sie hatten sich kaum neben einer frischen Quelle niedergelassen, als die große Sudankaravane **) in der Oase eintraf, und sich unter ihre Gastfreunde in derselben zerstreute, um bei ihnen einige Tage von

*) Die Nuggrebinen sind nehmlich Nomaden, d. i. solche Völker, welche keine festen Wohnsitze haben, sondern sich an einem Orte nur so lange aufhalten, als sie Weide für ihr Vieh und Wasser finden. Solche Völker wohnen unter Zelten.

**) Da man in Afrika noch keine sichern Heerstrassen hat, so reisen Kaufleute, Pilger u. dergl. in Gesellschaften, die man Karavanen nennt, theils um sich gegen die Anfälle der zahlreichen Räuber nachdrücklich zu vertheidigen, theils um sich die Beschwerden der Reise durch wechselseitigen Beistand zu erleichtern. Unter der Sudankaravane versteht man die Gesellschaft von Kaufleuten, die jährlich aus den Ländern des innern Afrika nach Aegypten kommen.

den Beschwerden des Weges auszuruhen. Auch die Söhne El Ketils hatten einen Gastfreund dabei, den Scherif *) Abu Massar Ben Hali. **) Der Gedanke, den Mann, von dem sie sich geliebt glaubten, bei sich zu sehen, milderte den Kummer, der an den Herzen Lokmans und Maimons zehrte, und sie trafen, soviel in ihren Kräften stand, Anstalten, den Gast auf's Beste zu empfangen. Doch die Unerfahrnen wusten noch nicht, daß es Zeiten giebt, wo dem Men-

*) Scherifs werden die Muhammedaner genennt, welche sich rühmen, vom großen Propheten (Muhammed) abzustammen. Sie stehen in großen Ehren, und sind mit dem türkischen Sultan die einzigen, welche Kleider von grüner Farbe, die Muhammed vor allen liebte, tragen dürfen.

**) D. i. Sohn des Hali. Mit dem Worte Ben, Sohn, pflegen die Araber, indem sie es ihrem Namen zufügen, oft eine sehr lange Reihe ihrer Vorfahren anzugeben.

schen nichts nach Wunsche geht, so unschuldig dieser auch immer seyn mag, Zeiten, die man mit Recht Prüfungsstunden des menschlichen Herzens genannt hat. Sie hatten vergeblich gewartet, der Scherif war bei ihren reichen Brüdern eingekehrt.

Acht Tage später sahen sie die Karavane unfern von ihrem Zelte vorüberziehn. Die Sonne war erst im Sinken, und der Tag noch hell genug, um den Scherif in seiner grünen Kleidung gleich an der Spitze des Zugs von den übrigen zu unterscheiden. Sie näherten sich still und traurig, und ihre trüben Blicke schienen ihm Vorwürfe wegen der Vernachlässigung zu machen, die er sich gegen sie erlaubt hatte. Kaum hatte sie aber jener erkannt: so sprang er herab von seinem Kameele, umarmte sie, und fragte: ob ein hinlänglicher Vorrath frischen Wassers in ihrer Nähe sei? Da sie dies bejaht hatten, so machte er sogleich in der Kara-

vane bekannt, daß man hier Halt machen, und sich auf einige Zeit mit Wasser versorgen müsse, weil man an der Gränze der sandigen Gebirgsgegenden sei, die die Oase von Aegypten trennen, und die der gänzliche Wassermangel unbewohnbar macht.

Man befreiete nun die müden Kameele *)

*) Das Kameel ist für Nordafrika und einige Theile von Asien das wichtigste Hausthier, und seinem ganzen bewundernswürdigen Baue nach dazu bestimmt, daß es die Menschen durch die unwirthbaren Sandwüsten, wo jedes andere Thier vor Hunger umkommen, oder vor Durst verschmachten würde, tragen, und Verkehr zwischen ihnen erhalten soll. Seine Fleischballen an den Füßen erleichtern ihm, wie ein Kissen, den beschwerlichen Gang im Sande, seine Schwülen an Brust und Beinen machen, daß es sich mit Leichtigkeit aufstemmt, wenn es sich beladen von der Erde erhebt; für seine Stärke sind Lasten von 1000 Pfund nicht zu schwer, und Tagereisen von

und Pferde von ihrer Bürde, und ließ sie im Grase weiden. Die Reisenden selbst theilten sich in mehrere Truppe, lagerten sich auf den Boden, und genossen unter Singen und fröhlichen Scherzen ihr gemeinschaftliches Abendbrod. Der Scherif aber folgte den zwei Brüdern in ihr Zelt, an

10 Meilen nicht zu groß. Seine Gelehrigkeit macht, daß es auf den Wink des Treibers sich niederlegt, aufsteht und dergl. Bei seiner Gnügsamkeit ist es dem Hunger nicht leicht ausgesetzt, da es die Dornengewächse, von denen es lebt, in der Wüste überall findet. Wegen einer besondern Einrichtung seines Magens, in welchem es eine große Menge Wassers, die es auf einmal zu sich nimmt, sehr lange aufbewahrt, kann es den Durst, wie man sagt, mehrere Wochen ertragen. Es tränkt mit diesem Vorrath selbst durstige Menschen, wenn es geschlachtet wird, so wie es dann mit seinem Fleische die Hungrigen speist. Die Araber nennen es daher passend das Schiff der Wüste.

dessen Eingange die sanfte Fatime ihn bewillkommte. Aller Schmerz war nun vergessen. Fatime flog zu den Kühen, und kam mit frischer labender Milch zurück, Maimon schlachtete ein Schaaf, und röstete die Lenden auf Kohlen, Lokman reichte dem Gaste Wasser, um sich zu waschen, *) und pflückte dann Früchte von den Dattelbäumen, die sein Haus beschatteten. Seit Ketils Tode war dies das erste, reichliche Mal, das sie veranstalteten, und ihre Herzen bebten im süßen Gefühle der Freude. **)

*) Das Waschen, besonders der Füße, ist für Fremde, die den ganzen Tag in Staub und Sande reisten, ungemein wohlthätig. Daher wird sich die Sitte, Fremden gleich nach ihrer Ankunft Wasser zu reichen, die in Asien und Afrika uralt ist, in diesen Gegenden stets erhalten.

**) Rohe Menschen sind gastfrei gegen Fremde, weil sie auf ihren Reisen gleiche Hülfsleistungen von ihnen erwarten. Die Gastfreiheit der

Diese wurde noch vermehrt, als der Scherif ihnen sagte, daß er in den Gezelten seines alten Gastfreunds El Ketil seine Herberge genommen habe, weil er von seinem Tode nicht unterrichtet gewesen sei, daß er sich aber gewiß zu ihnen begeben haben würde, wenn er etwas von der großen Veränderung, die durch diesen Tod veranlaßt worden, geahndet hätte. „Es gefällt mir bei Euren Brüdern nicht," setzte er hinzu, nachdem er dem zu seinen Vätern gesammelten Freund noch einige Thränen zärtlicher Rückerinnerung geschenkt hatte.

„Wachsen wird das väterliche Vermögen in ihren Händen gewiß nicht," meinte Maimon.

Scherif. Und welchen Grund hast Du zu dieser Vermuthung?

Maimon. Hast Du nicht selbst oft

biedern, einfachen Araber war von jeher vorzüglich berühmt.

mit meinem verstorbenen Vater über ihre Faulheit geklagt?

Scherif. Das hab' ich allerdings. Indeß möchte ich jezt doch einen Unterschied machen, und Hazreh, den ältern, allein einen Faulen nennen, denn meine Erfahrung hat mich gelehrt, daß Fajun vielmehr ein Müssiggänger ist, an welchem man eine Trägheit zu allem Guten, das einige Anstrengung kostet, wahrnimmt.

Lockmann. Du scherzest einmal, Alter! Ein Fauler! ein Müssiggänger und ein Träger, sollt' ich meinen, können wol nicht sehr von einander verschieden seyn.

Scherif. Im gemeinen Sprachgebrauch unterscheidet man sie freilich oft nicht, dennoch haben mich zahlreiche Beobachtungen, die ich in meinem langen Umgange mit Menschen anstellte, deutlich überzeugt, daß unmöglich drei Worte zur Be-

zeichnung eines und desselben Fehlers erfunden worden seyn können.

Lockmann. Ich gestehe, daß ich sehr begierig bin, die Art, wie Du sie unterschieden wissen willst, zu vernehmen.

Scherif. Erst eine Frage! War die Lebensart Eurer Brüder nicht von jeher verschieden?

Lockmann. Du weist es ja selbst, daß Hazreh von jeher nur bei den Heerden war, Fajun aber in Suez *) bei dem Bruder unseres Vaters erzogen wurde, nach dessen Tode er zu uns zurückkehrte.

*) Suez — sehr wichtige Aegyptische Handelsstadt am rothen Meere, in einer sehr wasserarmen Gegend. Von ihr hat die Erdenge, durch welche Aegypten mit Asien zusammenhängt, ihren Namen. Wir erhalten vorzüglich den Arabischen oder Mokkakaffee über Suez, dessen Hafen durch die Nachlässigkeit der Aegyptischen Regierung immer mehr versandet wird.

Scherif. Diese Verschiedenheit in der Erziehung ist noch jezt in ihren Sitten merklich. Hazreh saß den ganzen Tag ruhig bei seinen Heerden, die ohne ihn ihr Futter, ihr Getränk, ihr Lager fanden, und von keinem wilden Thiere beunruhigt wurden. Er fand und nahm nicht die mindeste Veranlassung, etwas zu thun, oder sich mit etwas zu beschäftigen; er lebte in völliger Unthätigkeit. Durch die Länge der Zeit ist ihm diese so zur Gewohnheit geworden, daß er keinen behaglichern Zustand kennt, als den der Ruhe, der seinen Leib so schwerfällig gemacht, und seinen Geist an allen Kenntnissen ganz leer gelassen hat. Durch nichts in der Welt würdet ihr ihn dazu bewegen können, daß er seinen Körper ausarbeite, oder seinen Verstand und sein Herz bilde; er hat eine entschiedene Abneigung, die Kräfte, die er mit jedem Menschen gemein hat, zu vervollkommnen. Er

geht zeitig schlafen, er steht spät auf; seine Knechte ziehen ihn an, bringen ihm das Essen, entkleiden ihn wieder, sorgen für seine Heerde u. s. w. während er unbeweglich, wie die Bildsäulen zu Dendera, *) auf seiner Matte sitzt, und seine Pfeife raucht. Seht nur, wie viel Mühe es ihm kostet, wenn er aufstehen, und einige Schritte gehn soll! Leidet er nicht lieber einen Verlust, ehe er es über sich erlangt, einen Fuß zu regen? Ließ er nicht noch im vorigen Jahre lieber das Schaaf umkommen, das in den Graben vor dem Zelte gefallen war, als daß er, weil seine Leute abwesend waren, sich selbst die Mühe gegeben hätte ihm zu Hülfe zu eilen?

Maimon. Alles wahr, aber Fajun —

*) Dendera — Stadt in Oberägypten, wo sich noch ein sehr wohlerhaltener Tempel der ältesten Einwohner dieses Landes befindet, der ein denkwürdiges Ueberbleibsel ihrer Baukunst ist.

Scherif. Ist ganz anders. Ich habe den Bruder Eures Vaters gekannt, in dessen Hause er erzogen wurde. O er war ein ädler, treflicher Mann, der gewiß keine unbeschäftigten Menschen um sich sehen konnte. Mag es nun dem Fajun zuwider gewesen seyn oder nicht, unter seiner Aufsicht hat er gewiß stets etwas gethan und verrichtet, und sich auf diese Weise an die Thätigkeit, in welcher er erhalten wurde, gewöhnt. Denn ich nenne thätig denjenigen, der stets etwas thut, sei es für sich selbst, oder für andere, sei es nützlich oder schädlich. Daß nun Fajun nicht unthätig ist, seht Ihr daraus, daß er keinen Augenblick still und ruhig in seinem Zelte sitzen mag. Er bewegt seine Glieder mit Leichtigkeit, er ist geschwind in seinen Handlungen, er würde das in einigen Augenblicken zu Stande bringen, wozu Hazreh einen halben Tag braucht; er läuft, er reitet gut; er

versteht den Handel, zu welchem er abgerichtet wurde, und weiß die Güte der Waaren zu beurtheilen; er liest und schreibt schnell und deutlich, macht lange Rechnungen blos im Kopfe, spricht außer seiner Mutterspra-che auch die der Kopten, *) mit welchen er langen Umgang gehabt hat, und ist in Gesellschaft ein unterhaltender, witziger Mann.

*) Kopten heißen die in Oberägypten zahlreichen Abkömmlinge der ältesten Bewohner Aegyptens, die sich von den Arabern, seinen heutigen Bewohnern, durch Gesichtsbildung, Charakter, Sitten, Sprache (die jedoch vom Arabischen immer mehr verdrängt wird), und Religion, welches die christliche ist, wenn sie gleich durch Aberglauben viel von ihrer Reinheit verloh-ren hat, unterscheiden. Sie sind Kaufleute, Rechnungsführer und Sekretaire der Regierung, Einnehmer der Auflagen u. dergl. und gewöhnlich sehr reich.

Lockmann. Du hast den Fajun gut kennen gelernt.

Scherif. Hört nun weiter! Um etwas zu thun oder auszuführen, muß ich meine Kräfte anwenden; Kräfte aber kann ich nicht anwenden, wenn ich nicht welche besitze. Nun gab uns die Natur zu allem, was unsre Thätigkeit erfordert, blos Fähigkeiten; mit diesen ist jedoch noch nichts gethan, wenn wir sie nicht durch Uibung ausbilden, wodurch sie Fertigkeiten werden. Hazreh scheut jede Mühe, seine Körper- und Seelenkräfte auszubilden, darum nenne ich ihn faul. Fajun kann ich nicht so nennen, denn Ihr gebt mir zu, daß er seine Kräfte schon bis zu einem gewissen Grade ausgebildet hat, nur dadurch etwa, daß er schon aufgehört hat, sie zu vervollkommnen, da sie doch bis ins Unendliche vervollkommnet werden können, würde er sich den Vorwurf der Faulheit zuziehen. Doch daran habe ich

vorhin nicht einmal gedacht. Ich nannte ihn einen Müssiggänger, weil er seine Kräfte, die er schon bis zu einem solchen Grade ausgebildet hat, daß er damit wichtige Zwecke erlangen könnte, zu nichts Nützlichem anwendet. Der Unterschied also, welchen ich zwischen dem Faulen und dem Müssiggänger festsetze, ist in der Kürze der, daß jener seine Kräfte gar nicht vervollkommnen, dieser aber schon ausgebildete Kräfte nicht nützlich gebrauchen will. Ein Kind wird daher wol faul genannt werden können, aber des Müssiggangs kann es sich nur erst in dem Alter schuldig machen, wenn seine Kräfte schon eine gewisse Reife erlangt haben.

Lockman. Du scheinst mir Recht zu haben. Wenigstens sieht man Fajun nie so ganz unthätig an einer Stelle liegen, wie Hazreh. Er richtet in seinem Zelte Vögel ab, er tanzt mit seinen Weibern, er liest die Mährchen der

Tausend und Einen Nacht *) und andere Erzählungen, schmaust mit seinen Freunden, spielt in ihrer Gesellschaft mit Würfeln ganze Tage lang, und reitet mit ihnen um die Wette.

Scherif. Aber von alledem hat er keinen Nutzen. Dies diene Euch zum Beweis, daß es auch einen geschäftigen Müssiggang giebt, worunter man nichts anders versteht, als eine Thätigkeit, die auf nichts Nützliches gerichtet ist. Es wäre nicht gut, wenn er seine ganze Zeit mit diesen Dingen hinbringen wollte; er sieht ja wol auch zuweilen nach seinen Heerden, verkauft Vieh und Lebensmittel an die Karavanen u. dergl. aber abgerechnet, daß dies seltner geschieht: so ist auch, wenn etwas Nützliches gethan werden soll, leicht

*) Eine bekannte Arabische Mährchensammlung, die auch in unsre Sprache mehrmals übersetzt worden ist.

eine große Trägheit an ihm zu bemerken, welche darinn besteht, daß er aus Liebe zur Bequemlichkeit seine Kräfte nicht in dem Grade zu nützlichen Dingen anwendet, als er könnte und sollte, und welche macht, daß er die nothwendigsten Geschäfte weder mit dem erforderlichen Eifer, noch mit hinreichender Beharrlichkeit betreibt, sie aber, sobald sie größere Anstrengungen erfordern, ganz liegen läßt.

Maimon. Aber bei'm Propheten! daraus kann doch nichts Gutes kommen.

Scherif. Wie wäre das möglich? — Faulheit macht, daß das Blut sich verdickt, und langsam durch die Adern fließt. Sie macht den Körper plump und ungeschmeidig, und, indem durch den Mangel an Bewegung alle Säfte stocken, und die Ausdünstung verhindert wird: so führt sie endlich Krankheiten herbei. Sie läst den Verstand leer an Kenntnissen, das Herz ohne

sittliche Güte, die Sitten roh und ungefällig. Sie macht mit einem Worte, daß der Mensch, indem er durch sie abgehalten wird, sowol gegen sich als gegen die Gesellschaft Pflichten auszuüben, sich nicht aus dem Zustand der Thierheit entfernt. Noch schlimmer ist der Müssiggang, der nicht nur das Gute unterläßt, sondern selbst das Böse thut, nicht nur sich dem Nützlichen entzieht, sondern selbst das Schädliche vornimmt. Glaubt es, Jünglinge, von allen den Menschen, die Ihr als lasterhaft kennen gelernt habt, sank ein großer Theil nur darum so tief herab, weil er müssig gieng. Denn je weniger sie nützliche Geschäfte hatten, desto mehr hatte ihr Geist Zeit, auf das Böse zu denken, sich daran zu gewöhnen, und Mittel zur Ausführung desselben zu ersinnen.

Lockman. Auch ihre Haushaltung kann bei diesen Fehlern nicht bestehen.

Scherif. Unmöglich. Nichts in der Welt wird uns ohne Mühe zu Theil. Das Vermögen des Faulen und Müssiggängers kann also nicht zunehmen, denn sie tragen keine Sorge dafür; es muß sich vielmehr vermindern, weil täglich verzehrt, und nie etwas erworben wird.

Maimon. Ist es nun nicht wahr, daß solche Menschen sehr getadelt zu werden verdienen?

Scherif. Das einzige, womit sich der Faule entschuldigen kann, ist sein Temperament, so nennen wir alle die Neigungen eines Menschen, die ihren Grund in der eigenthümlichen Einrichtung und Beschaffenheit seines Körpers haben. Man nimmt vier Haupttemperamente an. Ein phlegmatisches Temperament hat nehmlich derjenige, welcher wegen des dicken Blutes in seinen Adern und einer Menge unnützer, beschwerlicher Säfte langsamer in allen sei-

nen Verrichtungen ist, und jede Anstrengung von Natur scheut, so wie der, welcher mit einem sanguinischen versehen ist, wegen seines dünnen, leicht fließenden Blutes, zur Freude geneigt ist, und Thätigkeit liebt. Mit dem cholerischen Temperamente sind, wegen einer besondern Beschaffenheit der Galle, stärkere Gefühle, heftige Leidenschaften, mit dem melancholischen oder schwarzgallichten aber Hang zur Schwermuth, zu ernstem Nachdenken verbunden. Hieraus folgt, daß jedes Temperament seine Vortheile, aber auch seine Nachtheile hat. Der Phlegmatiker z. B., dessen Empfindungen keinen hohen Grad von Stärke haben, ist zwar den heftigen Leidenschaften nicht ausgesetzt, die den Choleriker oft zum Bösen verleiten, er kann vielmehr mit Ruhe über alles nachdenken, aber er hat hingegen auch eine natürliche Abneigung gegen alle Beschäftigung. Wer hingegen seine Träg-

heit damit entschuldigen wollte, der sollt bedenken, daß es eben solche Reize der Sinnlichkeit sind, die der Tugendhafte besiegt, und daß er zwar die Vortheile, welche di Temperamente gewähren, benutzen darf, abe ihre Nachtheile vermeiden muß.

Nach geendigter Mahlzeit zeigte man dem lieben Fremdlinge das Lager, welches Fatime für ihn aus Moos bereitet, und mit der Matte, auf welcher sie sonst zu ruhen pflegte, die sich aber die Gute diesmal um seinetwillen versagte, bedeckt hatte. Die Müdigkeit rief den Schlaf sehr bald herbei, und alles lag in seinen Armen. Ein süßer Schlummer ist die Erquickung des Wanderers, der Trost des Leidenden, und wird einst auch das Ziel unsers Wünschens, Hoffens, Fürchtens und Sorgens seyn.

Die Morgensonne war eben in aller ihrer Pracht über den Gipfeln des fernen Gebirgs aufgegangen, und die Schatten, wel-

chevie Daſe bedeckten, fiengen an kleiner zu werden. Da weckten den Scherif die klzenden, aber lieblichen Töne einer männchen Stimme, welche vor dem Gezelte in einem Arabiſchen Liede die Schönheit und Herzensgüte Fatimens, und das Glück, von ihr geliebt zu werden, pries. Sie endete den Geſang mit den Worten:

Umſonſt ergießeſt, Herz, du dich in bange Klagen!
Verhalle, mein Gedicht!
Hier klangſt du rührend ſchon ſeit zwanzig langen
Tagen,
Fatime hört dich nicht!

„Erfüllen, ſprach ſie, will, o Hirt, ich deine
Bitte,
„Doch zeig' die Heerden mir!"
Zwölf Schäfchen weiden nur vor meiner kleinen
Hütte,
Die wies ich zitternd ihr.

„Klein, fleht' ich, iſt mein Gut, doch wirſt du
mild begegnen

Des Armen Zärtlichkeit,
Fatime, o so wird es Allah reichlich segnen
Bey stiller Gnügsamkeit."

„Dein Weib — so sprach sie dann, indem sie bitter lachte,
„Hirt, wird Fatime nie."
Nun schleich' ich hoffnungslos umher, und sorg' und schmachte,
Und schmoll' und liebe sie.

Der aufmerksam gewordene Scherif blickte durch eine Oefnung im Zelte hinaus, und sah einen Jüngling von schöner Gestalt sich langsam mit seiner kleinen Heerde von den Zelten entfernen, und oft trübe Blicke auf sie zurückwerfen. Er beschloß, sich näher nach der Sache zu erkundigen. Als nachher Lockman eintrat, und ihm frische Milch brachte, so fragte er, wo Fatime sei? Die Antwort war, daß sie sich mit ihrem Bruder Maimon bei der Heerde befinde. Man vereinigte sich, sie bei derselben zu besuchen.

„Hast Du, fragte der Scherif Fatimen, diesen Morgen den Gesang des Arabers vor den Zelten gehört?

Fatime. Warum sollte ich nicht? Er ist mir nicht neu, denn ich höre ihn seit einiger Zeit jeden Morgen.

Scherif. Wer ist der Jüngling, der Dich so innig liebt?

Fatime. Es ist Assar Ben Hatton, der Hirt im einsamen Palmenthale.

Scherif. Er ist schön.

Fatime. Der schönste Jüngling in der Oase.

Scherif. Ist er auch eben so gut?

Fatime. Alle loben sein empfindsames Herz. Nie verließ er den Freund, dem er Treue schwur; seine reinliche Hütte steht dem ermüdeten Wanderer zu jeder Zeit offen; seine wenigen Schaafe haben an ihm einen sanften Herrn, der sie auf die fettesten Weideplätze führt, und seine Hände sind den

ganzen Tag mit etwas Nützlichem beschäftiget.

Scherif. Und Du liebst den Aedlen nicht?

Fatime. Ich liebe ihn, aber ich fürchte, ihm Sorge und Kummer zu machen, wenn ich sein Weib werde, denn so gut er ist, so arm ist er auch.

Maimon. Wir widerriethen unsrer Schwester eine Heirath, die sie eher unglücklicher, denn glücklicher machen kann, als sie jezt ist. Assars Heerde ist noch nicht halb so groß, als die unsrige.

Jezt warf der Scherif einen Blick auf die wenigen Rinder und Schaafe, welche im Grase weideten, und fragte dann: wo sie ihr übriges Vieh hätten?

Die Geschwister berichteten ihm, daß das ihre ganze Heerde sei, die er vor sich sehe, und brachen dann in bittere Klagen über die Habsucht Hazrehs und Fajuns

aus, die ihnen so wenig vom väterlichen Vermögen habe zufließen lassen. „Ist es nicht ungerecht — so schlossen sie — daß wir in die tiefste Armuth gestürzt sind, in welcher wir oft das Nothwendigste entbehren müssen, während sie im höchsten Uiberflusse leben.

Scherif. Es gereicht ihrem Herzen allerdings zu keiner Ehre. Aber seyd Ihr denn gesonnen, in diesem traurigen Zustande zu bleiben.

Maimon. Was sollen wir anfangen? Die wenigen Jungen, die unsre kleine Heerde werfen wird, werden kaum hinreichen, die Alten zu ersetzen, von deren Fleisch wir uns nähren. An Vermehrung der Heerde ist nicht zu denken. Es ist wohl wahr, wo nichts ist, da wird nichts. Wer reich werden will, der muß schon Vermögen in den Händen haben.

Scherif. Das ist ein albernes Vor-

urtheil, von welchem unsre Väter nichts gewußt haben, und auf das sich nur diejenigen stützen, die weder Muth noch Lust haben, ihren Zustand zu verbessern.

Lockman. Aber wie könnten wir das letztere, da uns Allah einmal zur Armuth bestimmt hat? *)

Scherif. Freund, auch das ist ein

*) Statt zu sagen, Gott weiß zwar die Schicksale und die Handlungen eines jeden zuvor, aber er hindert sie nicht, wenn sie böse, und befördert sie nicht, wenn sie gut sind, weil er als weiser Gott weder den Gang der Natur hemmen, noch die Freiheit des Menschen stören will, glauben die Muhammedaner vielmehr, daß Gott den Menschen von Ewigkeit her zum Guten oder zum Bösen, zum Glück oder Unglück unvermeidlich bestimmt habe. Diese Lehre, die Prädestinationlsehre genannt, beruht also auf einem schrecklichen Irrthume, nach welchem Gott als ein grausamer Tirann erscheint, wir aber nichts als Maschinen sind.

Irrthum. Allah ist nicht so ungerecht, daß e/ einen Menschen zu immerwährenden Leiden bestimmen sollte; er setzt freilich zuweilen einen Menschen in widrige Umstände, aber nur damit er im Kampfe mit dem Unglück seine Kräfte entwickeln, und als freies, selbstthätiges Wesen sein Glück befördern soll. Der Besitz eines hinreichenden Vermögens ist allerdings etwas wünschenswerthes. Denn abgerechnet, daß er uns in den Stand setzt, unser Leben auf eine angenehme Weise zu führen, so setzt er uns auch in den Stand, das Beste anderer zu befördern, und wohlthätig für sie zu werden. Hauptsächlich aus dem letztern Grunde ist es Pflicht, daß man Vermögen erwerbe, und daß man alle erlaubte Mittel anwende, sich welches zu verschaffen.

Lockman. Welches Mittel räthst Du uns also zu ergreifen?

Scherif. Das schnellste und sicherste, Arbeitsamkeit, welche dem Müssiggange entgegensteht, und nichts anders ist, als bestmöglichste Anwendung derjenigen von unsern Kräften, die wir zu diesem Zwecke ausgebildet haben, zu unserm und anderer Besten.

Maimon. Wir sind als Hirten arbeitsam genug, und dennoch —

Scherif. Bringen wir nichts vor uns, willst Du sagen. Ich kann Dir das zwar nicht ganz zugeben, dennoch ist so viel wahr, daß da, wo Alle — Hirten sind, die Vortheile des Hirtenlebens geringer seyn müssen. Aber giebt es nicht viele tausend verschiedne Wege, zu Wohlstand zu gelangen? Seid Ihr nicht noch jung? Habt Ihr nicht noch muntre Kräfte?

Lockman. Du willst, daß wir andre Arbeiten vornehmen sollen, als die, zu welchen uns unser Hirtenleben auffordert?

Scherif. Allerdings. Aber da Arbeitsamkeit ausgebildete Kräfte vorausſetzt, ſo muß ich Euch vorher noch eine andre Tugend empfehlen, nehmlich Fleiß, der in der ſorgfältigen Ausbildung der Kräfte, um mit ihnen hernach arbeiten zu können, beſteht.

Maimon. Wenn Fleiß und Arbeitſamkeit ſo untrügliche Mittel ſind, wohlhabend zu werden: ſo ſoll man ſie bei mir gewiß nicht vermiſſen. Ich will alle Kräfte auszubilden ſuchen, die ich in mir ſpüre, und dann —

Scherif. Halt! nimm Dir nicht zuviel vor! Der Menſch hat eine unendliche Menge von Kräften, die man im allgemeinen in Kräfte des Geiſtes und des Körpers theilt. Daß es Pflicht ſey, ſie zu vervollkommnen, werdet Ihr nun nicht mehr bezweifeln. Aber wer ſich vorſetzen wollte, ſie alle auszubilden, der würde ihrer großen

Anzahl wegen zwar für jede etwas thun, es aber mit keiner so weit bringen, daß er mit denen wetteifern könnte, welche nur eine oder einige, diese aber auch desto anhaltender geübt haben. Zuviel thun wollen, heist nichts thun. Es ist daher gut, wenn man sich unter der unzähligen Menge menschlicher Beschäftigungen eine für immer wählt, aber auch keine Mühe scheut, alle dazu erforderlichen Kräfte sorgfältig zu vervollkommnen, wenn man mit einem Worte einen bestimmten Beruf hat. Seyd also, muß ich Euch rathen, allerdings fleißig, aber seyd es nur in Eurem Berufe!

Die Brüder dachten eine Zeitlang über des Scherifs Worte nach. Am Abend, als alle wieder bei dem mäsigen Mahl vereinigt waren, gestanden sie dem Scherif, daß sie nicht abgeneigt wären, dem beschwerlichen Hirtenleben zu entsagen, und sich einen andern Beruf zu wählen. Maimon,

ein starker, rüstiger Jüngling, hatte Lust zu einem solchen, welcher Körperkräfte erforderte, Lockman hingegen, von jeher zum Nachdenken geneigt, wünschte, die Anlagen seines Geistes ausbilden zu können. Des Scherifs Rath war, daß sie mit ihm nach Aegypten gehn sollten, wo er Maimon in eine Saffianfabrik, Lockman aber zu einem Arzt, als Lehrlinge, bringen wollte. Nach einigem Bedenken nahmen sie den Vorschlag an, und es wurde beschlossen, mit der Karavane abzureisen.

Jezt brach Fatime in Thränen aus. „Was soll dann aus mir werden, sprach sie, wenn Ihr mich verlaßt?“ — Das sei meine Sorge, antwortete der ädle Scherif, einstweilen lege Dich ruhig schlafen.“

Am andern Morgen sang der junge Hirt wieder, wie gewöhnlich vor den Zelten. Der Scherif rufte ihn, als er geendiget hatte, zu sich in's Zelt.

„Jüngling, sprach er, wolltest Du mir wol nach Aegypten folgen, um ein vornehmer Mann zu werden?“

Assar. Wenn Fatime mich dann lieben könnte: so folge ich Dir ohne Bedenken. Lieber aber wäre mir es doch, Du liesest mich bei meinen Schaafen.

Scherif. Gefällt Dir das Hirtenleben so sehr?

Assar. Mein Vater war ein Hirt, ich will auch einer bleiben.

Scherif. Aber Du bist so arm?

Assar. Mein Vater war einst reich, ehe ihn die Beduinen *) plünderten. Er

*) Beduinen sind Araber, welche vom Raube leben. Sie thun Einfälle in die Dörfer und treiben das Vieh weg, sie fallen in Gesellschaften die Karavanen an, und plündern sie. Dennoch ist selbst diesen Räubern noch eine Art von Biedersinn und Ehrlichkeit eigen, die sie

rettete blos sein Leben, und flüchtete hierher, um vor Gram zu sterben. Bin ich gleich arm: so bin ich doch arbeitsam, und mit der Zeit wird meine Heerde schon stärker werden.

„Brav, wackrer Assar! versetzte der Scherif, Du bist so, wie ich Dich haben will.“ Er rufte Fatimen und ihre Brüder. „Du verlierst, sprach er zu ihr, Deine zwei zärtlichsten Freunde, und dieser Verlust bekümmert Dein Herz. Das Mädchen gleicht einem Weinstock, der nicht allein stehen darf, sondern eine Ulme *) haben muß, an welcher er sich hinaufranken kann. Ich nehme Dir Deine bisherigen Ernährer, es interessant macht. Sie sind in Kleinasien und Nordafrika sehr zahlreich.

*) In wärmern Ländern zieht man den Weinstock in Ebnen, und zwar, damit er nicht von der Hitze leide, an Ulmen, deren Laub ihn beschattet.

ist billig (er ergriff Assars Hand) daß ich Dir einen andern dafür gebe."

Fatime wich betroffen zurück.

„Ich kenne, fuhr jener fort, Deine Bedenklichkeiten. Aber fürchte nichts! Zur Mitgift erhältst Du die Heerde Deiner Brüder, die ich ihnen ersetzen werde. Sie wird mit der Deines Gatten vereinigt zwar immer noch klein, aber doch hinreichend seyn, zwei Personen, die keinen Uiberfluß begehren, zu ernähren. Eure Arbeitsamkeit läßt ja überdies eine baldige Vermehrung derselben hoffen."

Assar warf ihr einen flehenden, sehnsuchtsvollen Blick zu, der vielleicht noch mehr vermochte, als des Scherifs Rede. Fatime widerstand nicht länger. Sie flog in die Arme des Glücklichen, und rief: „Nimm Fatimen hin mit allen ihren Tugenden und Mängeln! Sie wird Dein treues Weib seyn bis in den Tod!"

Noch an demselben Tage wurde die Hochzeit vollzogen. Assar konnte nicht Worte genug finden, dem Scherif für seine Vermittelung zu danken. Er fühlte sich so glücklich, daß er in diesem Augenblicke nicht mit dem Beherrscher von Fezzan *) hätte tauschen mögen.

Als am folgenden Tage alle auf's zärtlichste und unter den wärmsten Glückwünschen von einander Abschied genommen hatten: so begaben sich Lockman und Maimon mit dem Scherif zur Karavane, die nun ohne Verzug aufbrach. Der letztere hielt treulich Wort. Er führte, sobald sie in Aegypten angekommen waren, Lockman

*) Ein Reich, südlich vom Staate Tripoli, welchem der Beherrscher desselben Tribut entrichten muß. Die Hauptstadt Mursuk liegt 50 Tagereisen von Kahira. Die Einwohner sind als unternehmende Kaufleute in Afrika bekannt.

zu einem Französischen Arzte, welcher sich in Kahira *) aufhielt, um ihn in seiner Wissenschaft unterrichten zu lassen, Maimon hingegen nahm er bei der Fortsetzung seiner Reise nach der Kaaba in Mekka **)

*) Kahira oder Großkairo, Hauptstadt von Aegypten am Nil. Sie ist sehr groß, hat aber meist kleine unansehnliche Häuser; doch zeichnen sich mehr als tausend Medscheds oder Muhammedanische Tempel darin aus. Von ihren 300,000 Einwohnern hat sie viel verlohren. Sie ist der wichtigste Handelsplatz Aegyptens, und die Karavanen, die aus allen Theilen Afrika's nach Mekka ziehen, vereinigen sich daselbst.

**) D. i. das heilige Haus in der Stadt Mekka im steinigen Arabien, von welchem Muhammed, der in Mekka geboren ist, vorgab, daß es schon von Adam erbaut, durch die Sündfluth zerstört, und von Abraham wieder aufgeführt worden sey. Jeder Muhammedaner muß in seinem Leben wenigstens einmal darin Gott anbeten, und Geschenke bringen. Die

mit sich nach Rosette *), wo er in eine Saffianfabrik **) aufgenommen wurde.

Am Abend vor dem Tage, an welchem die Brüder sich von einander trennten, giengen sie noch in Gesellschaft des Scherifs unter den Pyramiden spazieren ***). „Diese

Reichthümer dieses Hauses sind ungeheuer. Alle Jahre ist ein Zufluß von Fremden, und bei dieser Gelegenheit wird ein beträchtlicher Waarenumsatz getrieben.

*) Stadt in Aegypten, am Ausflusse des Nils, in einer herrlichen Gegend. Sie treibt einen starken Handel mit der Türkei und Asien, und versendet vorzüglich viel Reis und Flachs.

**) Saffian wird aus Ziegenfellen in der Türkei und in Afrika am besten bereitet.

***) Die Pyramiden sind ungeheure Baue von Stein, die von einem breiten Grunde spitzig zulaufen. Sie sind von den frühesten Bewohnern Aegyptens aufgeführt, und dienten wahrscheinlich zu Begräbnißdenkmälern ihrer Könige. Sie stehen in mehrern Gegenden Aegyptens in Gruppen beisammen. Die berühmtesten

großen Steinmassen, sprach er zu den Jünglingen, mögen Euch zeigen, was menschliche Arbeitsamkeit und Beharrlichkeit auszurichten vermögen. Zwanzig und mehrere Jahre ist an manchen gebaut worden. Welche Schwierigkeiten, die ungeheuren Steine, aus denen sie bestehen, aus dem Felsen zu brechen, sie ungeachtet ihrer Schwere aus Oberägypten hierher zu schaffen, einen auf den andern bis zu einer beträchtlichen Höhe zu heben, und sie so fest mit einander zu verbinden, daß sie den Verheerungen der Zeit und der Witterung trotzen, und nach 3000 Jahren nur mit der grösten Gewalt aus einander gesprengt werden können! Und dennoch überwanden jene ausharrenden Menschen alle diese Schwie-

sind die von Djize, wo auch die gröste sich befindet, von welcher jede Seite zwischen 5 bis 600 Fuß breit ist, und deren Höhe zwischen 4 — 500 Fuß beträgt.

rigkeiten, und haben dadurch die Bewunderung der späten Nachwelt eingeärndtet! Jünglinge, das Geschäft, für sich und andere Gutes zu wirken, ist groß, und das Leben kurz! Geizt daher mit der Zeit, in welcher wir alles thun müssen, und laßt keinen Augenblick derselben ungenützt entfliehen!

Lockman, welchem der scheidende Scherif, so wie seinem Bruder, soviel Geld zurückgelassen hatte, als er bis zur Wiedererscheinung desselben im nächsten Jahre brauchte, fand an dem Französischen Arzt einen eben so kenntnißvollen, als liebreichen Lehrer. Er machte ihn um so lieber mit allen Theilen seiner Wissenschaft bekannt, da er in ihm nicht nur Talent, sondern auch jenen Fleiß, der ihm von seinem Wohlthäter empfohlen worden war, in einem hohen Grade bemerkte. Lockman hörte seinen Lehrer stets mit der grösten Aufmerk-

samkeit, er wiederholte und durchdachte das, was er von ihm gelernt hatte, zu Hause, und fand bald, daß Wiederholung das beste Mittel sei, seinen Verstand mit Kenntnissen zu bereichern, die ohne sie nicht bleibend und also von keinem Werthe seyn würden. Er las nützliche Bücher, die ihm von seinen Freunden, deren er bald mehrere fand, geliehen wurden. Er beobachtete die Natur, und lernte sie immer besser kennen. Dabei befolgte er zwei wichtige Vorsichtsmaßregeln. Er beschäftigte sich nach dem Rathe des Scherifs für's erste nur mit Dingen, die mit seiner Wissenschaft, der Arzneikunde, in Verbindung standen, denn er hielt es für's beste, sich erst in dieser gehörig zu vervollkommnen, und erst dann, wenn er sich einige gründliche Kenntnisse in derselben zutrauen durfte, sich mit andern Dingen zu befassen, die seine Wißbegierde gereizt hatten. Sodann unterzog er sich

keiner Arbeit, ohne vorher seinen Lehrer über ihren Nutzen befragt, und sich von ihm überzeugt zu haben, „denn, sprach er, in meiner Unerfahrenheit könnte ich leicht Dinge für nützlich halten, die es nicht sind, und die mich also von meinem Berufe allzusehr entfernen würden.“

Bei einem solchen zweckmäsig geleiteten Fleiße konnte es nicht fehlen, daß Lockman sehr beträchtliche Fortschritte machte. Als daher der Scherif wieder nach Kahira kam: so hatte er alle Ursache sich über die Kenntnisse des Jünglings, der mit allen Theilen des menschlichen Körpers, mit den Krankheiten, die ihn plagen, mit den Mitteln dagegen, und mit einer großen Menge Natur-, besonders Pflanzenkörper, schon ziemlich bekannt war, zu freuen. Hierzu kam, daß ihm sein Lehrer das ehrenvollste Zeugniß ertheilte. So zufrieden er auch damit war, so gefiel ihm doch eins nicht. Er

hatte ihm gerathen, die Sprache der Franken *) zu erlernen, weil diese ihm bei einem längern Aufenthalte in Aegypten manchen Vortheil bringen könne. Lockman hatte einen Anfang darinn gemacht, sie aber so schwer gefunden, daß er sich entschloß, sie für jezt nicht zu betreiben. „Das ist nicht recht, sprach der Scherif. Statt das Schwere bis zuletzt zu lassen, hättest Du zuerst damit in's Reine zu kommen suchen sollen. Es arbeitet sich nicht gut, wenn man immer den Gedanken mit sich herumtragen muß, daß noch etwas Schweres zu thun übrig ist, und man scheut es so lange, bis man es endlich ganz unterläßt. Einem mu-

*) Die Sprache der Franken — man weiß, daß die Europäer von den Muhammedanern so genennt werden, oder die *Lingua franca*, deren sich Europäer im Umgange mit den Afrikanern bedienen, ist ein Gemisch von Spanischen, Italienischen und Arabischen Worten.

thigen Manne muß nichts, was durch menschliche Kräfte erlernt und verrichtet werden kann, zu schwer seyn. Es gewährt ein wonnevolles Gefühl, wenn man zu sich sagen kann: das Schwere ist gethan, und nur das Leichte ist noch übrig, mit welchem man dann um so schneller fertig wird, da die Kräfte durch Betreibung des erstern bereits einen bewundernswürdigen Grad von Stärke erlangt haben."

Lockman ließ sich das nicht umsonst gesagt seyn. Als der Scherif in einem Jahre wieder nach Kairo kam: so konnte er sich mit ihm in jener Sprache so leicht unterhalten, daß jener in Verwunderung gerieth. Aber dennoch fand sich wieder etwas zu tadeln. Die bleiche Farbe des Jünglings verrieth ihm, daß er zuviel arbeite, und seine Freunde bestätigten seinen Verdacht. Er machte ihm heftige Vorwürfe darüber. „Derjenige, sprach er, der mit

dem Geiste arbeitet, muß sich freilich vor zu großen Zerstreuungen hüten, weil diese ihn zu solchen Verrichtungen, die tiefes Nachdenken und Sammlung der Gedanken verlangen, untüchtig machen. Aber der Körper muß durchaus nicht zum Vortheil der Seele vernachläßigt werden, denn sonst leiden am Ende beide. Es vergehe kein Tag, ohne ihm einige Bewegung gemacht zu haben. Liebe die Einsamkeit, aber unterlasse es nicht in Verbindung mit den Menschen zu bleiben, unter denen, und für die Du einst leben sollst. Ein Gelehrter, der viele Kenntnisse besitzt, aber sich linkisch in der Menschengesellschaft benimmt, erregt gar bald das Vorurtheil gegen sich, und ist für die Welt nicht so wohlthätig, als er seyn könnte."

Der Jüngling kam auch diesen Winken getreulich nach. Wie würde sich der redliche Scherif gefreut haben, wenn er eine

solche Veränderung mit eignen Augen gesehen hätte! Aber diese Freude war ihm nicht vergönnt! Lockman war in der grösten Bestürzung, als er ihn bei der nächsten Sudankaravane, der er weit entgegen geeilt war, vermißte. Er erfuhr von seinen Bekannten nichts weiter, als daß er nach Tripoli gereist, und noch nicht zurückgekommen sei. Sein Schmerz war um so größer, da er nun fern von seinem Vaterlande ohne Geld, ohne Unterstützung war, und in einer Stadt lebte, wo wegen der geringen Tiefe des Nils, *) bei seiner diesjährigen Ueberschwem-

*) In Aegypten regnet es äußerst selten. Es ist daher ein wahres Glück, daß der Nil, der es von Süden nach Norden durchströmt, alle Jahre regelmäsig austritt, und das Land durch seine Ueberschwemmung zu einem der fruchtbarsten der Erde macht. Zahlreiche Kanäle, schon im Alterthume gegraben, verbreiten das Wasser in alle Gegenden. Hat die Ueberschwemmung

mung, eine Theurung aller Lebensmittel herrschte. Hätte er es wagen dürfen, als Arzt öffentlich aufzutreten: so würde ihm geholfen gewesen seyn, aber hierzu durfte er sich noch nicht die nöthige Geschicklichkeit zutrauen.

Er entdeckte seinem Lehrer den unglücklichen Zustand, in welchen ihn das Außenbleiben des Scherifs versetzt hatte. Dieser konnte zwar nichts für ihn thun, weil er so eben erst durch eine jener verwünschten Avanien *) der Machthaber fast alles das Seinige verlohren hatte, und Kahira, aus welchem schon der gröste Theil der Europäer geflohen war, zu verlassen im Begriffe hingegen nicht die gehörige Tiefe: so ist Mißwachs die unvermeidliche Folge.

*) Avanien heißen die Erpressungen, die sich die Machthaber in jenen Staaten über den bedungenen Tribut, gegen die christlichen Kaufleute, erlauben.

stand. Dennoch war auch diesmal sein Rath sehr heilsam für ihn. „Hast Du denn, fragte er ihn, in der Oase nichts weiter verstanden, als das Vieh zu hüten.

Lockman. Nichts weiter. Ich müßte denn etwa dahin rechnen, daß ich zum Zeitvertreibe Körbchen aus Rohr verfertigte, und sie den Mädchen des Landes schenkte.

Lehrer. Das ist schon gut. Fertige auch hier welche. Wenn sie niedlich und sauber gearbeitet sind: so wird es nicht an Käufern fehlen.

Lockman. Du scherzest. Man würde des Arzts spotten, der auf einmal die niedrige Kunst eines Korbmachers zu treiben anfienge.

Lehrer. Nur Unverständige könnten das thun. Die Bessern würden sagen, daß keine Kunst zu verachten ist, die andern Nutzen und ihrem Besitzer zur Zeit der Noth einen rechtmäsigen Gewinn bringt. Ist es

nicht lobenswerther, wenn Du durch eine nützliche Thätigkeit Deinen Unterhalt erwirbst, als wenn Du muthlos Dein angefangenes Werk unvollendet lässest, oder, um es fortzusetzen, bettelst, oder betrügst oder Dich in drückende Schulden versenkst? Wenn Du meinem Vorschlage folgtest: so würde Deine Lebensweise nicht ohne Beispiel seyn. Kleanth, einer der berühmtesten Griechischen Weisen, verrichtete am Tage die niedrigsten Handarbeiten, um am Abend die Lehren des Zeno zu hören. In meinem Vaterlande Frankreich ereignete sich vor wenigen Jahren folgendes. Ein Edelmann in Bretagne, *) dessen Familie ehemals unter die berühmtesten des Landes gehört hatte, nach und nach aber verarmt war, war darüber in der peinlichsten Unruhe, besonders wenn er bedachte, daß seinen unbemittelten Söhnen der Weg zu den Ehrenstel-

*) S. Thl. 1. S. 389.

len, die seine Vorfahren bekleidet hatten, versperrt sei. Nun war es dem Adel in Frankreich ausdrücklich durch Gesetze untersagt, Handel und Handwerke zu treiben, und beide wurden für so erniedrigend gehalten, daß der, welcher sich mit ihnen abgab, seinen Adel verlohr. Das wuste er, und dennoch war ihm, da seine Ländereien längst in fremden Händen waren, kein anderes Mittel übrig, wieder zu Wohlstand zu gelangen. Sein Scharfsinn ließ ihn einen glücklichen Ausweg finden. Er gieng in eine Versammlung, die der Adel zu Rennes *) hielt, und übergab demselben das Schwerdt, das seine Vorfahren in den Schlachten, in welchen sie sich mit Ruhme bedeckten, geführt hatten. „Mit diesem

*) Rennes war die Hauptstadt in der Provinz Bretagne. Nach der neuern Eintheilung ist es der Hauptort im Departement de l'Isle und Vilaine.

Schwerdte, sprach er, lege ich meinen Adel und alle damit verbundene Vorzüge in Eure Hände nieder. Ich bin jezt ein bloßer Bürger, der auf alle die Begünstigungen, die ihm die Gesetze zugestehen, keine Ansprüche macht, und was ich jezt zu thun im Begriffe stehe, das thue ich also auch nicht als Edelmann. Aber so soll es nicht immer seyn. Erinert Euch, daß ich nur für einige Zeit meinem Adel entsage, sobald ich es für schicklich erachte, werde ich ihn mit meinem Schwerdte von Euch zurückfordern.“ Schon am andern Tage war er verschwunden. Er hatte sich mit seiner Familie nach der Insel St. Domingo in Westindien begeben, um hier unbemerkt von denen, die die Nase darüber hätten rümpfen mögen, Handlung anzufangen. Nachdem er sie zwanzig Jahre lang mit Glück, Ordnung und Sparsamkeit betrieben hatte: so war es ihm gelungen, ein ansehnliches Vermögen zu samm-

len. Mit diesem kehrte er froh in sein Vaterland zurück. Es war ein rührender Anblick, als er sich gebückt vom Alter mit seiner nicht weniger betagten Gattin und seinen erwachsenen Söhnen im feierlichen Zuge in die Versammlung des Adels begab, und hier sein Schwerdt zurückforderte, das man ihm unter lauten Beifallsbezeugungen einhändigte. Kein Auge blieb trocken, und niemand verdachte es ihm, daß er durch eine nützliche Beschäftigung, wenn sie gleich unter seiner Würde als Edelmann war, seinen Platz im Staate behauptet hatte. *)

Lockman. Ich verstehe Dich. Auch von mir soll es niemand sagen dürfen, daß ich mich nützlicher Arbeiten geschämt habe.

Er eilte sogleich zur Stadt hinaus, um am Ufer des Nils Rohr und Binsen zu sammlen. In kurzer Zeit hatte er einige

*) Nach Sterne in Yoriks empfindsamer Reise Theil 2.

schöne Körbchen gefertiget, die sehr bald Käufer fanden. Der Gedanke, zum erstenmale den Menschen nützlich zu seyn, erfüllte ihn mit so unaussprechlichem Entzücken, daß er sich leicht über die Spöttereien mancher Personen hinwegsetzte. Dabei ließ er seinen Zweck, sich zum Arzte zu bilden, keineswegs aus den Augen. Seine Zeit war weislich zwischen Fleiß und Arbeit getheilt, und die letztere sicherte ihm einen so reichlichen Erwerb, daß er sich ohne Sorge in seiner Wissenschaft vervollkommnen, und nach einem Jahre selbst als Arzt auftreten konnte.

Seine ersten Kuren waren so glücklich, daß er in kurzer Zeit sich großes Vertrauen erwarb. Besonders hatte er die in Aegypten so häufigen Augenkrankheiten *) und

*) Man kennt die Ursache dieses Uibels nicht genau, doch ist es am wahrscheinlichsten, daß es von der Sitte der Aegypter, auf den platten Dächern ihrer Hütten zu schlafen, und sich so

ihre Behandlungsweise gründlich kennen gelernt, und durch seine Sorgfalt und seine Unverdrossenheit wurde manchem Leidenden das Licht seiner Augen wiedergegeben. Die Zahl der Personen, die sich seiner Hülfe bedienten, wurde immer größer. Es gefiel besonders an ihm, daß er in die Hütten der Aermern eben so willig gieng, als in die Paläste der Reichen, daß er sich manche Bequemlichkeiten versagte, und sowol das Essen, wenn er gerade dabei war, stehen ließ, als in der Mitternacht sich den Fesseln des Schlafs entriß, um sogleich auf den ersten Ruf den Kranken mit seiner Gegenwart zu erfreuen. Dies that er nicht nur aus Mitleid mit ihrem Elende, sondern auch aus Eifer, oder aus leidenschaftlicher Vorliebe für seine Wissenschaft, so daß die auf ihren Werth sich gründende Achtung sich allmäh-

dem scharfen, schädlichen Thaue auszusetzen, herrühre.

lig in sinnliche Zuneigung zu ihr verwandelte, die ihm auch das Schwerste leicht besiegen half. Man erkannte aber auch sein Verdienst; sein Wirkungskreis wurde immer ausgebreiteter, die vornehmsten Beys *) bedienten sich seiner wohlthätigen Dienste, und froh, durch sie ihre Gesundheit wiedererhalten zu haben, bezahlten sie ihn für dieselben reichlich.

Zwölf Jahre waren unter anhaltender Thätigkeit verflossen, und er hatte sich ein großes Vermögen erspart, als er dem Ver-

*) Beys heißen die 24 Oberhäupter der Mamlucken, oder derjenigen Militz, welche Aegypten beschützen soll, es aber beherrscht. Die Beys hatten sich vom Türkischen Kaiser, unter welchem sie standen, unabhängig zu machen gewust, doch vernichtete der Einfall der Franzosen ihre Macht. Ob sie sie wieder erlangen werden, das muß von der Zukunft erwartet werden.

langen, wieder in sein Vaterland zurückzukehren, und die Seinigen, von denen er seit des Scherifs noch immer räthselhaftem Aussenbleiben keine Nachrichten erhalten hatte, zu umarmen, nicht länger widerstehen konnte. Er reiste also zum grösten Bedauern der Einwohner Kahira's mit der nächsten Sudankaravane ab, und langte wohlbehalten in der Oase an.

Sein erster Gang war zu Fatimen, die er von drei liebenswürdigen Kindern umgeben fand. Mit Mühe erkannte sie den geliebten Bruder. Sie flog an seinen Hals, und empfing ihn aufs zärtlichste. „Er fragte sie: ob diese Kinder alle ihr zugehörten?" Sie antwortete mit wehmüthigem Lächeln: Ja.

„Du scheinst sehr glücklich zu seyn, liebe Schwester," fuhr Lockman fort.

Fatimens Augen füllten sich mit Thränen. „Ach, sprach sie, ich war es, ich

war es unausſprechlich! Mein Gatte liebt mich mit unverminderter Innigkeit; im ersten Jahre nach unſrer Verbindung nährten wir uns mit Mühe, aber unſre Liebe ließ keiner Sorge in unſerm Herzen Raum; im zweiten und dritten Jahre wurde unſer Zuſtand durch unſre Arbeitſamkeit, durch die ſorgſame Pflege, die wir unſerm Vieh angedeihen ließen, und durch die Sorgfalt, womit mein Aſſar die ihm anvertrauten Heerden anderer wartete, um vieles gebeſſert: im vierten fieng ſchon Ueberfluß an bei uns einzutreten. Durch unſre raſtloſe Thätigkeit iſt es uns endlich gelungen unſere Heerde zu einer der ſtärkſten in der Oaſe zu machen. Wir entbehrten keine der Bequemlichkeiten des Lebens, und fünf gute Kinder theilten ſie mit uns, und waren unſre Freude. Ach unſere ſchönen Tage ſind dahin! Das Unglück verfolgt uns!

Lockman. Traure nicht, Fatime!

Ist ein Sterben unter Eure Heerden gera-then? Haben Euch Beduinen geplündert? Allah gab mir Mittel, Euch wieder glück-lich zu machen.

Fatime. Dank Dir, Lockman für Deine Liebe. Aber uns zu helfen, bist Du zu schwach. Blicke her, und jammre mit der unglücklichsten der Mütter!

Sie zog einen Vorhang auf, und der erschrockene Lockman erblickte zwei Kinder, gebleicht und abgezehrt von einem heftigen Fieber auf dem hinter demselben befindli-chen Lager. „Ach, fuhr Fatime fort, diese zwei Lieblinge sehe ich dem Tode entgegen welken. Die Krankheit, die sie niedergestreckt hat, ist furchtbar. Sie hat seit langer Zeit in der Oase gewüthet, und wen sie ergriff, der war ohne Rettung verlohren.“

Lockman untersuchte den Zustand der Kranken, und fand, daß er an sich wenig gefährlich war, durch den Mangel an Aerz-

ten aber, der in der ganzen Oase herrschte, verderblich werden muste. „Gieb Dich zufrieden, Fatime, rief er entzückt, und danke Allah, daß er mich Dir noch zu rechter Zeit sandte.“ Er ließ sogleich einem seiner Kameele, das mit Arzneimitteln beladen war, die Last abnehmen, nahm Chinarinde heraus, und bereitete einen Trank, von welchem den Kranken von Zeit zu Zeit gegeben wurde. Fatime schöpfte Hoffnung, und ihr Herz öffnete sich nun erst der Freude des Wiedersehens. Auch das Gesicht ihres Gatten, der traurig seine Heerden vorbeitrieb, erheiterte sich, da ihm Fatime die frohe Nachricht von der Ankunft ihres Bruders und den Trost, daß die Kinder außer Gefahr wären, überbrachte. Aller Kummer war vergessen, und sie bestürmten ihn mit Fragen über sein Befinden und die Art, wie er die lange Zeit seiner Abwesenheit verlebt habe. Alles hieng an seinen Lippen und

theilte herzlich, wenn gleich zu spät, alles Angenehme und Unangenehme, das dem Erzählenden widerfahren war. Die Freude der zwei Gatten stieg aufs höchste, und ihre Kinder hüpften mit den Händen klatschend im Zimmer herum, als sie vernahmen, daß sich Lockman nie wieder aus ihrer Mitte trennen würde.

Jezt trat mit gesenktem Haupte ein Mann in's Zelt, und fragte: was die Kinder machten? Ohne aber auf ihre Antwort zu warten, brach er bei Lockmans Anblicke in einen lauten Schrei aus, und wich erschrocken zurück. Lockman, nicht weniger verwundert, sinkt ihm in die Arme, und ruft: „Maimon, ist's möglich? Auch Du hier? — O Allah, heute schenkst du mir den seligsten Tag meines Lebens!“

Lange begrüßten sich die zwei Brüder nur mit stummen Freudenbezeugungen. Da sie endlich der Sprache wieder mächtig gewor-

den waren: so fragte Lockman: seit wann sich Maimon wieder in seinem Vaterlande befände?

„Seit vier Jahren, sprach dieser. Ich blieb zu Rosette drei Jahre, und da der Scherif nicht wieder erschien, und mir es an Unterstützung mangelte: so beschloß ich auf Reisen zu gehen, und mit meiner Kenntniß von der Saffianbereitung nicht nur zu wuchern, sondern sie auch, wo möglich zu vermehren. Ich durchstreifte fünf Jahre lang die nördlichen Gegenden von Afrika, und arbeitete in den berühmtesten Saffianfabriken von Tripoli, Tunis, Algier und Marokko. Meines Faches endlich — so dachte ich wenigstens — ziemlich kundig, kehrte ich in die Oase zurück, errichtete hier mit dem wenigen Vermögen, das ich erspart hatte, eine eigne kleine Fabrik, erhielt von meinen Landsleuten die rohen Felle für einen geringen Preis, und verkaufte sie zu-

bereitet an die durchziehenden Karavanen. Ich war thätig, und hatte Glück. Man lobt die Güte meines Leders allgemein; das hält mich aber nicht ab, auf Mittel zu sinnen, wie ich es verbessern kann. Meine Fabrik hat sich vergrößert, meine Geschäfte erweitern sich täglich mehr; ich besitze ein liebes Weib und einen kleinen Sohn, und befinde mich in jeder Rücksicht wohl."

„Und wo ist der ädle, gute Scherif, welchem wir unser Glück zu verdanken haben?"

Diese Frage wuste Maimon eben so wenig zu beantworten, als die Karavanen, die er in Betreff seiner befragt hatte. Man beschäftigte sich lange mit Muthmasungen, was aus ihm geworden seyn möchte, von denen die eine immer unwahrscheinlicher war, als die andere, so daß die Geschwister in nichts weiter, als in dem Punkte völlig einverstanden waren, daß er ein überaus

ädler Mensch gewesen sei, den sie zugleich als ihren grösten Wohlthäter zu betrachten hätten. Das Gespräch kam nun zunächst auf ihre beiden ältern Brüder, Hazreh und Fajun. Lockman erfuhr, daß der letztere, nachdem er sein väterliches Gut im Müssiggange verschwelgt, verspielt, und auf unnöthige Dinge verschwendet habe, endlich fortgegangen sei, ohne daß man zur Zeit wisse wohin? der erstere aber von seinem einst so beträchtlichen Vermögen, um welches der Faule nach und nach durch die Betrügereien des Gesindes, durch schlechte Wartung des Viehs und andre üble Wirthschaft gekommen sei, nur noch wenig schwache Uiberreste besitze, und daß ihn eine bösartige und unheilbare Krankheit selbst dieser froh zu werden verhindere.

„O weiser Scherif, rief hier der gerührte Lockman, wie wahr hast du in allem

gesprochen! Deine Erfahrung hat dich uns eben so ehrwürdig, als deine Güte gemacht!“

Sobald er sich von den Beschwerden seiner Reise erholt hatte: so begab er sich zu Hazreh. Welche widrige Unordnung und Unreinlichkeit fand er in seinem Zelte! Die schönsten Teppiche *) waren in Stücke gerissen, Geräthschaften und Speisen lagen wild durcheinander, und die in demselben aufgeschichteten Felle der geschlachteten Thiere verbreiteten einen eckelhaften Geruch. Auf einem derselben lag Hazreh in schmuziger, zerlumpter Kleidung und rauchte Taback. Seine nie gewaschnen Füse waren geschwollen, sein ganzer Köper hoch aufgedunsen. Er reichte ihm, nachdem er ihn erkannt hatte, die matte Rechte, und mur-

*) Es ist eine Art Luxus der Morgenländer und Afrikaner, den Fußboden ihrer Zimmer mit kostbaren Teppichen zu belegen. Die in Persien gefertigten sind vorzüglich geschätzt.

melte in den langen ungekämmten Bart, in welchem sich Uiberreste von Speisen verwickelt hatten, die Worte: „Deinem Bruder geht es sehr schlecht in seinen alten Tagen.“

„O Himmel, seufzte Lockman für sich: wenn mein Vater diesen Zustand der Dinge wissen sollte, er würde im Grabe keine Ruhe haben.“

Ohne ihm Vorwürfe zu machen, die sein Unglück vermehrt haben würden, näherte er sich bebend der Jammergestalt, um die Krankheit, die sie peinigte, kennen zu lernen. Es war eine Folge der steten Faulheit — die Wassersucht, die aus Mangel an Bewegung entstanden war, und einen solchen Grad der Stärke erlangt hatte, daß Lockman sich sogleich von der Unzulänglichkeit seiner Kunst überzeugte. Er hatte nicht geirrt. Ob er gleich that, was

er konnte: so gab doch der Kranke nach wenig Wochen seinen Geist auf.

Ganz anders verhielt es sich mit den beiden Kindern seiner Schwester. Sie waren durch seine Thätigkeit und durch die wirksamen Mittel, die er anwendete, in kurzem völlig hergestellt. Nun erst, da keine Ursache des Trauerns mehr vorhanden war, feierten Maimon und Fatime die Wiederkehr ihres Bruders durch ein fröhliches Mahl. „Wie glücklich, sprach jener, sind wir alle durch Arbeitsamkeit geworden! Zwar war es unbesonnen, daß wir glaubten, als Hirten keines Wohlstandes theilhaft zu werden, und der Erfolg von Assars Bemühungen hat uns das Gegentheil gelehrt. Aber es war gut vom Scherif und verdient allen Dank, daß er, indem er unser Vorurtheil schonte, uns solche Wege zu zukünftigem Erwerbe zeigte, die in unserm Vaterlande noch nicht betreten waren. Ich

habe, als der einzige Lederbereiter in der Oase mein Glück gemacht, und Du wirst es als der einzige Arzt in derselben eben so wenig verfehlen. —

Er verfehlte es auch in der That nicht. Die Genesung der Kinder Fatimens von einer eben so sehr gefürchteten, als verbreiteten Krankheit machte allgemeines Aufsehen. Die Kranken ruften ihn zu sich, und ihrer war eine so große Zahl, daß Lockman nur mit Mühe die Wünsche aller befriedigen konnte. Seine Thätigkeit erschien jezt von der liebenswürdigsten Seite. Er versagte sich Bequemlichkeit und Ruhe, um Menschenwohl zu befördern. Die so lange für verheerend gehaltene Krankheit hörte auf es zu seyn, und von allen den Kranken, die sich seiner Sorge überlassen hatten, starb kein einziger. Gatten verdankten ihm die Rettung ihrer Gattinnen, Väter die Erhaltung ihrer Kinder, Brüder die Genesung

ihrer Schwester. Sein Ruhm verbreitete sich in der ganzen Oase. Da war kein Auge, das ihm nicht Thränen des Dankes geweint, keine Lippe, die ihn nicht als einen Wohlthäter seines Vaterlandes gepriesen hätte.

Man gab dem Manne, der jedem das Liebste erhalten hatte, mehr als er verlangte, oft ohne daß er forderte. Ob er gleich ädel genug war, Aermere unentgeldlich mit seiner Hülfe zu erfreuen: so war doch seine Heerde — denn man bezahlte ihn, weil man kein Geld kannte, mit Vieh — in kurzem eine der stärksten. Lockman war durch seine Thätigkeit ein reicher, angesehener und glücklicher Mann geworden.

Und doch erhielt dies Glück ein Jahr darauf noch einen beträchtlichen Zuwachs. Ob Lockman gleich jezt häusliche Arbeiten genug auf sich liegen hatte: so hörte er doch nicht auf, jedem Kranken, der ihn zu

sich berief, seine erfreulichen Dienste zu widmen. Hatte er seine Besuche bei ihnen beendigt, und seine Heerden besorgt: so blieb er auch dann nicht müssig. Er las nützliche Bücher, deren er eine Menge aus Aegypten mitgebracht hatte, und die er alljährlich durch Hülfe der Karavanen zu vermehren gedachte. Er pflanzte Bäumchen, die ihm im Alter und den Nachkommen einen lieblichen Schatten gewähren sollten; er legte ein Gärtchen an, und zog darinn nicht nur eßbare, sondern auch solche Kräuter, die als Arzneimittel dienen konnten. Weil er also selbst dann noch, wann andere ruheten, und seine dringenden Arbeiten vollendet waren, etwas Nützliches vornahm, und seine Ruhestunden damit ausfüllte: so nannten ihn seine Landsleute den geschäftigen Lockman.

Unter denen, welche ihm die meisten Beweise ihres Wohlwollens gegeben hatten,

befand sich auch der Emir *) der Muggrebinen, ob er gleich seiner Hülfe bisher noch nicht benöthigt gewesen war. Der dankbare Lockman erfährt, daß Zilma, die liebliche Zilma, die einzige Tochter und die Freude des grauhaarigen Emirs, sich durch einen unglücklichen Fall vom Kameele einen heftigen Blutsturz zugezogen habe. Ungerufen eilt er sogleich in's Zelt derselben. Da lag sie, schwimmend in ihrem Blute, mit schon zum Tode geschlossenem Auge, bleich wie der Mond gegenüber dem Strahlenangesicht der Sonne. Neben ihr der greise Vater, betäubt von Schmerz, das Augesicht auf die Sterbende neigend, und den letzten ihrer immer leiser werdenden Athemzüge schaudervoll erwartend. Ein Felsenherz hätte erweicht werden müssen, als der Greis plötzlich Gesicht und Hände gen Himmel richtete, und

*) Emire heißen die Oberhäupter der Araberstämme.

verzweifelnd rief: „O Allah, willst du denn aufhören, in Schwachen mächtig zu seyn?“

Jezt nahte Lockman bescheiden. In dem trüben Auge des unglücklichen Vaters glänzte ein Schimmer von Hoffnung und Freude. „Gieb mir, sprach er, meine Tochter wieder! Fordere, was Du selbst willst, und gieb mir meine Tochter wieder!“

Lockman suchte zuerst das Blut zu stillen, das immer noch in Strömen von ihr floß. Es gelang, wiewol mit Mühe. Nun kam es nicht nur darauf an, die Rückkehr des Uibels zu verhüten, sondern auch den erlittenen Verlust an Blut und Kräften zu ersetzen, und hierzu brauchte unser Arzt die zweckmäsigsten Mittel. Die Genesung gieng nur langsam vor sich, aber doch fanden sich die Kräfte des Mädchens wieder; ihr braunes Auge fieng wieder an zu funkeln, und die Rosen ihrer Wangen blühten auf's

neue in ihrem hohen Purpur. Durch den langen Umgang mit Zilma hatte er ihr sanftes, ädles Herz kennen und lieben gelernt. Die reizende Zilma ihrerseits empfand gleich starke Gefühle der Liebe gegen den Mann, an welchen sie schon die innigste Dankbarkeit fesselte. Sie verstanden sich; in einer Stunde süßer Vertraulichkeit bekannten sich beide, daß eins nur an der Seite des andern ein glückliches Leben führen würde.

„Jezt fordre, was Du willst, sprach der Emir im hohen Entzücken über die Rettung seiner Tochter. Ich bin reich, fuhr er fort, Du brauchst in Deinen Wünschen nicht mäßig zu seyn.“

Lockman. Ich halte Dich bei'm Worte. Ich fordre das köstlichste Kleinod, welches das Geschick in Deine Hand legte.

Emir. Rede!

Lockman. Ich fordre Zilma, Deine Tochter zum Weibe.

In seine Arme sinkend, sprach der edle Greis: „Du kömmst dem Wunsche meines Herzens zuvor. Nimm sie und sei glücklich! Ich werde ruhig zu meinen Vätern gehen können, wenn ich sie in Deinen Händen weis."

Die Hochzeit gieng bald darauf vor sich. Alle Muggrebinen waren dazu eingeladen. Der Emir ließ eine Menge Rinder und Schaafe schlachten, um sie auf's köstlichste zu bewirthen. Auch wurden Wettrennen dabei veranstaltet, und Preise für diejenigen drei, die sich am meisten dabei auszeichnen würden, festgesetzt. Keiner schlug die Einladung aus, und die Menge der Gäste, welche sich einfanden, war daher unglaublich groß. Unter ihnen war keiner, der nicht dem wackern Lockman die Erhaltung eines Vaters, oder einer Gattin, oder eines Bruders

zu verdanken hatte. Als er daher mit seiner jungen Gattin aus dem Zelte trat, in welchem der einzige Iman *) der Oase den Segen über ihre Verbindung gesprochen hatte: so empfieng ihn das versammelte Volk mit einem allgemeinen Jauchzen, und rief: „Heil und Allahs Segen über Lockman und sein Weib Zilma!“

„Er ist unser grösster Wohlthäter geworden!“ riefen einige.

„Laßt uns nie vergessen, was wir ihm schuldig sind!“ erwiederten andere.

„Ein so weiser und gütiger Mann sei unser Emir, wenn Zilma's Vater stirbt!“ sprachen einige Stimmen.

„Lockman, Lockman sei dann unser Emir,“ versezten andere.

„Lockman, Lockman sei unser Emir, wenn Zilma's Vater stirbt!“ rief das gan-

*) Imans heißen die Priester der Muhammedaner.

ze Volk einstimmig, wie von einem Gefühle des Danks ergriffen.

Konnte Lockman einen schmeichelhaftern Beweis von der Dankbarkeit und Liebe derer erhalten, welchen er Gutes erwiesen hatte? — Er glaubte, diesem allgemeinen Zutrauen entsprechen, und die ihm zugedachte Ehre annehmen zu müssen. Er machte dem Volke diesen Entschluß in einer kurzen Rede bekannt, worin er ihm zugleich versprach, daß er für das Wohl desselben alles thun würde, was man von seiner Thätigkeit und von seinem Eifer erwarten könnte, und die er mit den Worten endigte: „Nicht mich selbst, sondern den ädlen Scherif bei den Sudankaravanen, den alten Gastfreund meines Vaters, ehrt ihr in mir. Ohne ihn wäre ich nichts, durch ihn bin ich alles, und ihn habt ihr in mir als den Erhalter der Eurigen anzusehen. O wenn Du hier wärest, ädler Scherif, Dein Herz

müſte von der nie gefühlten Wonne, ein ganzes Volk glücklich gemacht zu haben, überſtrömen, und Jahre voll Kummer in dieſem Augenblicke aus Deinem Gedächtniß verſchwinden."

„Da bin ich ſchon, und freue mich Eures Glücks," rief eine ihm wohlbekannte Stimme hinter ſeinem Rücken.

Der erſtaunte Lockman kehrte ſich um, und ſo wenig er auch ſeinen Augen trauen zu müſſen glaubte, ſo erkannte er doch in dem Geſicht des Kommenden, ungeachtet der tiefen Furchen, die Alter und vieljähriges Leiden darin gezogen hatten, die Züge des redlichen Scherifs. Lockman, Maimon, Fatime, Aſſar ſanken eins nach dem andern in ſeine Arme. Der alte Emir, die liebliche Zilma boten ihm, ſüßer Gefühle voll, die Lippe zum Kuſſe. Viele der Umſtehenden ſanken zu ſeinen Füßen, und prieſen ihn laut als ihren Wohlthäter. Die

jungen Töchter des Landes rissen die schmükkenden Blumen von ihrer Brust, und streuten sie vor ihn auf den Boden. „Die Kinder, von den Gefühlen ihrer Aeltern ergriffen, umhüpften ihn, und nannten ihn mit jugendlichem Frohsinn den Vater ihres Glücks *).

Thränen der Freuden stürzten aus des Scherifs Augen. „Es sind die ersten, sprach er, die ich seit zehn Jahren weine, und darum will ich sie fließen lassen. Ach Du hast Recht, Lockman, ein einziger solcher Augenblick ist reichlicher Ersatz für Jahre voll Leiden."

„Und durch welches Wunder bist Du uns wiedergegeben worden?" fragten ihn neugierig die Brüder.

Scherif. Allah behüte jeden von Euch vor dem Unglück, das mich traf. Gewohnt,

*) In der Sprache der Araber heist jeder Urheber einer Sache der Vater derselben.

alle Jahre mit einer Karavane gen Tripoli zu ziehen, und Handel daselbst zu treiben, verwandele ich auch vor zwölf Jahren mein Vermögen in solche Waaren, die in der Verberei *) gesucht werden, und mache mich dahin auf den Weg. Kaum zu Tripoli angelangt, sehe ich mich unter dem Vorwande, daß ich ein Spion des Königs von Dar Fur **) sei, von einer Menge Türken umringt, die mich in den Kerker schleppten, worin ich so lange geschmachtet habe. Wie oft versuchte ich es, meine Unschuld darzuthun, und das Herz des

*) Die Verberei, d. i. das Land der jetzt von Mauren und Türken unterdrückten Berbern, oder Kabylen, begreift die Staaten von Marokko, Algier, Tunis und Tripoli in sich.

**) Dar Fur, ansehnliches Reich im Innern von Afrika, von einem Muhammedanischen Sultan beherrscht. Es treibt Handel mit Aegypten. Wir kennen es erst seit wenig Jahren.

Dey für Gerechtigkeit zu entflammen! Umsonst, er hörte die Klagen des Unterdrückten nicht. Nur sein Tod gab mir meine Freiheit wieder. Der neue Dey, durch meine langen Leiden gerührt, schenkte mir sie. Ich eilte zu Euch zurück, deren Schicksal mir stets am Herzen gelegen hatte, und preise den Himmel, daß er mich in einem so glücklichen Augenblicke kommen ließ. Ihr habt mich also wieder, aber vom Alter und Gram zur Erde gebeugt, und meines Vermögens, dessen Rückgabe von den Grausamen durch keine Vorstellungen zu erlangen war, bis auf den letzten Pataken *) beraubt. Ich bin nicht mehr der Vorige!

Lockman. Du bist mehr als vorhin. Deine Leiden haben Dich ehrwürdig gemacht, und Deine beglückende Weisheit hat durch

*) Pataken sind deutsche, besonders Oestreichische Speciesthaler, die in der Berberei und Aegypten ziemlich gemein sind.

traurige Erfahrungen einen großen Zuwachs erhalten. Sie sei uns ferner Leiterin, und erhalte uns auf dem richtigen Wege. Beschließe Deine Lebenstage in milder Ruhe bei uns, die Du glücklich machtest. Wir wollen Dir ein liebliches Loos bereiten, und nach langen Jahren soll Dir unser Dank die brechenden Augen zudrücken.

Scherif. Meine letzten Lebenstage gehören meinem Vaterlande. Ich kam nur, weil ich mich von Eurem Glück überzeugen wollte.

Maimon, Fatime, Assar vereinigten ihre Bitten mit denen des Lockman. Vergebens. Nur als der ehrwürdige Emir ihn umarmte, und ihn durch alles, was Achtung, Freundschaft und Liebe einem gefühlvollen Herzen zu sagen wissen, beschwor, mit ihm die Beschwerden des Alters zu theilen, und Zeuge von dem Glück der jun-

gen Gatten zu seyn: so widerstand er nicht länger.

Bei dem Mahle, welches nun alle erwartete, erzählten ihm Maimon und Lockman ihre Schicksale, und dankten ihm für seinen Rath, aus dessen treuer Befolgung ihr jetziges Glück hergeflossen war. Der Gedanke, zufriedne Menschen gemacht zu haben, die ihm mit Liebe begegneten, machte dem Scherif die Mahlzeit zur festlichsten, die er je genossen hatte. Er erfuhr nun auch das traurige Ende Hazreh's. Von Fajuns ferneren Schicksalen wuste man noch immer nichts.

„Wohl so weiß ich etwas davon, sprach der Scherif, das ich Euch morgen anvertrauen will."

Man erinnerte ihn am folgenden Tage an sein gegebenes Wort. „Fajun, sprach er, hatte sich im Staate von Tripoli zu einer Horde räuberischer Araber gesellt, und

seine Tapferkeit, Gewandheit, Klugheit und Geistesgegenwart machten ihn lange gefürchtet. Denn ein Mensch mit gebildeten, aber unrecht gebrauchten Kräften, muß natürlich mehr Böses stiften, als ein andrer, dem es an Kräften fehlt. Endlich hatte man ihn mit seiner Bande in einen Hinterhalt gelockt, und ihn gefangen genommen. Zwei Tage lang theilte er mit mir einen und denselben Kerker, und ich sprach ihm allen den Trost zu, den sein Unglück verdiente. Am dritten ward er unter meinen Augen von zwei Dienern der Gerechtigkeit strangulirt *), und seine letzten Worte waren: Grüsse an Euch. Bedauert in ihm den Bruder, aber lernt auch aus der Geschichte seines Lebens, daß Müssiggang zum Bösen hinreist.

Die Geschwister waren tief erschüttert,

*) D. i. mit einer Schnur erwürgt — eine bekannte Strafe bei den Muhammedanern.

und lange Zeit floh sie jede Freude. Durch die Bemühungen des alten Scherifs erlangten sie endlich ihre Ruhe wieder, die durch keinen fernern Unfall gestört wurde.

Der Emir und der Scherif waren noch eine lange Reihe von Jahren Zeugen von dem Glück der drei liebenswürdigen Paare. Der letztere wiegte noch drei Knaben, die Zilma ihrem geliebten Lockman gebar, auf dem Schooße. Alt und lebenssatt starb er endlich wenige Wochen nach dem Tode des redlichen Emirs. Mit der Standhaftigkeit eines Weisen sagte er denen, die ihn liebten, das letzte Lebewohl. „Man hat mir, sprach er einige Minuten vor seinem Scheiden, in Tripoli alle meine Habe geraubt, aber einen Schatz hat man mir doch gelassen, den theuersten, den ich von meinem sterbenden Vater erhielt, und stets an meinem Herzen trug. Nach meinem Tode gehört er Dir, Lockman. Du weist nun,

wo Du ihn zu suchen hast. Nimm ihn wohl in Acht! Er wird das Glück der Deinigen machen.“

Als man im Begriffe war, seinen Leichnam in das Grab zu senken, das er sich einst selbst zwischen zwei Cypressen im Palmenthale neben dem Grabe des Emirs gewählt hatte: so öffnete Lockman sein Kleid auf der Brust, um den Schatz zu suchen, dessen Erbe er seyn sollte. Er fand einen einfachen Medaillon, mit Arabischen Perlen *) eingefaßt, auf welchem unter einem Glase die Worte standen: „Fliehe den Müssiggang, wie die Pest! Arbeitsamkeit ist die Würze der Freuden, und der Quell des irdischen Glücks!“

Als Emir, fuhr Lockman in seiner nützlichen Geschäftigkeit fort. Das Volk hörte nie auf, ihn zu lieben. Seine Kinder —

*) D. i. v. Perlen, die in dem Arabischen Meerbusen gefischt waren, wo sie sehr schön sind.

ein zahlreiches Häufchen — waren arbeitsam, wie er, und wurden glücklich, wie er. Denn jeden Morgen führte sie der zärtliche Vater an des Scherifs sorgsam aufgehangenen Medaillon, und daher kam es, daß sich die Worte: „Arbeitsamkeit ist die Würze der Freuden, und der Quell des irdischen Glücks" tief in ihr Herz einprägten. So war diese Wahrheit im buchstäblichen Sinne ein Schatz für sie geworden, und zwar ein köstlicherer, als sie nur immer in ihren Reichthümern selbst finden konnten.

Wiesbegierde. Aufmerksamkeit. Neugierde.

Die gebesserte Neugierde,

Jugendschauspiel in 2 Akten.

Personen:

Graf Dietrich von Adelstein.
Die Gräfin, seine Gemahlin.
Ulrike, seine Tochter.
Ewald, sein Bruder, Polizeirath.
von Steinbrück, sein Neffe.
Sophie, Ulrikens Freundin.
Friedel, Sekretair des Polizeiraths.
Eine Tyrolerin.
Eine Zigeunerin.

Das Stück spielt in einer kleinen Oestreichischen Landstadt. Das Theater stellt einen Saal in des Grafen Ewald Hause vor. Rechts ist sein Zimmer, links das Zimmer des Neffen.

Erster Akt.

Erster Auftritt.

Ulrike.

Das werden also ein Paar sehr festliche Tage für uns werden! — Es ist mir aber auch wahrhaftig recht lieb, daß die lange Stille im Hause meines Onkels einmal dem Geräusch eines so lieben Besuchs Platz macht. — Was doch nur die Ursache seyn mag, warum sie kommen? — Ich bin zwar sehr froh, meine guten Aeltern nach einer Trennung von einem Jahre einmal zu umarmen, auch den jungen Steinbrück erwart' ich mit Verlangen, denn der Onkel weiß nicht Worte genug zu finden, sein gefühlvolles Herz und seine männliche Schönheit zu rühmen, aber — was wollen die Leute jezt, da weder ein Markt, noch ein Schiesen bei uns ist, und sie also weder der Einkauf noch das Vergnügen zu uns treibt? —. Ich habe schon

den ganzen Morgen gesonnen, und doch weiß ich soviel, wie nichts. — Ich muß Friedeln ausforschen, denn vom Onkel erfahre ich nichts, das hat seine Richtigkeit. — Wo nur Sophie bleibt? — Hat sie etwa selber Besuch? — Ob ich wohl hinschicke, und nachsehen lasse?

Zweiter Auftritt.

Ulrike. Sophie.

Ulrike (ihr entgegen gehend). Wie kömmt's, daß Du so lange auf Dich warten lässest?

Sophie. Wünsche Dir noch Glück, daß ich komme, und urtheile von der Stärke meiner Freundschaft, die die dringendsten Geschäfte liegen läßt, um Dir gefällig zu werden.

Ulrike. Du hast Dich zwar dadurch vor meiner Liebe vollkommen gerechtfertiget, aber meine Geduld kann es Dir kaum ver-

geben, daß Du sie auf eine so harte Probe setztest.

Sophie (spöttisch). Und am Ende haben die gnädige Gräfin mich blos der gestrigen Donaufahrt wegen rufen lassen.

Ulrike. In Wahrheit um keiner andern Ursache willen.

Sophie (scherzhaft). Die verwünschte Neugierde!

Ulrike. Die gleichwol Dir und allen Töchtern Evens mit mir gemein ist, und die unsre erste Mutter schon im Paradiese zeigte. Aber im Ernst, Sophie, es ärgert mich, daß der Onkel nicht daran Theil genommen hat. Habt Ihr viel Vergnügen gehabt?

Sophie. Ich für meine Person habe einige der wonnevollsten Augenblicke verlebt.

Ulrike. Die Witterung ist Euch günstig genug gewesen. Aber war auch die

Musik, die Euch begleitete, leidlich? Ist unterwegs viel gesungen worden?

Sophie. Ich antworte auf das eine und das andere Ja.

Ulrike. Wenn kamt Ihr nach Kallendorf? Fandet Ihr bei dem Baron eine gute Aufnahme? Ist viel gespielt worden? Hat er Euch seinen schönen Garten gewiesen? Wie steht dies Jahr seine Nelkenflur? Hat noch keine Aloe *) geblüht? Was macht sein kleiner Theodor? Hat er Euch nichts erzählt, wie ihm das diesjährige Karneval **) in Wien gefallen hat?

Sophie. Du thust in einem Athem so viele und so verschiedenartige Fragen, daß es mir Mühe kostet, sie alle zu beant-

*) Ein asiatisches Gewächs, daß jedoch auch in unsern Treibhäusern gezogen wird.

**) Karneval — d. i. die in Bällen, Schauspielen, Koncerten, Redouten und dergl. Winterlustbarkeiten in großen Städten.

worten. Wir kamen um zehn Uhr an, und wurden mit der dem Baron eignen Artigkeit aufgenommen. Sein kleiner Theodor ist wohl, und fängt an zu reden. Nach Tische thaten sich einige Spielparthieen zusammen, wir übrigen giengen in den Garten, schaukelten uns, und vergnügten uns an der Nelkenflur, die dies Jahr herrlicher ist, als je. Die übrigen Fragen weiß ich Dir nicht zu beantworten.

Ulrike. Ist die Baroninn bei den Landleuten beliebt? Hat sie auch noch zuweilen das Heimweh nach ihrem lieben Ungarn?

Sophie. Was Du nicht fragst! Sie war heiter, und die Landleute halten viel auf sie.

Ulrike. Ist nicht getanzt worden?

Sophie. Des Abends vereinigte sich die Gesellschaft zu einigen Ekossaisen und Quadrillen. — Ich komme zugleich in —

Ulrike. Gab denn der junge Arnsberg wieder die Touren an?

Sophie. Wie gewöhnlich. Er bleibt doch unser bester Tänzer. — Aber laß mich doch nur auch —

Ulrike. Wie gieng denn die Frau von Reinert? War an ihr etwa eine neue Mode zu entdecken?

Sophie. (Für sich) Sie ist unerträglich mit ihren Fragen, vor denen man kein Wort aufbringen kann. — (Laut) Sie gieng geschmackvoll, ohne etwas Neues an sich zu haben.

Ulrike. Wie benahm sich der Baron bei'm Abschiede? Wenn seit Ihr zurückgekommen?

Sophie. (Verdrüßlich). Gegen Mitternacht. — Aber bist Du nun bald fertig? Unser eins hat auch eine Frage zu thun.

Ulrike. Warum hast Du sie nicht schon längst gethan?

Sophie. Als wenn Du mich noch einen Augenblick hättest dazu kommen lassen. Es ist jezt ein Sachse hier, ein Mann von vielen Kenntnissen, welcher, wenn er eine Zahl von Zuschauern zusammenbringen kann, die ihn wegen der beträchtlichen Kosten hinlänglich sicher stellt, sich vorgenommen hat, uns mit physikalischen Versuchen —

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Graf Ewald (aus seinem Zimmer kommend.)

Ewald. Ich habe gestört, wie ich sehe. Aber Sie müssen die Schuld Ulriken zuschreiben, die aus lauter Begierde, etwas Neues zu erfahren, vergißt, daß es unschicklich ist, ihren Besuch auf dem Saale zu empfangen.

Sophie. In Wahrheit, das ist mir nicht einmal aufgefallen. Freundinnen, wie wir, pflegen blos den Empfindungen ihrer Herzen zu folgen, und es mit allem, was die Etikette vorschreibt, nicht so genau zu nehmen.

Ewald. Ich ehre dies Zartgefühl, welches es nicht zugiebt, daß auf der Freundinn ein Flecken hafte, der ihrer Aufmerksamkeit zum Nachtheil gereichen könnte. — Aber fast möchte ich befürchten, daß Sie mich ungern zum Zeugen ihrer Unterredung haben.

Sophie. Sie war so unwichtig, daß wir Sie zu beleidigen glauben, wenn wir sie in Ihrem Beiseyn fortsetzen.

Ewald. Sie schien eben wichtig werden zu wollen. Es war von physikalischen Versuchen die Rede.

Ulrike. Die ein Sachse hier anstellen will, wenn er eine hinreichende Anzahl von Theilnehmern finden kann.

Sophie. Es fehlt uns noch an einigen Personen, und ich war daher eben im Begriff, Ihre Nichte zur Theilnahme aufzufordern. Zwar weiß ich, daß sie schon öfters dergleichen Versuchen beigewohnt hat, aber dennoch dürfte ihr manches, z. B. die Füllung eines Luftballons und die Versuche mit dem Galvanismus neu seyn.

Ulrike. Das sind sie auch in der That. O wie sehr wünsche ich die Art zu wissen, auf welche es dem Menschen möglich wird, seine Herrschaft in gewisser Rücksicht bis über die Wolken auszudehnen, und die Luft zu durchsegeln! Wie sehr wünsche ich die eben so wunderbare, als wohlthätige Erfindung des Italieners Galvani

kennen zu lernen, die schon so vielen Hart-
hörigen die Ohren wieder geöffnet, so vie-
len von Schlagflüssen getroffnen ihre Ge-
sundheit wieder gegeben hat! (Den Onkel um-
armend) Nicht wahr, liebstes Onkelchen,
Sie erlauben mir, daß ich die Zuschauer
der Versuche durch mich vermehren darf.

Ewald. Du weist Ulrike, daß ich Dir
es nicht nur erlaube, sondern daß ich selbst
dazu beitrage, Dir Gelegenheiten zu ver-
schaffen, wo Du etwas Neues, dem Men-
schen wahrhaft Nützliches sehen und lernen
kannst.

Ulrike. O wie glücklich bin ich, ei-
nen solchen Onkel zu besitzen! — Nun
dann, Sophie, ihr könnt auf meine Ge-
genwart rechnen. Wir wollen es uns bei-
de angelegen seyn lassen, in die Geheimnis-
se der Natur einzudringen, und der Fremde

soll uns nicht umsonst seine Bemühungen gewidmet haben.

Sophie. Er wird sich freuen, solche aufmerksame Zuhörerinnen in uns zu finden. Vergiß es nur nicht, Dich Nachmittage mit dem Schlage drei Uhr bei mir einzufinden. (ab)

Vierter Auftritt.

Ulrike. Ewald.

Ulrike. In der That, bestes Onkelchen, das kömmt mir recht erwünscht. Auch Versuche über die bekanntern Kräfte der Natur sollen mir nicht zuwider seyn. Denn so oft ich sie auch schon gesehen habe: so will ich Ihnen doch gern gestehen, daß mir in der Lehre von der Elektricität und von den Luftarten noch manches dunkel ist, was ich mir näher aufgeklärt wünsche.

Ewald. Diese Wißbegierde, verbun-

den mit der Aufmerksamkeit, welche man an Dir in einem hohen Grade wahrnimmt, würde sehr zu billigen seyn, wenn sie etwas mehr, als ein roher Trieb wäre, welchem die letztere auf eine sklavische Art gehorcht.

Ulrike. Sie scheinen mit meinem Betragen aus irgend einem Grunde nicht zufrieden zu seyn. Das habe ich schon aus ihren vorigen Reden gemerkt. Wollen Sie, daß ich irgend einen Fehler verbessern soll, liebes Onkelchen: so finden sie mich dazu bereitwillig. Aber hierzu würde erforderlich seyn, daß ich Ihren Tadel besser verstünde, als es bis jezt der Fall ist.

Ewald. Dies Verständniß soll Dir werden. Die Natur wollte, daß wir unsre Körper- und Seelenkräfte ausbilden sollen, um vollkommnere Menschen zu werden. Ganz vorzüglich aber wird von jedem Menschen gefordert, daß er seinen Verstand ausbilde, und Kenntnisse theils von sich selbst

und seiner Bestimmung, theils von den lebendigen und leblosen Wesen, die ihn jezt umgeben, oder ehemals umgeben haben, einsammle.

Ulrike. Ich sehe die Nothwendigkeit davon ein. Denn wie sollte der, welcher ausgebildete Kräfte hat, sie auf eine nützliche Weise anwenden können, wenn er nicht wüßte, was nützlich wäre? Umsonst würden der Gelehrte, der nicht weis, welches die Bedürfnisse der Menschen sind, der Künstler, der es nicht versteht, durch was für feine Kunstgriffe er das menschliche Gemüth rühren, der Handwerker, der die Eigenschaften und die Behandlungsweise des Eisens, Holzes, Leders u. dergl. worinn er arbeitet, nicht kennt, und der Landmann, welcher mit dem Boden und den Erfordernissen des Landbaues und der Viehzucht unbekannt ist, sich schmeicheln, auf der Welt irgend

einigen Nutzen zu stiften. Ja Kenntnisse sind von der Ausbildung unserer Kräfte selbst so unzertrennlich, daß die eine ohne die andre gar nicht denkbar ist, und man kann also sagen, daß beide Hand in Hand gehen. Wer lernt, bildet sich zugleich, wer sich bilden will, kann es nicht, ohne sich Kenntnisse zu erwerben.

Ewald. Setze hinzu, daß es, jemehr der Verstand mit Kenntnissen ausgerüstet ist, auch desto mehr in unserer Gewalt steht, sittlichgute Menschen zu werden. Denn wir wissen uns dann in mehr Verhältnisse zu setzen, in welchen wir Gutes wirken können, wir wissen mehr Hülfsmittel zur Erreichung ädler Absichten anzuwenden, und wenn wir mit einem die Hindernisse, welche uns das Vorurtheil oder die Bosheit entgegen setzen, nicht überwältigen können:

so haben wir sogleich ein anderes, vielleicht wirksameres in Bereitschaft.

Ulrike. Eben daher habe ich mir es von meiner Jugend auf viel Fleis kosten lassen, Kenntnisse zu erwerben, besonders solche, die für mein Geschlecht von einigem Werthe seyn können.

Ewald. Das ist für Dich sehr rühmlich. Die Einsammlung nützlicher Kenntnisse hängt theils von dem Menschen ab, theils hat die Natur selbst einiges in ihn gelegt, wodurch sie ihm jenes an sich mühsame Geschäft erleichtern wollte. Sie verlieh ihm nehmlich nicht nur jenes Vermögen, seine Seelenkräfte auf einen ihm noch unbekannten Gegenstand zur baldigen Kenntniß desselben hinzurichten, welches wir Aufmerksamkeit nennen, sondern sie pflanzte ihm auch, damit er desto geneigter seyn sollte, den Dingen diese Anstrengung

erfordernde Aufmerksamkeit zu widmen, einen Trieb ein, der ihn nöthigt, alles zu erforschen, was ihm wichtig ist. Dies ist die Wißbegierde. Fügt der Mensch zu diesen natürlichen Hülfsmitteln noch seiner Seits Fleiß hinzu: so kann er es weit in Kenntnissen bringen. Alle drei Eigenschaften find' ich in meiner Ulrike in vorzüglicher Stärke, und das hat mir und ihren Aeltern viel Freude gemacht.

Ulrike. Warum tadeln Sie also diese Wißbegierde?

Ewald. Du mußt Dich erinnern, was ich Dir zu einer andern Zeit über die Triebe gesagt habe.

Ulrike. Sie sind nur dann zu unserm Vortheil, wenn wir sie beherrschen, sie mißleiten uns, wenn wir uns von ihnen beherrschen lassen.

Ewald. Dies gilt auch von der Wißbegierde. Ueberlassen wir uns ihr blindlings: so kann sie uns zwar zu Kenntnissen verhelfen, auf welche sie stets hingerichtet ist, aber nicht selten werden diese durch Verlust an unserm sittlichen Werthe zu theuer erkauft. Auch kann man den natürlichen Trieb der Wißbegierde, sofern er ohne unser Zuthun wirkt, eben so wenig Tugend nennen, als die Aufmerksamkeit verdienstlich ist, in so fern wir sie als ein bloses Vermögen betrachten, das die Natur verliehen hätte, das aber von den Menschen, wie es bei vielen wirklich der Fall ist, nicht gebraucht würde. So wie nur der leichte Gebrauch des Vermögens der Aufmerksamkeit Verdienst ist: so ist auch nur eine beherrschte und geläuterte Wißbegierde verdienstlich.

Ulrike. Aber wie soll man sie beherrschen und läutern?

Ewald. Dadurch, daß wir sie nur auf Dinge zu richten bemüht sind, die für uns in allen unsern Verhältnissen als Menschen, Bürger, Herren, Diener, Aeltern, Kinder, Freunde und dergl. von entschiedenem Nutzen ist. Eine solche verädelte Wißbegierde ist es, die wir mit dem Namen Lernbegierde bezeichnen. Eine Wißbegierde hingegen, welche Dinge zu erforschen strebt, welche, weit entfernt, daß sie einigen bleibenden Nutzen für uns haben sollten, uns vielmehr nichts angehen, mit unsern Bedürfnissen in keinem Zusammenhange stehen, und allenfalls nur dadurch, daß sie neu sind, uns eine kurze Zeit belustigen, heißt Neugierde. Diese kann unschuldig seyn, wenn sie sich mit zwar eben nicht nützlichen, aber doch ihrer Wichtigkeit wegen wissenswürdigen Dingen

abgiebt, sie wird aber kleinlich und sogar sträflich, wenn sie sich um ganz unwichtige Dinge bekümmert, und wohl gar in die Geheimnisse anderer eindringen will.

Ulrike. Diese ist es also, die Sie an mir tadeln. Warum vermieden Sie den rechten Namen, und machten mir blos rohe Wißbegierde zum Vorwurfe?

Ewald. Weil Du Dich glücklicherweise noch nicht so sehr verwöhnt hast, daß Deine Wißbegierde zu einer blosen Neugierde geworden wäre, sondern weil man mit der letztern die ädelste Lernbegierde bei Dir vereinigt findet. Woher sollte das kommen, wenn nicht daher, daß der Trieb der Wißbegierde in Dir zwar noch nicht ausgeartet, aber auch noch nicht verädelt, und also ganz so ist, wie ihn die Natur hervorbrachte. In diesem Zustande sind die Fehler, die er Dich begehen läßt, allerdings sträflich, denn sie zeigen von Mangel an

nöthiger Selbstbeherrschung, dagegen das Gute, was er in Dir zur Folge hat, Dir nicht als Verdienst beigemessen werden kann, indem es blos das Werk der Natur, und nicht Deiner eignen freien Thätigkeit ist.

Ulrike. (dem Onkel die Hand küssend) Dank Ihnen für Ihre Belehrungen, liebstes Onkelchen. Sie wissen, ich gestehe meine Fehler gern, und wenn ich auf sie gehörig aufmerksam geworden bin: so ist es immer mein ernstliches Bestreben, sie zu verbessern.

Ewald. Würde ich wol auch soviel Worte verschwenden, wenn ich nicht davon überzeugt wäre? — Nie wird meine Ulrike wieder eine Freundinn von ihren Geschäften abhalten, um sie über Kleinigkeiten auszufragen, die von keinem andern Werth sind, als daß sie einige Augenblicke, die viel zweckmäßiger ausgefüllt werden könnten, unter-

halten. Am allerwenigsten wird sie ihren Fehler wieder dadurch entschuldigen, daß er allen Frauenzimmern gemein sey. Wäre dies auch wirklich der Fall: so würde es doch besser seyn, sich durch schönere Eigenschaften auszuzeichnen, und über das Gemeine zu erheben.

Ulrike. (ihn umarmend) Vergeben Sie diese Unbesonnenheiten. Ich werde Sorge tragen, daß sie nie wieder vorfallen.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Graf Dietrich.

Dietrich. (eintretend) Sieh da, das sind Auftritte, wie ich sie gern sehe, wahre Feste der Liebe! — Seyd herzlich gegrüßt, meine Lieben!

Ulrike. (in seine Arme eilend) O willkommen, mein guter Vater! (Lange heisse Umarmung.)

Ewald. Loser Mann, uns so zu überraschen! (Umarmt ihn.)

Dietrich. Ihr müßt in der That in einer sehr vertrauten Unterredung gewesen seyn, daß Ihr den Hufschlag meines Pferdes nicht gehört habt. Schon von fern war mein Blick auf die Fenster gerichtet, und der Gedanke, daß Ihr mich an denselben erwarten würdet, that mir wohl. Aber da ich die Sachen so finde, so bin ich durchaus nicht böse.

Ulrike. Wie könnten Sie das auch, da Sie viel früher kommen, als wir Sie erwarteten. — Aber allein? Wo ist meine Mutter?

Dietrich. Sie sieht Dich heute noch, aber ihre häuslichen Geschäfte gestatteten es ihr nicht eher, als den Mittag an ihre Abreise zu denken. Meiner Sehnsucht dauerte das zu lange, ich ließ also satteln, und trab, trab gieng es nach der Stadt zu.

Ewald. So komm denn! Ich weis, Du liebst Bequemlichkeit.

Dietrich. (Während Ulrike und Ewald ihn am Arme fassen, im Abgehen zu seinem Bruder) Merkt Ulrike die Ursache unsers Besuchs?

Ewald. Sie hat vergebens darnach geforscht.

Dietrich. Ist Steinbrück schon hier?

Ewald. Noch nicht! (Alle ab in Ewalds Zimmer.)

Sechster Auftritt.

Friedel.

Das ist eine verdammte Untugend! — Da vergeß' ich gestern den Schlüssel zu meiner Kammer zu mir zu stecken, und so find' ich denn heute, daß in meiner Abwesenheit mein ganzer Mantelsack durchstöbert worden ist. — Es ist nichts Verdächtiges darinn, aber es ärgert mich doch. — Wer kann es anders gewesen seyn, als die Grä-finn Ulrike, über die das ganze Gesinde

klagt. — Aber bei Gott, mir soll sie so etwas nicht ungestraft thun. — (Er legt ein Packet nah an Ewalds Thür) Hier! Der beigefügte Komödienzettel wird ihr die nähere Auskunft geben. — Merkt sie etwas, so soll sie wenigstens gestehen müssen, daß Friedel nicht auf den Kopf gefallen ist.

Siebenter Auftritt.

Friedel. Eine Tyrolerinn.

Tyrolerinn. Ist die junge Gräfinn zu sprechen, mein Freund?

Friedel. Was soll sie?

Tyrolerinn. Ich wollte sehen, ob ihr etwas von meiner Waare anständig wäre.

Friedel. Ich will sie rufen.

Achter Auftritt.

Die Tyrolerinn.

Ich will recht höflich seyn, vielleicht

kauft sie was. Höflichkeit und Fleis, sagte mein seliger Vater immer, helfen durch die Welt. Und daß das wahr ist, sehe ich an meinen Landsleuten. (Singt)

Im ganzen heilgen Reich ist kaum ein Städtchen,
Wo nicht Tyroler sind.
Den Jüngling lockt der Lenz vom süßen Mädchen,
Den Mann von Weib und Kind.

Sie ziehen hin mit Reff und Korb und Kasten
Von Waarenfülle schwer,
Und wandern, tief gebückt vom Druck der Lasten,
Weit über Land und Meer.

Sagt, die ihr ihnen dankt im fernsten Lande
Bild, Teppich und Etuis,
Und Wetterglas und Uhr mit buntem Sande,
Was wärt ihr ohne sie?

Verschmähet liegt daheim des Kaufmanns Waare,
Zu sehr sucht er Gewinn.
Kömmt der Tyroler doch in jedem Jahre,
Der ist voll Biedersinn.

Andantino.

SOPRANO.

Band

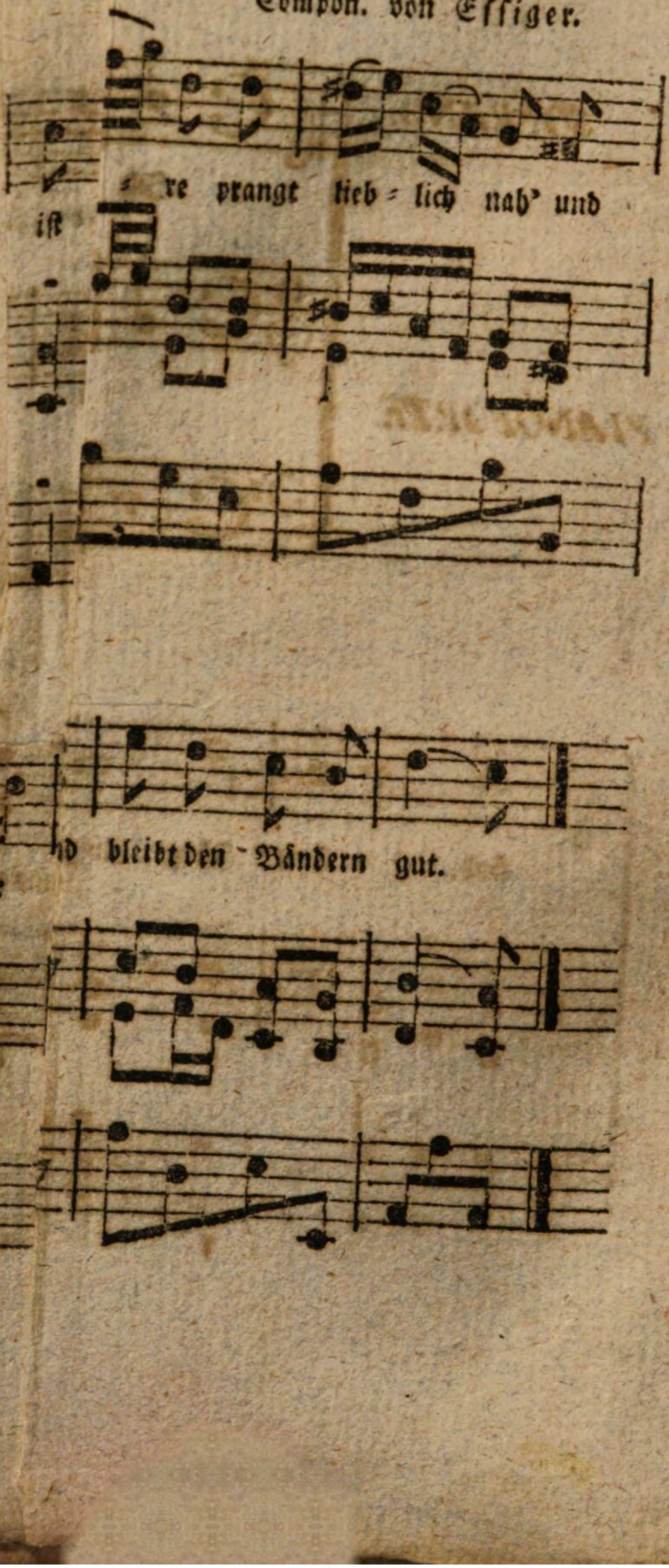
PIANOFORTE.

fern.

ind, den Mann von

Weiß

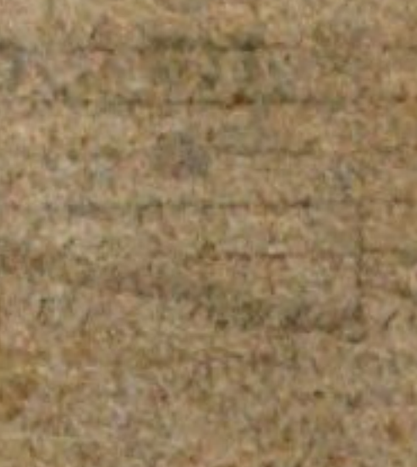
Compon. von Essiger.



Er trägt, zufrieden stets mit seinem Glücke,
Was Mäßigkeit erspart,
In's liebe Vaterland mit heiterm Blicke,
Weil sein die Gattinn harrt.

Da muß an ihrer Brust bald nach Beschwerden
Und in der Kindlein Schaar
Auf's neue Lebensmuth dem Müden werden,
Drum fort im nächsten Jahr!

Aber freilich ist's, wie mit allem in der Welt, es lohnt nicht mehr, wie ehedem. — Es ist mir darum lieb, daß ich, statt all des kostspieligen Krams den Bandhandel gewählt habe.



Band ist die beste Waare,
Die kauft wol jedes gern.
Band in des Mädchens Haare
Prangt lieblich nah und fern.
Ein Bändchen kauft der Schnitter
Dem Liebchen um den Hut.
Man läßt wol andern Flitter,
Und bleibt den Bändern gut.

Zum Jahrmarkt eine Schleife
Sucht auch die Aermste sich.
Band an des Kleides Schweife
Läßt wahrhaft königlich.
Es weht noch auf der Bahre
Von dem Cypressenzweig,
Band ist die beste Waare,
Und bleibt im Werth sich gleich.

Neunter Auftritt.

Die Tyrolerinn. Ulrike.

Tyrolerinn. Gnädige Gräfinn, ist Ihnen nichts von seidnem Band gefällig? Sie können es bei mir von allen Farben und Sorten haben, glatt, gestreift, gewässert, gemustert, von der kleinsten bis zur grösten Breite. Sie können zwischen Atlas- und Glace und andern Modebändern wählen. Ich führe die neuesten Desseins.

Ulrike. Lasse sie mich doch einmal ihren Vorrath sehen!

Tyrolerinn. Ich stehe zu Befehl.

(Sie öffnet ihre Bandkästen, und legt eine Menge Rollen auf den Tisch, indem sie verschiedene derselben aufwindet, und Ulriken die Muster zeigt.)

Ulrike. Sie hat ja eine Menge Waare!

Tyrolerinn. Muß man denn nicht? Ihre Gnaden wissen, daß der Geschmack in nichts so verschieden ist, als in Bändern. — (Ein Band entfaltend) Sehen Sie nur dies herrliche Regenbogenband! Was für brennende Farben!

Ulrike. Es ist schön. — Aber zeige sie mir einmal dies hohe Kokeliko!

Tyrolerinn. Es hebt vortreflich, wenn es zu einem weißen Kleide getragen wird.

Ulrike. Und nun dies Himmelblau! Es ist meine Leibfarbe.

Tyrolerinn. Ein schöner Geschmack! Auch ist es mit dem Rosenfarb das beliebteste; das kann unser eins sehr bald inne

werden. — Sehen Sie auch dies gestreifte Orangeband. Ich habe davon in Wien an die Gräfinn Auersberg eine ganze Rolle verkauft.

Ulrike. Welches sind denn jezt in Wien die grösten Modebänder?

Tyrolerinn. Wenn Sie auf die Mode sehen wollen: so rathe ich Ihnen vorzüglich zu diesem Muster, oder zu diesem, oder auch zu dem hier.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Friedel. Eine Zigeunerinn. (Letztere trägt ein Packet auf dem Kopfe, und einen Korb in der Hand.)

Friedel. (eintretend) Nur des Gelärms nicht zu viel, gute Frau! Sie wird ja sehen, was der Graf sagen wird. Er ist ein strenger Polizeirath, aber kein Menschenfresser!

Zigeunerinn. Ich möchte sagen, daß ich, wie ein Reh, unter wüthende Wölfe gerathen bin, die mich überall verwundet haben.

Friedel. Brauche sie Respekt, Frau! Weis sie, wo sie ist?

Zigeunerinn. Ich hab' es ihm so eben gesagt.

Friedel. Ich halte es ihrer Rohheit zu Gute, sonst sollte ihr das theuer zu stehen kommen.

Ulrike. (Friedeln bei Seite rufend) Wer ist die Person?

Friedel. Es ist eine Amerikanische Wilde vom Stamme der Muskogulgen, die hier Luftsprünge machen will, aber keine Erlaubnis dazu erhalten kann.

Ulrike. Wie? — Friedel, sind Sie auch recht berichtet worden? Eine Amerikanische Wilde in Oestreich?

Friedel. Um das Wie habe ich mich nicht bekümmert, aber die Sache hat ihre Richtigkeit. In dem Korbe da hat sie ihre indianische Kleidung. (Ab mit der Zigeunerin, die ihr Gepäck in einen Winkel des Saales niederlegt, in das Zimmer des Grafen, im Abgehen) Solchen Leuten muß man solche Nasen drehen.

Elfter Auftritt.

Ulrike. Die Tyrolerinn, (die indessen ihre Bänder ausgekramt hat.)

Die Tyrolerinn. Nun, meine Gnädige, hier haben Sie das Auslesen.

Ulrike. Ich kaufe nichts, gute Frau!

Tyrolerinn. Sie scherzen! Setzen Sie mich immer in Nahrung! Sie erhalten gute Waare zu einem wohlfeilen Preise, denn wir ehrlichen Tyroler übertheuren niemand.

Ulrike. Es ist hier ein Wort so gut

als tausend. Wir erhalten alles Band, das wir bedürfen, aus der Fabrik in Wien.

Tyrolerinn. (Mit kaum verhaltenem Unmuth) So hätten Ihre Gnaden mir das Auskramen ersparen können. Es ist für die Bänder wahrhaftig kein Nutzen.

(Pause, in welcher die Tyrolerinn die Bänder in die Kästchen legt.)

Tyrolerinn. (Im Abgehen) Was man sich doch von vornehmen Leuten gefallen lassen muß.

Zwölfter Auftritt.

Ulrike.

Ich will es nur gestehen, meine Neugierde spielte mir wieder einen Streich. Ich hatte nur ein Lüstchen, die Bänder zu sehen. Es war ungerecht gegen die Frau. Der Onkel dürfte es nicht gesehen haben. — Also das hier sind die sieben Sachen, der

Wilden. Ihre Kleidung muß ich doch sehen.
(Sie macht einen Versuch, das Körbchen zu öffnen, das aber fest zugebunden ist. Sie löst die Schnuren.)

Dreizehnter Auftritt.

Ewald (aus dem Zimmer sprechend.) Friedel.
Die Zigeunerinn. Ulrike.

Ulrike. Himmel, da kommen sie schon! — Wie werde ich die Schnuren schnell genug wieder befestigen können?

Ewald. Sind die Polizeidiener noch unten?

Friedel. Sie erwarten Ihren Befehl.

Ewald. Uibergeben Sie sie ihnen sogleich, daß sie sie zur Stadt hinausbringen.
(schlägt die Thüre zu.)

Zigeunerinn. (auf Ulriken zueilend) Jüngferchen Naseweis, wer hat ihr denn das Recht gegeben, in den Sachen anderer herumzukramen? — Sie muß wenig Verstand haben, wenn sie nicht einsieht, wie unschicklich das ist! — Oder macht sie et-

wa eine Art von Polizeifrohn, welcher zuse-
hen soll, ob die Leute verbotene Waare bei
sich führen? — Wenn sie es nicht ist:
so kann sie es wenigstens werden, denn
an Anlage fehlt's nicht, wie ich sehe.
(Nimmt ihr Gepäck und ab.)

Friedel. (Im Abgehen für sich) Die Lektion war derb, aber verdient. (Er hat das vorher hingelegte Päcktchen vorher mit dem Fuße so geschoben, daß es mehr in die Augen fallen muß.) Nun wird die Reihe an mein Päcktchen kommen. Ich muß von fern lauschen.

Vierzehnter Auftritt.

Ulrike. (Bald darauf) Dietrich.

Ulrike. Das boshafte, rohe Weib! Man sieht doch gleich, was eine Wilde ist! Wie gelassen blieb die Tyrolerinn! — Ach ich hätte vor Schaam vergehen mögen! — Und wie höhnisch lachte der Friedel!

Dietrich. Was war das für ein Lärm auf dem Saale?

Ulrike. Ich will es Ihnen gestehen, bester Vater, ich war Schuld an demselben. Ich wollte mir die Kleider der Indianerinn betrachten, das verdroß sie, und sie schalt mich.

Dietrich. Welcher Indianerinn.

Ulrike. Die so eben bei'm Onkel war.

Dietrich. Wer hat denn die zu einer Indianerinn gemacht? Eine Zigeunerinn war es, wie wir sie täglich an der Gränze von Ungarn sehen.*)

*) Diese Zigeunerinn führt sich, wie man sieht, sehr roh auf. Und wie sollte das anders seyn? Die Zigeuner sind ein rohes, herumziehendes Volk, das in vielen Ländern, besonders in Ungarn, dem ehemaligen Polen, dem Kirchenstaate, dem südlichen Deutschland, Spanien, und dem nördlichen Deutschland gefunden sind. Sie haben zwar eine eigne Sprache, in welcher sie sich selbst Rumä nennen, sprechen aber auch die Sprache des Landes, worinn sie leben, bekennen sich zu der darinn herrschenden

Ulrike. Also ist es wol auch nicht wahr, daß sie hier hat Luftsprünge machen wollen?

Dietrich. Albernes Zeug! Gebettelt hat sie hier, und weil das gegen den kaiserlichen Befehl ist; so wird sie zur Stadt

Religion, ohne sie zu kennen, und kleiden sich nach der darinn üblichen Tracht. Ihre Zahl in Europa beläuft sich auf 800,000. Und diese alle waren bis auf die neuesten Zeiten Müssiggänger! Sie hielten sich nehmlich in grossen Haufen zusammen, durchzogen das Land von einem Ende zum andern, und lebten von Musik, Betteln, Gauklerkünsten, Wahrsagen und Diebereien. Dabei waren sie äußerst unreinlich. In mehrern Ländern, besonders in Ungarn, Rußland und Spanien hat man angefangen, sie an Feldarbeit und grobe Handarbeiten zu gewöhnen. Sie geben vor, aus Aegypten zu stammen, allein wenn sie auch über dies Land zu uns kamen: so ist ihre Heimath doch wol wahrscheinlicher Ostindien.

hinausgebracht. — Aber sage mir, wer hat Dir denn die Nasen gedreht?

Ulrike. Friedel, der Sekretair hat mich so berichtet.

Dietrich. Ich fürchte, meine Tochter, Dein alter Fehler, die Neugierde klebt Dir noch an, und macht Dich in den Augen andrer lächerlich. Denn wem man Nasen dreht, den muß man nicht für werth halten, ihm die Wahrheit zu sagen. — (Ab in Ewalds Zimmer. Im Abgehen für sich) Aber der Unverschämte soll sich doch nicht rühmen, daß er die Tochter des Grafen von Adalstein ungestraft zur Närrin gemacht habe!

Funfzehnter Auftritt.

Ulrike.

Das ist boshaft! — Merkt es Friedel vielleicht, daß ich gestern seinen Sachen einen Besuch gemacht habe, und will er sich dafür rächen? — Unmöglich! — (Man sieht

Friedeln am Eingange des Saals lauschen.)
Aber was ist denn das für ein Päcktchen, welches hier liegt? — Hat das die Zigeunerinn zurückgelassen? — (Sie hebt es auf, und wickelt das oberste Papier ab) Das ist ein Wiener Komödienzettel. „So bestraft sich die Neugierde" heist das Stück, dessen Vorstellung darauf angekündigt wird. — Das ist keine gute Vorbedeutung für mich, und wenn ich abergläubisch wäre: so müste ich das Packet geradezu aus den Händen legen. — Der Henker! wo habe ich denn den nehmlichen Komödienzettel erst neulich gesehen? — Ach es war gestern auf Friedels Zimmer. — Sollte das etwa zum Anführen seyn? — (Bedenkt sich.) Meine Furcht, daß mir ein Possen gespielt werde, ist groß, aber meine Begierde, den Inhalt zu wissen, noch größer. (Sie wickelt ein zweites, ein drittes, ein viertes Papier ab.) Nun in wie vielen Papieren steckt denn das? —

(Sie fährt fort, eine unzählige Menge Papiere abzuwickeln.) Das Packet ist winzig klein geworden! — Ich merke nun wol, daß ich geneckt bin, aber das Entwickeln ist einmal angefangen, und etwas ist ja doch drinn, das fühl' ich. — Ja, ja, jezt wird's kommen! — (Wirft es plötzlich weg) O pfui! eine todte Maus! — Das ist schändlich! — (Bemerkt den lachenden Friedel.) Gemach, mein lieber Freund, der Spas ist Ihnen nur halb gelungen! — An die Folgen hatten Sie wol nicht gedacht, als Sie sich ihn vornahmen? (Ab.)

Zweiter Akt.

Erster Auftritt.

v. Steinbrück.

Meine Mutter hat mir nicht zu viel von Ulriken gesagt. Sie ist schön, geistreich, gebildet und liebenswürdig. Ich kam nur

her, um sie kennen zu lernen, aber ich fühlte mich schon in den ersten Augenblicken mächtig an sie angezogen. — O wenn eine zärtliche Freundinn für mich in der Einsamkeit Bedürfniß ist, gütiger Himmel, so flehe ich dich um diese an! Ich fühle es, mit ihr könnte ich glücklich seyn.

Zweiter Auftritt.

v. Steinbrück. Gräfinn Marie. Ulrike.

Ulrike. Was Sie mir auch von Ihrer Sehnsucht nach mir sagen, liebe Mutter, sie kann nicht größer gewesen seyn, als die meinige nach Ihnen. O wie manche Stunde bin ich einsam und traurig im Garten umhergewandelt! Wie oft schwamm mein Auge mitten unter den schönen Umgebungen der Natur und Kunst in heissen Thränen des Verlangens! Wie gleichgültig schlich ich vor der tausendfarbigen Flur der Blumen vorüber, von denen eine jede meinem

Herzen Wonne zuzulächeln schien! Wie ungerührt ließen mich oft die fröhlichsten Gesellschaften, in welche ich gezogen wurde! Ach mein Herz war nicht unempfindlich gegen Freude, aber sie schien mir nur an der Seite meiner guten Mutter gefunden werden zu können.

Gräfinn. Gutes Kind, ich kenne Deine Liebe zu mir. Sie war von jeher innig.

Ulrike. Das lange Entbehren hat sie noch verstärkt. Ich hätte einen einzigen Augenblick, in welchem ich Sie nur hätte sehen können, mit zehn Jahren von meinem Leben erkaufen mögen!

v. Steinbrück. Zärtliche, gefühlvolle Seele! Desto größer muß jezt Ihr Glück seyn, da Sie nach einem Jahre voll bangen Sehnens Ihre guten Aeltern gesund bei sich sehen.

Ulrike. Ach ein Glück, das ich kaum noch fasse! Es ist wahr, mein Onkel liebt mich mit einer seltenen Stärke, er nennt und hält mich wie seinen Augapfel, er versagt sich Freuden, um mir welche zu machen, oder vielmehr er findet seine einzige Freude nur in der meinigen. Aber er ist keineswegs so unbillig, daß er in dem Herzen der Tochter die erste und gröste aller Wohlthäterinnen, die Mutter vergessen zu machen wünschen könnte; auch würde ihm das nie gelingen.

v. Steinbrück. Ich begreiffe und ehre diese Gefühle kindlichen, unbegränzten Dankes um so mehr, da ich selbst von ihnen beseelt werde. Der Wille meines sterbenden Vaters war mir eine heilige Pflicht; ich warf mich nach seinem vor 5 Jahren erfolgten Tode mitten in das wilde Getümmel des Kriegs, der uns einige unsrer schönsten Italienischen und Deutschen Provinzen gekostet

hat. Ich fand so manchen Biedermann, so manchen Freund und Gefährten meiner Jugend wieder. Ach die Liebe, die ihre Bande um uns schlang, war süß, sie war die einzige liebliche Frucht, die für uns unter Mord und Verheerung reifte, und meine Seele labte sich durch ihren Genuß. Aber das Andenken an eine geliebte Mutter, die daheim für ihren Sohn im Stillen betete, und deren Herz mit bangen Erwartungen jedem Posttag entgegenschlug, weil sie an jedem eine Trauerpost zu vernehmen fürchtete, konnte nicht aus meinem Innern vertilgt werden. Blos der Gedanke, daß das in den Augen andrer als unmännliche Zaghaftigkeit erscheinen möchte, was doch nur Ausbruch der reinsten Liebe gewesen seyn würde, hielt mich ab, das blutige Schwerdt in die Scheide zu stecken und in ihre Arme zu eilen. Aber sobald der Ruf: Friede! Friede! bis zu unsern Fahnen er-

scholl: so hielt ich mich nicht länger. Ohne Bedenken leistete ich auf alle Aussichten in eine Zukunft voll Ehre und Auszeichnung Verzicht, forderte meinen Abschied, und kehrte auf mein väterliches Erbgut zurück, festen Vorsatzes, die Angst und Liebe der besten der Mütter bis an ihren Tod mit unverminderter Aufmerksamkeit zu vergelten.

Gräfinn. Aedler Mann! Der Sohn sprach lauter zu Ihrem Herzen, als der harte Krieger.

Ulrike. Und doch konnte Ihnen die Wahl nicht schwer werden. Ihre Wunden sind Ihnen eine herrlichere Auszeichnung, als Würden und Ordensbänder, und das dankbare Vaterland wird es nicht vergessen, einem der tapfersten seiner Söhne einen Lorbeerkranz zu winden. *)

*) Es war in dem alten Rom gewöhnlich, daß Generale, die nach Uiberwindung der Feinde ihren siegreichen Einzug in die Stadt hielten,

v. Steinbrück. Möchte es ihn immer mit einem Myrthenkranze vertauschen — ich würde glücklicher seyn. Was ist das für ein Verdienst, das durchaus Blut nöthig hat, um zu glänzen? — Ich habe den Schlachten bei Arkole, und Lodi, ich habe dem großen, Schaaren würgenden Glücksspiele bei Marengo **) beigewohnt, ich bin von einer feindlichen Batterie bei Mantua, ***) die ich erstürmt hatte, schwer

mit Lorbeern bekränzt erschienen. Mit Myrthe hingegen kränzten sich Liebende, weil dieser Baum der Gottinn der Liebe heilig war. Steinbrück will also sagen, anstatt durch Ehrenstellen glücklich zu werden, wünsche ich es lieber an der Seite einer Gattinn, die mich liebt, zu seyn,

**) Wo bekanntlich die blutige Schlacht zwischen den Franzosen und Oestreichern 1799 vorfiel, in welcher die letztern auf's Haupt geschlagen wurden.

***) Eine große Festung, die ehemals Oestreich,

verwundet herabgesunken — das ist wenig. Ich habe Menschenelend in allen seinen scheuslichen Gestalten gesehen, das ist mehr; ich habe es selbst, von der unerbittlichen Nothwendigkeit gezwungen, befördern helfen — o dieser Gedanke macht, daß ich die verflossenen fünf Jahre aus meinem Gedächtnisse vertilgt wünsche.

Ulrike. Ein Herz voll so zarter, menschlicher Gefühle war freilich unter gezückten Schwerdtern am unrechten Orte.

v. Steinbrück. Wie bald ist's gesagt: in dieser Schlacht blieben neun tausend Mann! Und mit welcher Gleichgültigkeit sprechen gewöhnliche Menschen solche Summen von Gebliebenen aus. Ich habe nie auch den allergeringsten fallen gesehen, ohne

jezt aber der Cisalpinischen Republik gehört. Sie hielt während des letzten Kriegs eine lange, hartnäckige Belagerung von den Franzosen aus.

tief im Innersten verwundet zu denken: da hat wieder eine Mutter umsonst gesorgt, gewacht und gelitten. Eine hämische Kugel spottete ihrer Hoffnungen, und vernichtete in einem Nu das Werk ihrer Sorgfalt, an welchem ein halbes Menschenalter hindurch gearbeitet, gebessert und verädelt worden war!

Gräfinn. Sie haben Recht. Was für beharrliche Mühe, wie viel schlaflose Nächte kostet Aeltern ein Kind, ehe es nur lallen lernt. Und im Kriege verschwendet man die Menschen zu Zehntausenden, als wenn sie so leicht und so schnell aufwüchsen, wie die Schwämme.

v. Steinbrück. Ich könnte Ihnen von den Wehklagen der Sterbenden, von dem Jammergeheul der Verstümmelten, von der Verzweiflung des friedlichen Landmanns, der die Hütte seiner Väter in Flammen sah, auf der einen, und von der Unmenschlich-

keit, dem Uibermuthe und dem Frevel der Sieger, auf der andern Seite, Scenen erzählen, die Sie empören würden. Denn so sehr ich mich auch bemühte, beide zu fliehen: so sah ich doch bald, daß dies unmöglich war, und ich begreife nun leicht, wie das Herz eines Kriegsmanns gegen sanftere Gefühle abgestumpft werden kann.

Ulrike. Danken Sie dem Himmel, daß Sie dem Schlachtgewühl entronnen sind, und Ihre Menschlichkeit gerettet haben.

v. Steinbrück. Die letztere soll sich nun bemühen, die Wunden zu heilen, die Liebe zum Vaterlande und Gehorsam gegen den Vater der Menschheit schlug, und sie würde sich vorzüglich dann einiges Erfolges freuen können, wenn ich so glücklich wäre, ein gleichgestimmtes weibliches Herz zu finden, welches mich gern zu seinem innigsten Freunde auf Lebenszeit wählte, und

die Wonne des Wohlthuns mit mir theilen wollte.

Ulrike. Ein solches Herz wird einem Manne von Ihrem Verdienst und Ihrem Gefühl durchaus nicht fehlen.

v. Steinbrück. Und doch hat es mir bisher gefehlt.

Ulrike. Die Schuld lag vielleicht an Ihnen.

v. Steinbrück. Das ich nicht wüste.

Ulrike. Sie haben es vielleicht noch nicht gesucht.

v. Steinbrück. O liegt die Schuld blos an meinem Suchen, dann wünschen Sie mir Glück, meine Gräfinn, denn ich habe dies mich beglückende Herz bereits gefunden. (Ab in sein Zimmer.)

Dritter Auftritt.

Die Gräfinn. Ulrike.

Gräfinn. Hast Du den Neffen hinlänglich begriffen, meine Tochter?

Ulrike. Ihre Frage setzt mich in Verlegenheit.

Gräfinn. Im Vertrauen, Ulrike, wie gefällt er Dir?

Ulrike. Das Gerücht hat nicht zu viel von ihm gesagt. Er verbindet mit einer schönen Gestalt eine hinreissende Beredsamkeit und ein ädles, gefühlvolles Herz. Gegen wenig Männer habe ich gleich bei'm ersten Anblick eine so hohe Bewunderung gefühlt, als gegen ihn, und noch keiner hat im Anfange unsrer Bekanntschaft eine so innige Hochachtung in mir zurückgelassen, als dieser.

Gräfinn. (Für sich) Die Sache geht nach Wunsch. Beide werden sich lieben lernen, und das eine sein Glück in dem andern finden. (Laut.) Ulrike, Du bist bereits in den Jahren, wo Du einsehen mußt, daß das Mädchen da ist, um den Jüngling, dessen Gefühle mit den ihrigen übereinstim-

men, zu beglücken, und in seiner Weisheit, in seinem Muthe Schutz gegen die Gefahren des Lebens zu finden. — Was würdest Du zu einer Verbindung mit Steinbrück sagen?

Ulrike. Ich würde sagen, daß das Mädchen, welches er wählt, einen Freund an ihm finden wird, auf dessen Treue sie im Tode rechnen kann.

Gräfinn. Du bist meiner Frage ausgewichen. Wenn Du nun das Mädchen wärest, das er sich wählte? — Wenn ich sogar von sicherer Hand wüßte, daß er um Deinetwillen hier wäre?

Ulrike. Liebe Mutter, Ihre Zärtlichkeit gegen mich läßt sie unstreitig mehr wissen, als Steinbrück selbst weis. — Lassen wir das! — Wie ist denn mein Vater mit den Fortschritten zufrieden, die ich hier gemacht habe? — Es ist recht Jammerschade, daß er mit seinem Beifall so geizt. Bei

dem tödtlichen Schweigen, das er gewöhnlich beobachtet, weis man oft gar nicht, woran man ist.

Gräfinn. Und das liebe eitle Töchterchen möchte doch so gern gelobt seyn, nicht wahr?

Ulrike. Als wenn ich gerade Lob und nicht auch Tadel erwartete, wenn ich das Urtheil des Vaters zu vernehmen wünsche.

Gräfinn. Du kennst ihn. Es ist ihm nicht möglich, einen Menschen in's Gesicht zu loben. Desto verschwenderischer ist er mit seinem Lobe im Gespräche mit andern.

Ulrike. Also bin ich doch gelobt worden?

Gräfinn. Ich kann Dir es nicht verhehlen, Dein Vater ist mit den Fortschritten, die Du, seitdem Du in der Stadt bist, in Deiner Bildung gemacht hast, äusserst zufrieden, und freut sich des Glücks,

eine so gute Tochter zu besitzen. Deine Zeichnungen, Deine Stickereien, Deine schriftlichen Aufsätze, Dein unterhaltendes, geistreiches Gespräch machen ihm das gröste Vergnügen, und der Onkel erhöht dasselbe durch das ehrenvolle Zeugniß, welches er Deinem Fleiße und Deinen sanften Sitten ertheilt.

Ulrike. Ach der gute Onkel! Der gröste Theil dieses Lobes kömmt auf seine Rechnung. Er läßt keine Gelegenheit, meinen Verstand mit Kenntnissen zu bereichern, vorüber, er hält mir die besten Lehrmeister, die hier nur immer zu haben sind, er —

Gräfinn. Alles gut, aber würde damit etwas gethan seyn, wenn Du nicht eine Lernbegierde besäßest, die seiner Güte gleich käme? — Nein, nein, ich gebe es nicht zu, daß Du Deinen Werth verkennst! — Du machst mir und Deinem Vater Freude, meine Tochter, damit gut! — Aber merk' es

Dir! — Von den Eröffnungen, die ich Dir hier gemacht habe, erfährt niemand ein Wort! (Ab in Ewalds Zimmer.)

Vierter Auftritt.

Ulrike.

Liebe verleitet die gute Mutter, mir mehr zu sagen, als schicklich und recht ist. — Ich bin in einem sonderbaren Wirwarr von Empfindungen, aber ich leugne es nicht, sie thun mir sämtlich wohl. (Ihre Augen fallen auf einen Rock, der über die Lehne eines Stuhls gelegt ist.) Was ist das für ein Kleid? (Nimmt es, und hält es auseinandergeschlagen in die Höhe.) Ach Steinbrücks Reiserock, den wahrscheinlich der Bediente reinigen soll! — Wie schwer ist er doch! — Was giebt's denn da Hartes in der einen Tasche? — (Greift hinein) Sieh einmal, ein Stammbuch! (Zieht es heraus, und blättert.) Es sind nichts, als Mannspersonen, die sich darinn

verewiget haben, und auch ihrer sind nicht viele. (Ein Brief fällt heraus, sie hebt ihn auf, und entfaltet ihn.) Der Brief ist von seiner Mutter. Laß sehen, was sie schreibt! (Liest:)

„Lieber Sohn,"

„Ich sehe Deiner Ankunft mit jedem Tage entgegen, und freue mich, Dich so bald an mein Mutterherz drücken zu können. — Mein Vorschlag, die Bekanntschaft der jungen Gräfinn von Adalstein zu suchen, scheint Dir nicht unangenehm gewesen zu seyn, wenn ich dies aus den Worten schliesen darf, mit welchen Du mich um eine nähere Beschreibung von ihr bittest. Hier ist sie! Ulrike von Adalstein ist schön, wie Rosen und Lilien, unschuldig und harmlos, wie ein Kind, freundlich und witzig, wie —"

Fünfter Auftritt.

Ulrike. v. Steinbrück.

Ulrike. (In der größten Verlegenheit für sich.)

Ach Himmel, was fang' ich an? (zu Steinbrück, in großer Verwirrung.) Vergeben Sie — Sie werden es kaum glauben — es ist sonderbar — da hat ein Stammbuch gelegen — (für sich) Nein, ich will lieber als schuldig erscheinen, denn lügen — (zu Steinbrück) da bin ich zu diesem Stammbuche gekommen — es wird mit dem darinn befindlichen Briefe Ihnen zugehören, (übergiebt es ihm.)

v. Steinbrück. Nach dem, was Sie gelesen haben dürften, werden Sie wol nicht daran zweifeln.

Ulrike. (Für sich) Ist es nicht grausam, meine peinliche Unruhe noch durch solche Vorwürfe zu vermehren? — Ich weis vor Schaam nicht, wohin ich mein Gesicht verbergen soll.

v. Steinbrück. Sie sollen und müssen alles wissen, meine Gräfinn. Ich bin auf mich selbst unwillig, daß durch meine

Unvorsichtigkeit Ihnen zwei Dinge in die Hände fallen musten, wovon das eine mich als Sonderling darstellen, das andre aber Ihnen lebhafte Unruhe erregen muß. Hören Sie also in wenig Worten meine Vertheidigung!

Ulrike. Sie scherzen! (Für sich) Diese großmüthige Schonung, so rührend sie auch ist, vermehrt nur das Quälende meiner Lage.

v. Steinbrück. Sie finden nehmlich in diesem Stammbuche blos Namen von Mannspersonen, weil es fester Beschluß bei mir ist, für mein ganzes Leben zwar viel Freunde, aber nur eine Freundinn zu haben, die ich aber auch mit ungetheilter Liebe lieben werde. Sie wird die allein Würdige seyn, die unter diesen männlichen Biederseelen prangen wird. — Was den Brief meiner Mutter betrift: so wissen Sie,

was sich Mutterzärtlichkeit erlaubt, wenn es das Glück ihres Kindes gilt.

Gräfinn. (Aus der Thür rufend) Ulrike!

Ulrike. (Für sich.) Wie erwünscht kömmt dieser Ruf! — (Laut.) Ich komme, liebe Mutter! — (Zu v. Steinbrück:) Mein Herr, dieser Augenblick hat Sie mir als einen sehr ädlen Mann kennen gelernt, und wenn Sie mich auch nie für würdig halten sollten, in Ihrem Stammbuche zu stehen: so hält Sie mein Herz doch für würdig genug, Ihnen eine immerwährende Achtung zu schenken. (Ab.)

Sechster Auftritt.

v. Steinbrück.

Also doch einen Fehler hat sie — Neugierde! — Denn sie gestand es ja fast selbst, daß sie das Stammbuch aus der Tasche meines Reiserocks, worinn ich es aus Unvorsichtigkeit stecken gelassen hatte, her-

ausgenommen habe. — Man sagt zwar, dieser Fehler sey ihrem ganzen Geschlecht eigen, aber darf ich nicht mit Recht erwarten, daß das ädlere Mädchen sich von dem Gemeinen entfernt halte? — (Sich vor die Stirn schlagend.) Narr, spielt Dir denn deine alte Thorheit wieder einen Streich? — Wenn sie Fehler hat — ist's denn da eine Vollkommenheit an mir, daß ich überall eine höhere Tugend, als eine menschliche suche? — Wir sind Menschen, und wandeln unter Menschen, es ist Verblendung, den Himmel mit seinen Gestirnen auf der Erde suchen zu wollen, über welche er erhaben ist. — Sagte mein braver Major nicht so, als ich einst voll Unwillen über die Mängel der Menschheit mich bei ihm beklagte? — Ach wenn ich das immer bedacht hätte — mein Leben würde um eine gute Anzahl Freuden reicher seyn.

Siebenter Auftritt.

v. Steinbrück. Graf Dietrich. Graf Ewald. Gräfinn Marie.

Ewald. Laß es! Du wirst ihn in Verlegenheit setzen.

Dietrich. Dafür ist mir nicht bange. Er soll unpartheiisch seyn, und doch muß er loben, was Lob verdient. (Lauter.) Da ist er ja!

v. Steinbrück. Das scheint meiner Wenigkeit zu gelten.

Dietrich. Allerdings. Sie sollen Richter seyn in einer Sache, in welcher unser eigner Sinn für das Schöne nicht ganz sicher zu urtheilen vermag.

v. Steinbrück. Ein solches Vertrauen könnte mich stolz machen, wenn ich mir schmeicheln dürfte, es zu verdienen.

Dietrich. Zur Sache! — (Er giebt ihm ein Gemählde.) Kennen Sie diese Stadt,

deren Thürme sich so kühn zwischen den hohen Gebirgen erheben?

v. Steinbrück. Warum sollte ich nicht? — Das ist das schöne, romantische Roveredo, *) wo ich ein halbes Jahr lang weilte, und selige Tage verlebte, als unser Regiment unter dem wackern Loudon Tyrol gegen feindlichen Einbruch schützte. O das ist die Stadt, wo ich so gute Menschen fand, von denen einige die unauflöslichste Freundschaft an mich kettet. Das ist das herrliche Lagerthal, wo eine liebliche Natur fast in ewigem Frühlinge prangt! Das sind die hohen, stolzen Gebirge, die ich oft

*) Roveredo, eine Stadt im südlichen Tyrol, (in den sogenannten Wälschen Konfinen) an den Gränzen von Italien. Ihre Lage im Lagerthale am Lenoflusse ist unaussprechlich reizend. Man baut daselbst viel Seide, auch giebt es große Fabrikanstalten, in welchen die Einwohner diese Seide verarbeiten.

vor Tages Anbruch erklomm, um die Morgensonne in neuer Pracht hervortreten, und die ganze Gegend in ihrem Glanze wieder erwachen zu sehen! Hier wälzt der brausende Leno seine Fluthen zwischen Felsentrümmern hin, und Erlen und Pappeln umgrünen seine helle Spiegelfläche! Da sind die Maulbeerpflanzungen, wo ich so oft, wenn die Abendröthe den Himmel in Purpur kleidete, und der Landmann nach vollbrachtem Tagewerke in die Arme der Ruhe nach seinem Hüttchen zurückkehrte, lustwandelte, und mich an den Liedern Sineds des Barden *) entzückte, oder wachend in schöne Träume versank! O es waren meine kostbarsten Augenblicke! Mein Herz

*) Barden nennten die alten Deutschen ihre Sänger. Der Dichter, von dessen lieblichen Gesängen hier die Rede ist, hieß eigentlich Denis, und lebte in Wien, wo er vor wenigen Jahren gestorben ist.

floß von süssen Empfindungen über; ich hätte die ganze Menschheit an dasselbe drükken, und jedem meiner Brüder und Schwestern sagen mögen: „ich liebe dich!“ — Verzeihen Sie, daß mein Herz bei dem Anblicke dieser glücklichen Thäler sich noch einmal den Schwärmereien überläßt, in welche es sich einst verirrte! Warum ist auch dies Gemählde so treu, und so wahr, und so lebendig? Warum redet auch aus ihm eine so warme Empfindung? — O sagen Sie mir, wer mag die Seele seyn, die mit starkem, richtigem Sinne all' dies Schöne auffassen, und dem todten Papier schöpferisch dies Leben geben konnte?

Ewald. Aedler Mensch, es ist eine Seele, die zart und innig fühlt, gleich der Deinigen, und die sich durch die schönen Erinnerungen, die sie in Dir hervorrief, für den Gedanken, das was sie empfand,

auf diesem Papiere auszudrücken, für hinlänglich belohnt halten wird.

Dietrich. Es ist meine Tochter, die mir so viel Freude macht.

v. Steinbrück. Glücklicher Vater! Sie zeigen mir einen neuen Reiz an der Gräfinn Ulrike, der mir die höchste Bewunderung abdringt.

Dietrich. Habe ich es doch dem losen Kinde selbst nicht zugetraut! — Ich sah den ersten flüchtigen Entwurf, den sie schon vor'm Jahre machte, als wir Tyrol durchreiseten, aber nie hätte ich mir vorgestellt, daß sie ihn so gut ausführen würde. Aber so macht sie es mit allem! Sie hält mit dem, was sie weis, hinter dem Berge,*) und nur von ungefähr habe ich jezt wieder Talente an ihr entdeckt, die ich nie geahndet hätte.

*) Mit Kenntnissen hinter dem Berge halten heißt, sie nicht iedermann zeigen.

Gräfinn. Lieber Mann, wirst Du dem Neffen nicht auch die übrigen Tyrolischen Landschaften zeigen?

Dietrich. Hier sind sie!

v. Steinbrück. (Nachdem er sie besehen.) Schön! unvergleichlich! Ich kenne die meisten, ich habe ihre Schönheiten empfunden, ich habe einige derselben nachgebildet, und sonderbar! meistens gefielen sie auch mir von dem Standpunkte am besten, von welchem sie von Ihrer schönen Tochter gezeichnet wurden.

Ewald. Wie? Sie haben dieselben Landschaften aufgenommen? Dann müßte es ein Vergnügen seyn, Ulrikens Schilderein mit den Ihrigen zu vergleichen.

v. Steinbrück. Dies Vergnügen könnte ich Ihnen leicht machen, wenn auch der Vergleich schwerlich zu meinem Vortheile ausfallen dürfte. Ich habe meine Arbeiten in meinem Reisekoffer.

Ewald. Dürften wir wol bitten?

v. Steinbrück. Gern unterwerf' ich sie Ihrem Urtheil.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Friedel.

Friedel. (Zu Ewald.) Ihre Gnaden haben befohlen —

Ewald. In einem Weilchen kommen Sie wieder, Friedel.

Friedel. (Für sich.) Soll man auch noch zehnmal kommen und gehen, um sich einen Verweis zu holen? — Denn daß ich eine derbe Lektion erhalten werde, das hat seine Richtigkeit. Der Bruder des Grafen ist stolz. (Ab. Die Uibrigen in v. Steinbrücks Zimmer.)

Neunter Auftritt.

Ulrike.

Die Aeltern besahen meine Landschaften, und schienen sehr vergnügt darüber. (Sie

schleicht an die Thür von Steinbrücks Zimmer und horcht.) Was ich vermuthe, ist richtig, sie zeigen sie dem Cousin. Desto besser! Vielleicht bringen sie mir seine Werthschäzzung wieder, um die ich Unbesonnene mich vorhin gebracht habe. — Ach die Wangen glühen mir noch vor Schaam, wenn ich mir denke, wie er plözlich heraustrat. — (Horcht wieder.) Sie sind im tiefen Gespräch, und ich bin ungestört. — (Zieht ein Kästchen aus der Tasche.) Warum doch die Mutter bei'm Auspacken dies Kästchen so sorgfältig vor mir verbarg? (Oeffnet es.) Der Tausend! Was sind das für herrliche Demanten in diesen Ohrgehängen! Wie blizzen die Rubinen auf dieser Brustnadel! — Auch eine goldne Kette mit einem Medaillon! Das Bildniß meines Vaters ist auf demselben, und hier auf der andern Seite das Bildniß meiner Mutter! Wie sprechend beide! Laß doch sehen, was darun-

ter steht: „Unsrer Tochter Ulrike zum Andenken an ihrem Geburtstag den 24. Junius 1803.“ — (Besinnt sich.) Ach der ist ja heute! — O pfui! nun habe ich mich selbst um eine der schönsten Freuden gebracht!

Zehnter Auftritt.

Ulrike. Sophie.

Sophie. Du hast Dein Wort treflich gehalten, das muß man sagen. Wir sind alle versammlet, der Fremde hat schon seine ganzen physikalischen Instrumente ausgekramt, und nur Du fehlst. Dem Manne war es sehr ungelegen, daß er den Anfang seiner Vorlesungen noch bis auf morgen verschieben muste.

Ulrike. Verzeihe mir immer, Sophie! — Ich weis es, daß ich gefehlt habe, aber glaube mir, ich bin bestraft genug. Ich versäumte diese Vorlesung ohne Noth, das

ist gewiß, aber dafür hatte ich auch die ganze Stunde hindurch keine Ruhe, und so oft ich mir es auch wiederholen mochte, daß diese Versäumniß von keiner großen Wichtigkeit seyn würde: so war doch das Gefühl, unrecht zu handeln, so mächtig und anhaltend in mir, daß mir noch jezt alle Glieder zittern.

Sophie. Aber sage mir, was hielt Dich denn ab, Dein Versprechen zu erfüllen?

Ulrike. Soll ich aufrichtig seyn? — Ich wollte die Gelegenheit erlauern, da meine Mutter das Zimmer verließ, um ihr dies Kästchen heimlich wegzunehmen, und zu sehen, was es enthielte.

Sophie. Also hat Dich Deine Neugierde von der ädlern Lernbegierde abgehalten, und Du hast die Zeit, in der Du Deine Kenntnisse vermehren konntest, im eigent-

lichsten Sinne verschwendet, wahrhaftig, das gefällt mir nicht an Dir!

Ulrike. Pst! lärme nur nicht so! Mein Neffe ist hier, und alles ist bei ihm. Man möchte Dich hören, und dann hätt' ich Verdruß. (Geht an die Thüre und horcht.)

Sophie. O Ulrike, was thust Du? — Seit wenn ist es Sitte geworden, die Leute zu behorchen?

Ulrike. (Die ihre Schaam hinter ein Lächeln verbirgt.) Seitdem man weis, daß die Leute von einem reden.

(Sie horcht wieder. Die Thür öffnet sich, und Ulrike sinkt mit einem lauten Schrei zu Boden; v. Steinbrück tritt erschrocken heraus.)

Elfter Auftritt.

Ulrike. Sophie. v. Steinbrück. Graf Ewald. Graf Dietrich. Die Gräfinn.

v. Steinbrück. (Höchst erschrocken.) Welches neue Unglück! — Mein Gott! —

Haben Sie Schaden genommen, meine Grä-
finn? — Der Schlag war heftig!

Dietrich. } (Aus dem Zimmer stürzend.)
Ewald. } Was ist's? — Was
Gräfinn. } ist's?

Ewald. (Vor Ulriken tretend, und ihr ta-
delnde Blicke zuwerfend.) Eine Horcherinn?
— Empört Dich der Name nicht, Ulrike?
— Das die Folgen unseres heutigen Ge-
sprächs?

Dietrich. (In wildem Zorn mit drohen-
der Hand auf sie zueilend.) Und Du schämst
Dich nicht, die Deinigen zu behorchen?

Gräfinn. (Bemerkt das Kästchen, das
die erschrockene Ulrike zu verbergen vergessen hat.)
Und wer hies Dir denn dies Kästchen neh-
men? — Wohl, Du hast auf eine kindische
Weise Dich um eine Freude gebracht, die
ich und Dein Vater Dir lange bereitet hat-
ten. Büße für Dein Vergehen! — Du
wirst am besten wissen, wo Du das Käst-

chen weggenommen hast. (Bedeutend.) Dorthin wird es zurückgebracht.

Dietrich. Unwürdige Tochter, mir augenblicklich aus den Augen! — Du hast Dich, Du hast Deine Aeltern entehrt! — Pfui, Du warest es nicht werth, daß ich seit vielen Wochen mich auf diesen Tag freute, und ich eile, mich wieder in die Einsamkeit zu begraben, aus der ich mich um Deinetwillen riß!

(Ulrike weint bitterlich, und gehorcht langsam; v. Steinbrück ist in heftiger Gemüthsbewegung.)

Sophie. (Tritt aus ihrer Entfernung zu v. Steinbrück.) Mein Herr, ich kenne Sie nicht, aber dies Gesicht verkündigt mir einen ädlen Mann. Ulrike kann unvorsichtig seyn, aber sie besitzt ein Herz voll sanfter, schöner, Gefühle, und ihre ganze Seele füllt der Gedanke, gut zu seyn, und den Ihrigen Wonne zu machen. Das muß ich, die un-

zertrennliche Gespielinn ihrer Jugend, die Vertraute aller ihrer Neigungen am besten wissen. Sie hat gefehlt. Aber können Sie so hart gegen die arme Dulderinn seyn? Vermag nichts Ihr Herz zu rühren?

v. Steinbrück. Ach was wollen Sie, daß ich thun soll?

Sophie. Was Ihnen Ihr Herz sagen muß — vergeben.

v. Steinbrück. Ich vergeben? — Gott! war es nicht meine Unvorsichtigkeit, welche die Arme in dies Leiden versenkte? — (Auf Ulriken zueilend, und einen Arm um sie werfend) Ulrike, mein Unglück will, daß Sie mich hassen müssen! — Ach und doch trat noch nie einer mit stärkeren Empfindungen des Wohlwollens unter die Augen eines Mädchens, als ich unter die Ihrigen! Verstand sich noch nie einer so willig zu der aufrichtigsten Achtung, als ich mich verstand!

Sophie. (Ihn sanft losreissend.) Das

ist's nicht, was ich meine. Für Ulrikens liebevolles, der Versöhnung offenes Herz stehe ich Ihnen! — Aber sehen Sie nicht da den zürnenden Vater? Nicht die beleidigte Mutter? — Ihr Herz lassen Sie uns mit bittender sanfter Rede ergreiffen, und aus den innersten Falten desselben die Liebe zurückrufen, daß sie auf's neue das Glück der guten Tochter werde, und durch Vergebung die Nebel des Grams von ihrer Seele zerstreue!

v. Steinbrück. (An Sophiens Hand vor Dietrich tretend.) Lieber Onkel, wir wagen es, für Ulriken zu bitten —

Dietrich. O schweigen Sie!

v. Steinbrück. Vater, kannst Du Deinem Kinde zürnen?

Dietrich. Das mich beschimpft?

v. Steinbrück. Das Dir so viel Freude macht, das der Trost und die Stüze Deines sinkenden Lebens seyn wird?

Gräfinn. (Ihren Gatten zupfend.) Wie kannst Du auch so hart seyn!

Dietrich. (Wirft noch unentschlossen, doch im Drange der Empfindungen sein Haupt bald auf die eine, bald auf die andre Seite.)

Sophie. (Führt die schluchzende Ulrike zu ihrem Vater.) Wie sie auf den Wangen hinabzittern, diese glühenden Thränen der Reue! Laß sie rinnen, Kind! Vielleicht, daß eine auf das Vaterherz tröpfelt, und es Dir wieder erweicht! Breite nur immer die Arme aus zum Empfange des Verehrten, des Wiederversöhnten, der noch nie Dich zu lieben aufhörte!

Ulrike. (Verhüllt mit der einen Hand ihr Gesicht, die andre reicht sie dem Vater dar, mit unbeschreiblicher Sanftheit im Tone.) Vater!

Dietrich. (Sie heftig umarmend.) Ich verzeihe Dir, meine Tochter! (Pause. Stumme Scene der Rührung und Liebe.)

Ulrike. Und Sie, meine Mutter?

Gräfinn. (Sie küssend.) Wie könnt' ich auf Dich böse seyn, Du Liebling meines Herzens? — Weine Dir nicht mehr die Augen roth! Es ist alles vergessen! (Trocknet ihr die Thränen ab.)

Sophie. (Innig froh.) Bist Du nun wieder glücklich, meine Ulrike?

Ulrike. Unaussprechlich! — (Küßt sie.) Ich ward es durch Dich, Du hülfreiche, liebenswürdige Seele!

Sophie. Mehr noch durch diesen gefühlvollen Jüngling!

Ulrike. (v. Steinbrück die Hand reichend, und einen langen, bethränten, dankvollen Blick auf ihn heftend.) O was bin ich Ihnen nicht alles seit unsrer kurzen Bekanntschaft schuldig! Möge der gütige Himmel Ihnen all das Lebensglück geben, dessen Sie sich in jedem Augenblick durch Ihre Tugend würdig machen! Sie haben mich von einer sehr unrühmlichen Seite kennen gelernt, und

wenn etwas mir die Freude dieser Minuten zu verbittern im Stande ist: so ist es der Gedanke, Ihnen durch mein Betragen mißfallen zu haben. Indessen hat es mein Herz in dieser feierlichen Stunde gelobt, mir den verderblichen Fehler nie wieder zu Schulden kommen zu lassen, und durch mädchenhaftere Sitten die Achtung, die Sie mir zugesichert haben, zu rechtfertigen.

v. Steinbrück. (Ihre Hand küssend, und sie an sein Herz drückend.) Holdes Mädchen, dies aufrichtige Geständniß eines Fehlers, der Deiner Aufmerksamkeit entschlüpfen konnte, verbreitet einen unwiderstehlichen Zauber um Dich. — Dennoch bedurfte es für dies Herz, das so viel Gutes von Dir weis, und das in wahrer, treuer Liebe für Dich schlägt, keiner Rechtfertigungen! — Engelrein war noch kein Sterblicher, aber auf dem Wege zum Guten fanden sich Gute! — Sieh, auch wir haben uns ja schon

gefunden! Möchte doch nicht ein bloßes Spiel des Zufalls diese Hände vereinigt haben! Die Reise zur Tugend und zum Glück ist lang, aber (sehr bedeutend) wo sie mit verdoppelter Kraft unternommen wird, da kürzt sich der Weg, und läuft durch schöne, genußreiche Auen.

Ulrike. (Läßt ihre Rechte in v. Steinbrücks Hand, und zieht mit der Linken Ewald an sich, an welchen sie sich in süßer Vertraulichkeit anschmiegt.) Und Onkelchen sagt seiner Nichte kein Wort des Trostes?

Ewald. (Sie an sich drückend, mit sehr weichem Tone.) Keins! Aber er zeigt ihr das Auge voll Freudenthränen, und drückt sie an die Brust, deren Wonne sie zu seyn nie aufhören wird.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Friedel.

Dietrich. (Zu Friedel.) Mein Herr, daß meine Tochter gefehlt hat, wissen wir,

und es ist ihr verwiesen worden. Aber wenn Sie beleidiget waren, — warum beklagten Sie sich nicht? — Wer gab Ihnen das Recht, ihrer zu spotten? — Wie konnten Sie sich erdreisten, ihr Nasen zu drehen, und sie noch auf eine andre nichtswürdigere Weise zum Zielpunkt Ihres albernen Witzes zu machen? — Glauben Sie, daß ich eine Tochter erzog, um Ihnen eine Närrin zu geben? — Bedachten Sie nicht, daß es Frevel sey, den Unterschied, den der Rang zwischen ihr und Ihnen festsetzt, zu überspringen?

Friedel. Ich werde mich vertheidigen, sobald als Ihre Gnaden Ihre Hitze gemäsiget haben werden.

Dietrich. Und ich sage Ihnen, daß Ihre Vertheidigung von keinem Nutzen seyn wird. — Sie haben den Kitzel gehabt, die Besonnenheit meiner Tochter zu täuschen, — wohl, lassen Sie uns dagegen das

Vergnügen haben, vor Ihrer Unverschämtheit nicht länger in Gefahr seyn zu dürfen, und wir werden quitt seyn. — Sie sind Ihrer Dienste in diesem Hause von heute an entlassen.

Friedel. (Zu Ewald.) Ich wende mich an Sie, gnädiger Herr!

Ewald. (Die Achseln zuckend.) Sie wenden sich an den unrechten.

Friedel. (Für sich.) Großer Gott! Bringt mich denn eine einzige unbesonnene Handlung, im Zorne gethan, an den Rand des Verderbens?

Dietrich. Erwarten Sie Hülfe von meinem Bruder? — Er müste wenig Liebe zu meiner Tochter haben, wenn er die Beleidigung, die ihr wiederfahren ist, nicht in eben der Stärke fühlen wollte, als ich.

Ulrike. Mein Vater, Sie haben mir Ihre Liebe auf's neue zugesichert.

Dietrich. Ich bin erbötig, Dir die einleuchtendsten Beweise davon zu geben.

Ulrike. Wohl, ich halte Sie bei'm Worte.

Dietrich. Rede!

Ulrike. Wir sind alle so glücklich heute, und ich bin es am meisten. Kein Unglücklicher müsse unter uns seyn! Kein Trauernder in die Thränen der Freude, die unserm Auge entstürzten, eine Thräne des Kummers weinen!

Dietrich. Wo will das hinaus?

Ulrike. Ich wage es, für diesen Unglücklichen bei dem ädlen Herzen meines Vaters eine Fürbitte einzulegen.

Dietrich. Wie, Du bittest für einen Menschen, der Dich so tief kränkte?

Ulrike. Ich habe ihm verziehen, (Friedels Hand ergreifend.) und nicht wahr, Friedel, Sie haben mir auch verziehen?

Friedel. (Gerührt, küßt ihre Hand.) Gott, wie konnte ich Unbedachtsamer die Güte dieses Herzens verkennen!

Ulrike. (Zu Dietrich.) Hören Sie, mein Vater, was er sagt? Um eines Fehlers willen, soll man die Güte des Menschen nicht verkennen. — Vater, dieser redliche Sohn arbeitet seit Jahren treu und ehrlich bei meinem Onkel, um mit seinem Gehalt einen vom Schlag gelähmten Vater, und eine blinde Mutter zu unterstützen.

Dietrich. (Wischt sich die Augen.) Genug! Ich vergebe ihm, vergebe ihm um Deinetwillen!

v. Steinbrück. (Geht schweigend auf sein Zimmer.)

Friedel. (Zu Ulriken.) O meine Grä-finn, wie soll ich Ihnen genug danken? — (Zu Dietrich.) Vernehmen Sie jezt, Sie, der

aus einem strengen Richter mein gröſter Wohlthäter geworden ist, wie sehr ich meine Handlung selbst bereue! Von diesem Augenblick ist mir Ihre Tochter ehrwürdiger geworden als je, und meine betagten Aeltern werden mit verdoppelter Andacht für das Wohl dieses Hauses ihre Gebete zu Gott schicken.

Ewald. (Ulrikens Hand drückend.) Brav! Diese Handlung erwartete ich von meiner Ulrike, und nur um ihrem schönem Herzen einen Triumph zu verschaffen, lehnte ich sie von mir ab.

v. Steinbrück. (Der unterdessen mit seinem Stammbuche zurückgekommen ist.) Welcher hoher Empfindungen ist diese Seele fähig! Diese Milde, diese ächt menschliche Güte fesselt mein Herz für Ewigkeiten an Sie, Ulrike! — Hier ist mein Stammbuch! Sie

kennen bereits meine Grundsätze! Wollen Sie die einzige Freundinn seyn, die sich darinn verewigen soll, und die ich mit ungetheilter Liebe lieben werde?

Ulrike. Die Auszeichnung, die Sie mir dadurch beweisen, ist zu schmeichelhaft, als daß ich mich ihr entziehen könnte. Aber nur furchtsam und zitternd wird meine Hand die Feder führen, die meinen Namen in die Gesellschaft so guter Menschen bringen soll, als hier versammlet ist.

v. Steinbrück. (zur Gräfinn) Und nun wird die gute Tochter doch die Geschenke behalten dürfen, die ihr zarter Mutterstinn verehren wollte?

Gräfinn. (lächelnd) Denken Sie wol, daß es mit der Zurücknahme so ernstlich gemeint war? — Wenn sie nur nicht sich und uns der Freude des Uiberraschens beraubt hätte!

v. Steinbrück. Nichts mehr da-

von! Uiberdies ist ja auch der Neffe noch hier, und Sie können ja nicht wissen, ob nicht noch durch diesen eine kleine Uiberraschung bevorsteht! Ich denke, wir wollen heute noch fröhlich genug seyn!

Ulrike. Das wollen wir alle, und ich besonders. Denn das Fest der Geburt ist, mir für immer das Fest der gebesserten Neugierde geworden!

6.

Unglaube. Leichtgläubigkeit. Aberglaube. Vorurtheil. Schwärmerei.

Es war ein heitrer Sommertag. Das halbe Venedig war auf dem Markusplatze *) versammlet, und überlies sich den

*) Ein öffentlicher Platz zu Venedig an der St. Markuskirche, 280 Schritte lang, 110 breit. Er ist der allgemeine Versammlungs-

lärmenden Freuden, von denen er unaufhörlich ertönt. Müssiggänger, Neugierige, Verschwender, Wollüstlinge, eitle Weiber, die ihren Putz zeigen wollen, Spieler, Betrüger und Beutelschneider finden daselbst stets ihre Rechnung; unter sie mischt sich auch nach vollbrachtem Tagewerke der ernste Geschäftsmann, der sich nach Zerstreuung sehnt, und der stille Beobachter, dem es darum zu thun ist, die Menschen in den verschiedenen Lagen, in welchen sie hier zu sehen sind, kennen zu lernen, und neue Verhaltungsregeln für den Umgang mit ihnen zu suchen.

In einem von den Gezelten, die diesen Platz umgeben, und die Anwesenden entweder durch Erfrischungen stärken, oder

ort der Einwohner dieser Stadt, die, da sie auf Inseln im Meere liegt, keine Spaziergänge hat.

durch Taschenspielerkünste, Puppenspiele, Gesang, Musik und Tanz belustigen, saßen bei einer Flasche Cyperwein *) im traulichen Gespräch Siollo, ein Kaufmann, Sforzettani, ein Nobile, **) und Benchiara, ein Rechtsgelehrter. Da tritt eine Improvisatrice ***) herein, und bietet ihnen

*) Die im Mittländischen Meer an den Küsten von klein Asien liegende, den Türken gehörige Insel Cypern ist sehr fruchtbar, und bringt vorzüglich einen herrlichen Wein hervor.

**) D. ist ein Edelmann. Die Klasse der Edelleute ist in Venedig sehr zahlreich (wiewohl viele in der äußersten Armuth leben), und die Regierung dieser Republik war, ehe sie an Oestreich fiel, ganz in ihren Händen. Venedig hatte daher eine aristokratische Verfassung.

***) Es giebt in Italien Männer (Improvisatori) und Frauen (Improvisatrici), die jeden Gegenstand, welchen man ihnen vorlegt, sogleich aus dem Stegreife in einem Gedichte besingen, das häufig ungemein schön ist. Dabei

ihre Dienste an. Alle drei sind leidenschaftliche Liebhaber des Gesanges; sie werden also einig, die Frau da zu behalten, und geben ihr verschiedene Gegenstände aus der Geschichte auf, welche sie besingen soll. Ich erinnere mich nicht mehr an alle; nur von dem letzten derselben weis ich, daß es der Kampf Jupiters mit den Riesen war, *) von welchem die Götterlehre der alten Griechen und Römer spricht.

Als die Improvisatrice auch diesen zur

sind die Verse so leicht und fliesend, daß schon dieses, wenn man auch nicht auf den innern Gehalt sehen wollte, Bewunderung abnöthigen muß.

*) Die Alten dichteten nämlich, daß ein Riesengeschlecht den Entschluß gefaßt habe, den Himmel zu stürmen, und zu diesem Endzweck einen Berg auf den andern gethürmt habe, daß es aber vom Jupiter und den andern Göttern in der Ausführung dieses frechen Anschlags getödtet worden sey.

Zufriedenheit ihrer Zuhörer in ihrem Gesange gepriesen, und ihre Belohnung erhalten hatte: so entspann sich ein Gespräch unter den dreien, welches mit Bemerkungen über die Riesen, die den Himmel stürmen wollten, anhub, und sich bald — man weis wie schnell in Gesprächen eine Vorstellung immer die andere herbeiführt, — auf ihre Brüder in Patagonien *) lenkte. Jeder hatte einige Nachrichten über die letztern gelesen, und theilte diese dem andern mit. Siollo schüttelte dabei mehrere Male den Kopf, und rief endlich:

*) Patagonien ist das südlichste Land des festen Amerika, welchem gegen über das Feuerland liegt. Die Einwohner werden von den ältern Reisenden als Riesen beschrieben. „Sie sind, sagt Magellan, 5 und eine halbe Elle lang, und Europäer reichen ihnen nur bis an den Gürtel. Sie brüllen wie Ochsen, essen Disteln und dergl.

„Glaub' einer, was er wolle. Ich glaube kein Wort."

Sforzettani. Wie? die Patagonischen Riesen —

Siollo. Sind Menschen von eben der Größe, als wir, um keinen Zoll länger, um keinen Zoll kürzer.

Sforzettani. Aber dann erklären Sie ja die Reisenden, welche uns Nachrichten von ihnen gegeben haben, geradezu für Lügner.

Siollo. Sie sind es nur allzuhäufig. Sie wollen die Gefahren, die sie bekämpft haben, größer machen, als sie waren; sie bemühen sich, Wunder auf Wunder zu erdichten, um das Erstaunen derer, die ihre Reisenachrichten lesen oder hören, rege zu machen. Sie sagen uns mit Wissen und Willen die gröbsten Unwahrheiten.

Sforzettani. Es giebt Ausnahmen. Oder meinen Sie, daß unter den Schaaren von Reisenden, die alljährlich ihr

Vaterland verlassen, noch kein einziger ehrlich gewesen sey, und die Wahrheit ohne Entstellung, ohne Uibertreibung geschildert habe?

Siollo. Keiner. Der Mensch spricht unwahr, wenn es auch gar nicht sein Wille ist, zu lügen. Er hat Leidenschaften; jeder neue Gegenstand, welchen er erblickt, macht diese rege; er befindet sich auf diese Weise in einem ewigen Wechsel zwischen Furcht und Bewundrung, zwischen Liebe und Haß. Keiner schildert uns die Gegenstände, wie sie wirklich sind, sondern wie er sie empfunden hat, und anstatt also die Wahrheit kennen zu lernen, werden wir blos mit den Gesinnungen und Gefühlen ihres Beobachters bekannt gemacht, die leider nicht immer die richtigsten sind.

Sforzettani. Aber mein Gott! Bei solchen Grundsätzen möcht' ich wissen, wem sie noch glauben wollen, denn jeder Mensch

erzählt das, was er sah, auf die Weise, wie er es sah.

Siollo. Eben weil ich das weis: so glaube ich auch niemand. Mit eignen Augen muß ich sehen, mit eignen Ohren hören, wenn ich mich von irgend etwas überzeugen soll.

Sforzettani. Das geht wol bei Dingen an, die jetzt noch vorhanden sind. Wie denn aber bei solchen, die in der Vorzeit vorhanden waren, und durch einen Unfall vernichtet wurden?

Siollo. Hierin muß ich mich freilich auf das verlassen, was uns die Geschichtschreiber aufgezeichnet haben. Dagegen nehme ich mir aber auch die Freiheit, nur soviel für wahr zu halten, als mir beliebt, und selbst dies wenige glaub' ich nur halb.

Es war eine Eigenheit an Sforzettani, daß er alles, was nicht mit seinen Meinungen übereinstimmte, für falsch, für unver-

nünftig hielt, und, wenn es mit Hartnäkkigkeit vertheidigt wurde, sogar in den heftigsten Unwillen gerathen konnte. Dies erfolgte auch jetzt. Zwar hütete er sich wohl, diesen laut werden zu lassen, in der Furcht, daß Siollo jeden starken, heftigen Ausdruck zehnfach verstärkt auf ihn zurückfallen lassen möchte, aber an der kalten, mürrischen Miene merkte der letztere gar bald, daß er durch seine Aeuserungen beleidigt worden sey, und da er keinen Grund sah, warum er sie zurücknehmen sollte: so herrschte von nun an unter den Freunden ein finsteres Schweigen. Nur erst dann ward allen wieder wohl, als Siollo sein letztes Glas leerte, und sich aus dem Gezelte entfernte.

„Ein unglücklicher Mensch mit seinem Unglauben!“ sprach, als er hinaus war, Sforzettani zu Benchiara, der, in

einen Winkel gelehnt, blos Zuhörer des Gesprächs geblieben war.

„In der That, das ist er!“ erwiederte dieser.

Sforzettani. Ich leugne es nicht, solche Behauptungen, wie ich von ihm hörte, können mein Innerstes empören.

Benchiara. Gleichwohl liegt etwas Wahres darinn!

Sforzettani. Wie? Sie könnten —

Benchiara. Ich kann sie nicht ganz mißbilligen. Sie selbst haben ja zugegeben, daß kein Mensch das erzählt, was er sah, sondern vielmehr, wie er es sah, und darüber urtheilt, wie es ihm seine Neigungen und Leidenschaften, seine Vorurtheile und der Grad seiner Einsichten eingeben.

Sforzettani. Da das also nicht anders ist, und auch nicht anders werden wird; so können wir nichts, als dem Er-

zähler glauben, indem wir es ihm überlassen, daß er seine Behauptung bestens vertheidige.

Benchiara. Diesen Schluß möcht' ich eben so wenig daraus ziehen, als ich mit Siollo behaupten möchte, daß darum keiner Sache, die uns von andern berichtet wird, Glaube beizumessen sey.

Sforzettani. Ich verstehe Sie nicht. Sie müssen glauben, oder nicht glauben. Ein drittes ist nicht möglich.

Benchiara. Doch! — Ich glaube, aber mein Glaube ist bedingt.

Sforzettani. Was für eine Bedingung ließe sich dabei machen?

Benchiara. Die, daß meine prüfende Vernunft den Bericht und die Urtheile des andern vollkommen wahr finden muß.

Sforzettani. Geht dies wohl immer an?

Benchiara. Unstreitig. Freilich habe ich nicht immer Gelegenheit, die Sache, von welcher die Rede ist, selbst zu beobachten, aber meine Vernunft verläßt mich nie, und bietet mir in jedem Augenblicke des Lebens ihre heilsamen Dienste an. Man muß sich allerdings in vielen, ja in den meisten Dingen auf die Aussage anderer Menschen verlassen, und unsrer Kenntnisse würden sehr wenige seyn, wenn wir nur das für gewiß halten wollten, was wir mit unsern eignen Sinnen erkennen, oder mit unserm Verstande auffinden. Wie eng ist nicht der Kreis von Erfahrungen, den ein einzelner Mensch, selbst wenn das höchste für ihn erreichbare Alter ihm zu Theil würde, zu durchlaufen Gelegenheit findet! Beschäftigt ihn nicht zuweilen die genaue Untersuchung eines einzigen Gegenstandes viele Jahre lang? Wie traurig würde es also um uns stehen, und wie gering und einseitig unsre

Verstandesbildung seyn, wenn uns die Natur nicht den Trieb eingepflanzt hätte, das, was wir nicht wissen, und was wir selbst zuerforschen weder Zeit noch Gelegenheit haben, von andern, die es zum Gegenstande ihres Nachforschens machten, zu erfahren, und ihren Berichten, wenn wir sie mit der Wahrheit übereinstimmend finden, Glauben beizumessen! Dieser Trieb ist so stark in der menschlichen Natur, und behauptet einen solchen Einfluß auf alles, was wir thun, daß der Mensch ihn zwar mit Worten verleugnen kann, in seinen Handlungen aber, oft selbst ohne sich dessen deutlich bewußt zu werden, jeden Augenblick von ihm geleitet wird.

Sforzettani. Das denk' ich wohl selbst. Siollo sucht eine Ehre darinn, recht ungläubig zu scheinen, aber gewiß wird er sich in tausend Fällen auch auf das verlassen müssen, was ihm andere sagen.

Benchiara. Das ist nicht zu bezwei-

feln. Aber doch trau' ich ihm zu, daß er alsdann vorsichtig seyn wird. Er wird nichts glauben, als was seine Vernunft nach vorhergegangener Prüfung für richtig anerkennt. Und so sollten es alle machen, denn alsdann sind sie am wenigsten in Gefahr, betrogen zu werden, oder Irrthümer nachzubeten. Ich fürchte, lieber Sforzettani, in diese Gefahr gerathen sie öfters.

Sforzettani. Ich?

Benchiara. Es war von den Patagonischen Riesen die Rede. Wer es dem guten Magellan, *) der zwar ein braver Seemann, aber zugleich ein von den Vorurtheilen seiner Zeit angesteckter und von

*) Ferdinand Magellan, oder eigentlich Magellaens, ein Portugiese, der aber in Spanische Dienste trat, war der erste, welcher es wagte, die Erde zu umsegeln. Diese berühmte Reise, auf welcher er ermordet wurde, wurde 1517 unternommen.

Liebe zum Abentheuerlichen eingenommener Beobachter war, nachsagt, daß die Patagonier wie Stiere brüllen, einen halben Eimer Wasser auf einmal austrinken, und daß Europäer ihnen nur bis an die Hüften reichen, dem kann man alles einschwatzen, was man will; er ist ohne Mühe dahin zu bringen, daß er das Unwahrscheinlichste für wahr hält; er ist mit einem Worte leichtgläubig. Sein Glaube, weit entfernt ihm zur Ehre zu gereichen, wird mit allem Recht ein blinder Glaube genannt, weil er dabei auf keine Gründe sieht, die die Sache entweder bestätigen, oder ihre Unmöglichkeit zeigen würden, sondern, wie ein blinder Mann, zufrieden ist, einen Gegenstand überhaupt gefunden zu haben, an welchem er sich festhalten kann. Einen solchen Glauben habe ich oft bei jungen Leuten gefunden; die, um sich die Mühe des eignen Denkens zu ersparen, das auf's Ge-

rathewohl hinglaubten, was ihnen von ihren Lehrern gesagt wurde. Glauben Sie mir, das ist nicht gut. Der Lehrer trägt blos seine Meinungen, seine Ueberzeugungen vor, aber er weis es, daß er als Mensch irren kann, und verlangt daher von den Lernenden, daß sie selbst prüfen, und was sie irrig finden, verwerfen sollen.

Sforzettani. Und — gestehen Sie es nur geradezu! — einen solchen blinden Glauben geben Sie auch mir Schuld.

Benchiara. Verzeihen Sie, wenn ich um ihres eignen Glücks willen aufrichtig bin. Ich muß an Ihnen etwas noch Schlimmres, ich muß Aberglauben an Ihnen tadeln. Der blinde Glaube prüft freilich nicht, aber er kann doch durch Zufall oft Dinge für wahr halten, die es wirklich sind; der Aberglaube hingegen nimmt Dinge als wahr und ausgemacht an, die mit der gesunden Vernunft in geradem Wi-

derspruche stehen, und deren Unmöglichkeit ihm bald einleuchten würde, wenn er sich dazu verstehen könnte, sie einer nähern Prüfung zu unterwerfen. Er ist also eine besondre Art des erstern, und zwar die gefährlichste.

Sforzettani. Aber warum wollen Sie mir gerade in Betreff der Patagonischen Riesen Aberglauben vorwerfen?

Benchiara. Weil man eben nicht sehr nachzudenken braucht, um das Uebertriebene und Unstatthafte, das in den Berichten liegt, welche uns Magellan von ihnen gegeben hat, einzusehen.

Sforzettani. Das läuft auf das hinaus, was Siollo gesagt hat.

Benchiara. Sie irren. So ungläubig bin ich nicht, daß ich Magellan geradezu für einen Lügner halten sollte. Aber ich kenne auch den diesem Seefahrer eignen Hang zum Wunderbaren zu genau,

ich weis sehr gut, daß die Natur keine Sprünge macht, und alles vermeidet, was gegen die unveränderlichen Gesetze ist, denen sie folgt. Ich hüte mich aus Gründen, die mir Vernunft und Erfahrung darbieten, abergläubisch zu seyn. Nur soviel gebe ich Magellan zu, daß die Patagonier, die ein ziemlich warmes Land bewohnen, höchstens etwas größer seyn können, als wir, die Bewohner kälterer Erdstriche, weil Kälte die Körper zusammenzieht, Wärme sie aber ausdehnt, und weil vielleicht noch besondre Ursachen bei ihnen eintreten können, die das Wachsthum befördern *). Ich halte mich also, wie sie sehen, von Unglauben und Aberglauben gleich weit entfernt.

*) Neuere Reisende berichten wirklich, daß die Patagonier nur um etwas weniges länger sind, als die Europäer.

Sforzettani. Sie mögen Recht haben. Aber glauben Sie nicht, daß der Unglaube von höchst verderblichen Folgen ist?

Benchiara. Unglaube und Aberglaube sind sich in ihren Folgen ziemlich gleich. Beide entehren uns, indem sie verrathen, daß wir nur den Eindrücken folgen, welche Außendinge auf unser Gemüth machen, und die Vernunft ungenützt in uns ruhen lassen. Der Unglaube bewahrt uns freilich vor tausend Täuschungen, und vor dem Schmerze, der sich unser bemächtiget, wenn wir finden, daß eine Freude, in deren Genuß wir uns lange glücklich fühlten, ein bloßer Traum, ein Betrug war, aber er macht auch, daß wir tausend Freuden, weil wir ihre Möglichkeit bezweifeln, entbehren müssen, während andere Weisere sich damit sättigen. Der Aberglaube macht, daß wir hundertmal betrogen

werden; er macht, daß wir, wie die Kinder, an Dingen ein Vergnügen haben, die nirgends zu finden sind; er täuscht uns mit Hoffnungen, welche, wenn wir nach ihnen greifen, wie leichter Nebel zerfließen, und läßt Schaam und Unwillen und Gram in unserm Herzen zurück; er erfüllt unser Herz oft mit grundloser, leerer Furcht, und raubt uns jene Ruhe, jene Gleichmuth, die das Glück unsers Lebens ausmacht. Beide sind unsrer Tugend im höchsten Grade nachtheilig. Der Ungläubige hilft seinem leidenden Bruder nicht, weil er seine Klagen für Verstellung hält, und in der Schilderung seines Elends Uebertreibung findet; der Abergläubische eilt mit Thränen im Auge herbei, um ihn zu retten, aber der Weg, den er einschlägt, führt nicht aus dem Abgrunde, worin jener seufzt; er glaubt Oel in seine Wunden zu gießen, und der kurzsichtige Thor weis es nicht, daß er

scharfe Lauge in seinen Händen hält, welche den Schmerz des armen Dulders noch vermehrt. Der Ungläubige und der Abergläubische vernichten auf gleiche Weise ihr Glück, und das Wohl der Ihrigen, jener indem er die besten Mittel, es zu erhalten, aus Zweifelsucht unbenutzt läßt, dieser, indem er den rechten Mitteln zur Befestigung desselben, ihren Werth abspricht, und dagegen von ganz kraftlosen und unmächtigen Dingen Hülfe erwartet.

Es ist nicht zu leugnen, daß Benchiara, als er so sprach, vorzüglich Sforzettani selbst im Sinne hatte. Die Aeltern dieses Mannes, der jetzt schon dem Greisenalter ziemlich nahe war, hatten sich in der Erziehung ihres Sohnes großer Fehler schuldig gemacht. Sie waren den Vergnügungen, an welchen Venedig so reich ist, nachgegangen, und hatten einstweilen den Knaben unter abergläubischen Bedienten

zurückgelassen, die ihm durch allerhand abentheuerliche Erzählungen von Hexen und Gespenstern zwar die Zeit verkürzten, aber auch eben dadurch den Unsinn, welchem sie selbst in vollem Ernste behaupten konnten, in seine junge Seele übertrugen, und seine Begriffe für die ganze Lebenszeit verfälschten. Sein ziemlich rauher Vater hatte den Grundsatz, daß ein Edelmann kein Gelehrter zu seyn brauche, und verabsäumte es daher, ihm in den Wissenschaften den nöthigen Unterricht geben zu lassen; blos die Kenntniß religiöser Wahrheiten hielt er für unentbehrlich, und ein alter Dominikanermönch erhielt daher den Auftrag, sie dem jungen Sforzettani beizubringen. Allein da dieser Alte alles, was Aufklärung hieß, haßte, und ganz an den Menschen-Satzungen hieng, wodurch die christliche Lehre noch vor einigen Jahrhun-

derten entstellt war: so lehrte auch er ihn statt ächter Religion nur religiösen Aberglauben, und so traf denn alles zusammen, um dem Geiste Sforzettani's eine verkehrte Richtung zu geben.

Er konnte sich von den Folgen einer solchen Verwahrlosung nie ganz losmachen. Sogar da, wo er vernünftig zu handeln wähnte, fiel er in seinen alten Aberglauben zurück, und seine Tugend selbst wurde dadurch zum Fehler, seine Werke der Liebe arteten, ohne sein Wissen, in Handlungen der Lieblosigkeit aus. Es war ihm freilich unangenehm, daß ihm Benchiara so bittre Wahrheiten unter das Gesicht sagte — denn daß es Wahrheiten waren, muste er sich mit einem leisen Seufzer selbst gestehen — aber er durfte seine Empfindlichkeit gegen den alten Hausfreund nicht merken lassen, besonders da ihm dieser erst vor we-

nig Tagen einen Prozeß gewonnen, und ihn dadurch in den Besitz einer nicht ganz unbeträchtlichen Erbschaft gesetzt hatte.

So sehr es sich aber auch Benchiara hatte angelegen seyn lassen, ihm die gefährlichen Wirkungen seines Fehlers vor Augen zu stellen: so überzeugte ihn doch schon auf dem Rückwege nach Hause ein Vorfall, daß es schwer, ja fast unmöglich sey, einen unter abergläubischen Vorstellungen alt gewordenen Mann von albernem Wahne zu heilen. Während nämlich der Nobile schweigend und über das Gehörte nachdenkend neben ihm hergieng: so redete ihn ein alter Mann, das Haupt entblösend, mit den Worten an:

„Signor, *) mein Weib ist mir gestorben. Ich bin arm und elend, und soll es morgen begraben lassen. Ach erbarmen Sie sich meiner, wie sich schon mehrere Men-

*) Signor, d. i. Herr.

schenfreunde meiner erbarmt haben. Unterstützen Sie mich mit einem Lire! *) Gott lohnt jede gute That!"

Der Nobile ward innig gerührt. Dem Drange seines ädlen Herzens folgend, griff er in die Tasche, um den Armen zu erfreuen. Von welchem frohen Erstaunen wurde der letztere ergriffen, als er ein Goldstück zwischen den Fingern des Gebers blinken sah. „O Gott! seufzte sein dankbares Herz, durch die Freigebigkeit dieses Mannes werde ich auf einmal geborgen seyn!"

Er hatte sich geirrt. Eine Anwandlung von Güte, wie sie Sforzettani oft empfand, hatte das Goldstück wirklich für ihn bestimmt, allein der Aberglaube raubte es ihm wieder. Es gieng ein Benediktinermönch vorbei, gerade in dem Augenblicke,

*) Eine Venetianische Lira hält nach unserm Gelde ungefähr drei Groschen.

als der vermeinte Wohlthäter ihm die Gabe in die Hand drücken wollte. Dies änderte plötzlich Sforzettani's Entschluß. Zwar behielt er noch immer den Willen wohlzuthun, aber er glaubte eine bessere Art der Beglückung gefunden zu haben. Er wandte sich zu dem Mönche, und sprach, indem er ihm den Dukaten reichte: „Ehrwürdiger Vater, erflehen Sie dafür der verewigten Gattinn dieses Mannes durch einige Seelenmessen *) das Erbarmen Gottes und die Freuden der Seeligkeit!“

Der Arme wich betroffen zurück. „Ach, sprach er, sie ist glücklich, denn sie war gut. Nur ich bedurfte des Trostes.“

Benchiara nahm ihn, um ihn den letztern nicht zu versagen, bei Seite, schenkte

*) Seelenmessen sind eine besondre Art von Fürbitten für die Seelen der Abgeschiedenen, welche in der katholischen Christenheit eingeführt sind.

ihm einige Lire, und sprach: „nimm und schweig!“

Im Fortgehen sagte Sforzettani: „Dem alten Mann schien meine Güte nicht einmal Freude zu machen.“

Benchiara. Sie äuserte sich freilich auf eine Art, die seinen Erwartungen nicht entsprach. — Lassen Sie uns aufrichtig seyn, Signor! Sie fielen in den Fehler, von welchem wir so eben gesprochen haben.

Sforzettani. Ich erstaune. Halten Sie unsre Fürbitte für die Ruhe der Abgeschiedenen für Aberglauben?

Benchiara. Das nicht. Sie zeigt von Liebe, von Wohlwollen, von Vertrauen auf die Vaterhuld des Himmels. Aber die Pflichten gegen Todte müssen uns nie die Pflichten gegen die Lebenden vergessen machen. Nicht darinn, daß Sie sich eines Todten annahmen, sondern daß Sie dies

zur Unzeit thaten, daß Sie aus Eifer für eine Seele, die in Gott allein ihren Fürsorger hat, einen Lebenden, auf dessen Hülfe es eigentlich abgesehen seyn mußte, so ganz verabsäumen konnten, darinn zeigte sich ihr vornehmster Aberglaube.

Sforzettani wollte ihm widersprechen, Benchiara aber fuhr fort: „Sie verbanden damit noch einen andern. Wenn eine Fürbitte für die Todte nöthig war — warum unterzogen Sie sich derselben nicht selbst? Warum muste sie schlechterdings durch einen dritten geschehen, und zwar für Bezahlung?

Sforzettani. Weil dieser ein vorzüglich guter Mensch seyn soll. Sein Stand bringt das mit sich.

Benchiara. Wenn Sie gesagt hätten, weil er zu dieser Art von Beschäftigungen mehr Kenntnisse, Geschicklichkeit und Zeit hat; so würde ich nichts dagegen

haben. Aber sittlich gute Handlungen von einem andern für sich verrichten zu lassen, heißt oft nur soviel, als die Mühe scheuen, sie selbst zu verrichten, oder verräth ein unzeitiges Mistrauen in eigne Kraft. Zu Werken der Gelehrsamkeit oder der Kunst mag der eine geschickter seyn, als der andere, aber zu Werken der Tugend haben wir alle einen gleichen Beruf, und wenn der Wille da ist, sie zu begehen: so ist das gut. Das Schöne, das Gefällige, womit wir sie immerhin vor den Augen der Welt begleiten mögen, hat vor Gott keinen Werth. Das Gebet aus dem Munde des Laien *) ist ihm, wenn es gleich in minder schönen Worten abgefaßt ist, eben so angenehm, als das des Geistlichen, und keiner ist vorzüglich ausersehn, sich mit ihm

*) Lain heißen in der katholischen Kirche alle diejenigen, welche nicht geistlichen Standes sind.

zu unterhalten. Sie konnten also ihren Dukato dem Armen geben, und dabei noch immer einige stille, nicht mit Geld bezahlte, und darum innigere, reinere Wünsche für das ewige Wohl seiner Gattinn thun.

Als Sforzettani in seiner Wohnung ankam: so fand er sie völlig leer. Seine dreizehnjährige Tochter Hortensia hüpfte ihm bei seinem Eintritt entgegen, und rief: „ist es so nach Ihrem Wunsch, bester Vater?“ — „Völlig!“ war seine Antwoet, die er ihr mit einem Kusse gab. Was hält uns nun ab, fuhr er fort, schon diese Nacht in unserm Eigenthume zu schlafen?

Um dies zu verstehen, muß man wissen, daß die Erbschaft, welche Sforzettani zugefallen war, in einem ziemlich schönen Hause zu Venedig, in einer reizenden Villa *)

*) Villa's heißen die Landhäuser der Reichen in Italien, die gewöhnlich sehr schön gebaut,

und in einigen wenig beträchtlichen Kapitalien bestand. Der unbemittelte Nobile war dadurch, wenn auch nicht zu einem reichen, doch zu einem wohlhabenden Manne geworden. Von dem Beziehen des Hauses war jetzt die Rede. Es war in einem üblen Ruf. Seit ein gewisser Officier sich darinn entleibt hatte, sollte ein gräßlicher Poltergeist darinn sein Wesen treiben. So sehr auch dem furchtsamen Sforzettani bei dem Gedanken, von Gespenstern verfolgt zu werden, die Haare zu Berge standen, so machte doch die Aussicht, nicht länger von eigensinnigen und griesgrämischen Hauswirthen abhängig seyn zu dürfen, daß er

und reizend gelegen sind. Es gehören nicht immer Ländereien zu denselben, wie zu unsern Landgütern. Man bringt den Sommer auf denselben zu, und oft sind sie der Schauplatz großer Schwelgerei.

mit dem Einziehen in dasselbe eilte, indem er sich nicht nur damit tröstete, daß das Spucken nur in dem einen Zimmer, wo der Selbstmord vor sich gegangen, war, statt finde, sondern auch noch überdies einen herzhaften Mann in seine Dienste genommen hatte, der neben ihm schlafen, und ihn gegen alle Anfälle der bösen Geister vertheidigen sollte.

Hortensia hatte dem Vater eine unverhoffte Freude gemacht, und das nicht sehr zahlreiche Geräth während seiner Abwesenheit in die neue Wohnung schaffen lassen. Beide folgten nun selbst, um zum ersten Male darinn zu schlafen. Vor Schlafengehen sagte Sforzettani noch zu seiner Tochter: „merke wohl, Kind, auf das, was Dir diese Nacht träumen wird! Was man in der ersten Nacht, die man in einer neuen Wohnung zubringt, träumt, das ist von

jeher für wichtig gehalten worden.“ So sagte der abergläubische, und nahm sich, als er sich zur Ruhe begab, selbst vor, auf seinen Traum zu merken. Dies war zugleich die Probenacht für Giakomo — so hieß der neue Diener, — der neben das Nachtlicht auf dem Tischchen am Bette zwei blanke Säbel und eben soviel geladene Pistolen nebst einem Gebetbuch legen muste. Sein Herr, der sich einige Stunden auf seinem Lager wälzte, ehe ihn die Angst einzuschlafen verstattete, und dem es bei dem geringsten Geräusch, welches er vernahm, glühend heiß über den Leib lief, unterließ nicht, ihn einigemale zu rufen, um zu sehen, ob auch sein Schlaf leise genug, und auf seine Munterkeit im Falle der Noth hinlänglich zu rechnen sey.

Wie froh war am andern Morgen der Nobile, als er bei'm Erwachen sich noch

ganz unversehrt auf demselben Lager fand, auf welches er sich in der vorigen Nacht gelegt hatte! Wie froh war er, als er sich noch überdies erinnerte, wirklich einen Traum gehabt zu haben, und zwar sogar am Morgen, indem ihm dabei die oft gehörte Meinung vorschwebte, daß Morgenträume am gewissesten in Erfüllung giengen. Der Traum schien übrigens so wenig dunkel zu seyn, daß die Deutung sehr bald gemacht war. Es war ihm, als wenn die Göttinn des Glücks in sein Zimmer träte, und ihm einen Haufen kleiner Papiere hinwürfe, die sich bald darauf in Klumpen schimmernden Goldes verwandelten, zwischen welchen er selbst mit freudigen Blicken und in einander geschlagenen Armen auf- und niederwandelte.

Während er darüber nachdachte, trat Benchiara ein, um zu sehen, wie er sich in seiner neuen Behausung eingerichtet habe.

Nach einigen gleichgültigen Gesprächen, die sie mit einander geführt hatten, erschien auch Hortensia in der Absicht, dem Vater ihren Morgengruß zu bieten. Der letztere, an dessen Lippen sie lange hieng, fragte sie endlich: „nun, Kind, was hat Dir denn geträumt?“

„Wenn ich träume, antwortete die Gute, so träume ich von Ihnen, mein Vater. Noch in der verwichenen Nacht war es mir, als wenn ich Sie recht glücklich sähe. Ach wären Sie es doch! Ich würde es dann unfehlbar auch seyn!“

Benchiara wurde durch ihre Unschuld, durch ihre unbegränzte Liebe, durch das Gemüthliche in ihrer Antwort gerührt. Als sie sich wieder entfernt hatte: so sprach er zu Sforzettani:

„Signor, Hortensia verlohr ihre Mutter frühzeitig. Es ist für ein junges Mädchen ein großes Unglück, wenn es seine müt-

terliche Leiterinn verliert. Auf Ihnen liegen um so größere Pflichten, da sie in dem Vater auch die Mutter vereinigen sollen. Das Mädchen ist so schön und so gefühlvoll. Vergessen Sie ja nicht, einen Theil dessen, was ihnen die Vorsehung gegeben hat, auf ihre sorgfältige Ausbildung zu verwenden!"

Sforzettani. Ich würde mir große Vorwürfe machen, wenn das nicht schon geschehen wäre.

Benchiara. Gleichwohl gestehe ich Ihnen, daß ich noch manches an ihr vermisse, was man heutiges Tages von einem gebildeten Frauenzimmer fordert.

Sforzettani. Ich merke, wo Sie hinauswollen, und sage Ihnen, daß ich die neuere Erziehung von ganzem Herzen hasse. Ich halte es mit den Alten, die wahrhaftig vernünftigere und bessere Leute waren, als die Neuern.

Benchiara. Das ist ein Vorurtheil.

Sforzettani. Was nennen Sie ein Vorurtheil?

Benchiara. Ein Urtheil, welches man über eine Sache fällt, noch ehe man mit dieser selbst recht bekannt ist. So lange man es hegt, kennt man die Wahrheit gar nicht, oder doch nicht gründlich, wenn man gleich sie zu kennen sich schmeichelt. Solche Vorurtheile haben, wenn sie sich in unserm Herzen eingenistet, und Einfluß auf unsre Handlungen erhalten haben, die traurigsten Folgen, denn es ist leicht begreiflich, daß der, welcher die Wahrheit nicht kennt, auch nicht der Wahrheit gemäs handelt, und sich von Tugend und Glück immer weiter entfernt. Das sehen Sie jetzt in ihren eignen Angelegenheiten. Denn es ist nur zu sehr zu fürchten, daß wenn Sie den traurigen Wahn, nach wel-

chem alles Vernünftige und Gute nur bei den Alten zu finden seyn soll, noch länger beibehalten, für die Bildung Ihrer Tochter soviel wie nichts geschehen wird.

Sforzettani. Hab' ich denn nicht Recht? Hiengen denn die Alten nicht fester an Religion und guten Sitten, als die Neuern mit allem ihrem vielen Wissen?

Benchiara. Wenn Sie damit sagen wollen, daß die Alten mehr auf religiöse Gebräuche, die das Herz kalt und unverändelt ließen, hielten, daß sie sich im Reden und Schreiben häufiger solcher Ausdrücke bedienten, die aus der Religion genommen sind, daß sie die Namen Gott und Jesus u. a. öfter im Munde führten, und ihrem Thun und Lassen mit einem Worte einen religiösern Anstrich gaben: so haben Sie vollkommen Recht. Das alles unterlassen freilich die Neuern; sie tragen, wenn ich mich so ausdrücken darf, ihre religiösen

Gefühle weniger zur Schau, weil sie wissen, daß Religion kein buntes Kleid ist, womit man in den Augen der Welt prunken oder Staat machen soll, sondern lediglich als eine in stiller Verborgenheit strömende Quelle, woraus jeder soviel Trost und Hoffnung schöpfen soll, als er vermag, und also als die eigne Angelegenheit jedes Menschen angesehen werden müsse. Damit will ich keineswegs leugnen, daß jetzt bei vielen eine tadelnswürdige Kälte gegen die Religion herrsche, doch diese wird nicht immer dauern; sie ist ein Fehler des Zeitalters, der vorüber gehen wird, und die Wahrheit, d. i. die vollkommenste Uebereinstimmung unserer Begriffe mit dem Wesen und dem Werthe der Dinge, kann zwar durch Aberglauben, Leichtsinn und tausend andre Fehler verdunkelt werden, aber sie muß, weil jeder Mensch sie zu lieben von Natur gezwungen ist, weil die Erkenntniß derselben eben so

unverrückt, der Zweck unserer Vernunft, als Tugend der Zweck unseres Willens bleibt, endlich durchdringen und siegen.

Sforzettani. Und die Sitten der Alten?

Benchiara. Waren nicht so rein, als sie glauben, ob sie es gleich, eben weil sich das Laster vor der Welt in den Mantel der Religion verbarg, zu seyn schienen. Man glaubt Tugend bei ihnen zu erblicken, und man erblickt häufig nur Schein, Heuchelei frömmelnde Sittenlosigkeit. Ich rechne das meinem Zeitalter eher zur Ehre, als zur Schande an, daß der Lasterhafte, der Bösewicht mich nicht erst durch die Larve der Frömmigkeit täuschen will, sondern lieber offenbar den Gesetzen der Tugend Hohn spricht. Er zeigt mir doch wenigstens, daß er, während er zu schwach ist, seinen Leidenschaften zu widerstehen, im Innersten, die dem Menschen angeborne Achtung ge-

gen Tugend hegt, die ihn hindert, sie durch Heuchelschein herabzuwürdigen. Uiberdies wer mag es leugnen, daß die Alten roh in ihren Genüssen, äuserst selbstsüchtig im Umgange mit andern, grausam gegen ihre Feinde waren. Wenn sie ja mehr Tugenden zeigten, als unsere Zeitgenossen: so muß man auch bedenken, daß sie, da bei ihnen der Luxus noch nicht so hoch gestiegen, und die Bedürfnisse noch nicht so vervielfältigt waren, auch weniger Reiz zum Bösen hatten. Wo aber kein Reiz zum Bösen statt findet, da erkennt man auch keinen festen Willen des Guten, und nur dieser ist Tugend *).

Sforzettani. Eben darauf arbeite ich hin. Hortensia soll keine Veranlassung zum Bösen haben.

*) Wir werden in der Folge dieses Werks Gelegenheit haben, noch einmal auf diese Sätze zurückzukommen.

Benchiara. Sie erziehen demnach eine Betschwester in ihr, die, unerfahren in allem, was der Erfindungsgeist der Menschen zum Glücke des Lebens hervorgebracht hat, ihrem künftigen Gatten wenig selige Augenblicke gewähren, und ihren Kindern ebenfalls nur die einseitige Erziehung, die sie erhielt, geben wird. Wer leugnet es, daß Religion die wichtigste Wissenschaft für andere sey? Aber man muß sie nicht für die einzige halten, die den Werth eines Menschen bestimmt. Ein blos religiöser Mensch ist in Eintracht mit sich selbst, aber er ist noch nicht einmal tugendhaft, weil sein ungebildeter Verstand die Mittel zur Tugend nicht kennt, geschweige daß er nützlich und beglückend für die Gesellschaft, in welcher er lebt, seyn könnte. Am besten ist, wenn man in seiner Handlungsweise weder den Alten noch den Neuern, blindlings folgt, sondern mit weiser Auswahl nur das Gute,

das man überall findet, es sey alt oder neu, nachahmt und befolgt.

So bekämpfte Benchiara das Vorurtheil hartnäckig, weil er das für Pflicht jedes ädleren Menschen hielt. Die Miene des Nobile, der das Gewicht seiner Gründe fühlte, aber zu ängstlich war, um von eingewurzeltem Aberglauben abzugehen, war sehr finster geworden. Benchiara versuchte es, ihn durch die Nachricht aufzuheitern, daß in dem Stadtviertel, in welchem er wohne, der Posten eines Armenvorstehers erlediget sey, indem er hinzusetzte, daß er sich um denselben bewerben solle. Dies gelang auch nach Wunsch.

Als sich Benchiara entfernt hatte: so kam Sforzettani auf seinen Traum zurück, der ihm während der ganzen Unterredung vorgeschwebt hatte. Gewiß war es Hortensia's Wille nicht gewesen, ihren Vater in seinem Aberglauben zu bestärken, gleichwohl

fand er in dem Traum, den sie gehabt zu haben vorgab, eine Bestätigung seines eig-
nen. „Ich werde also glücklich seyn, sprach er. Wohlan, ich will den Wink, den mir mein Traum gegeben hat, befol-
gen. Was kann unter den Papieren, die die Glücksgöttinn vor mir hinwarf, anders zu verstehen seyn, als das Papiergeld, womit unsere bedrängte Republik ihre Gläubiger zu bezahlen genöthigt ist. *) Es ist wahr,

*) Wenn ein Staat in Geldverlegenheit ist: so hilft er sich oft damit, daß er Papierzeddel statt baaren Geldes ausgiebt, auf welchen der Werth, welchen sie haben sollen, bemerkt ist. Zugleich macht er sich verbindlich, dieselben in bessern Zeiten gegen Metall wieder einzu-
tauschen. Da aber klingende Münze jedem lie-
ber ist, als Papier, so sträuben sich auch viele dies Papiergeld anzunehmen, und wenn sie es thun: so nehmen sie es wenigstens nicht zu seinem vollen Werthe. Besonders geschieht dies, wenn die bessern Zeiten, auf welche der

es ist tief in seinem Werthe gesunken, weil die Einwohner glauben, daß die Regierung noch nicht so bald im Stande seyn werde, es gegen klingende Münze einzutauschen. Die Thoren! Wenn sie wüsten, was ich weis, sie würden die Sache gescheuter anfangen. In kurzer Zeit wird der Staat wieder einen Vorrath von baarem Gelde haben, und dann das Papier zu seinem vollen Werthe einlösen. Jetzt kauft man ein Papier, dem der Staat einen Werth von hundert Zecchinen *) gegeben hat, weil die Leute kein Zutrauen haben, für nicht mehr als vierzig. Wenn nun der Staat anfangen wird, seine Gläubiger mit Silber zu bezahlen: so wird man an jedem Papier von hundert Skudi sechzig gewinnen. Der

Staat hofft, sehr zweifelhaft und ungewiß sind, oder wenn er mehr Paviergeld ausgiebt, als er im Stande ist, einzulösen.

*) Eine Zecchie gilt 22 Lire oder 2 thl. 18 gr.

Traum hat ganz Recht, dann wird sich das Papier in Gold verwandeln. — Es ist sonderbar, daß ich gestern schon die nehmlichen Gedanken gehabt habe, die der Traum aufs neue in mir rege gemacht hat. — Ich werde alles baare Geld, das ich vorräthig habe, gegen Papiergeld vertauschen."

Er gieng nun, sich um das erledigte Armenvorsteheramt zu bewerben. Das Zutrauen, welches man zu seiner Redlichkeit hatte, und die Empfehlungen einiger Freunde machten, daß er es wirklich erhielt. Dieses angenehme Ereigniß galt ihm als ein Beweis mehr, daß alles, was ihm in den ersten Stunden seines Aufenthalts in der ererbten Wohnung widerfahren sey, zu seinem Glück ausschlagen müsse. Sich darauf stützend säumte er nun keinen Augenblick länger, für all das baare Geld, welches er vor der Hand entbehren konnte, Staatspapiere einzuwechseln.

Jezt unterhielt er sich lange mit schönen Hoffnungen. Ein unangenehmer Vorfall, der ihn plötzlich aus seiner Ruhe riß, drohete sie alle vernichten zu wollen. Giakomo brachte eines Tages ein gemeines Weib in sein Zimmer, die sich für eine Wahrsagerin ausgab. Sie kam dem Nobile sehr gelegen, und er erinnerte sich sogar, daß er dieselbe Frau schon einst vor zwanzig Jahren um seine künftigen Schicksale befragt, und Nachrichten von ihr erhalten habe, die seiner Meinung zufolge nicht unerfüllt geblieben waren. Er lies sie also erst aus ihrer Karte bestimmen, was seine Tochter, an deren Wohlergehn seinem Vaterherzen wirklich viel lag, in der Zukunft zu erwarten habe? Mit wichtiger Miene, und an die Nase gelegtem Zeigefinger sagte sie endlich, was Personen ihrer Art gewöhnlich sagen, weil ihr Verstand zu beschränkt ist, um in ihre Lügen eine

große Mannigfaltigkeit zu legen, daß sich um Hortensia's Hand einst viel Jünglinge bewerben würden, daß sie einen reichen und vornehmen Gatten erhalten würde u. dergl. Das Weib schien seine Wünsche zu wohl errathen zu haben, als daß sein Zutrauen zu ihrer Kunst nicht noch mehr hätte zunehmen, und daß er sie nicht um sein eignes Schicksal hätte fragen sollen.

Sie mischte ihre Karten auf's neue, und breitete sie auf dem Tische aus. Sie schien endlich in ein tiefes Nachdenken zu versinken, aus welchem sie mit einem Seufzer erwachte. Sie schüttelte bedenklich den Kopf, und mischte, ohne ein Wort zu sagen, die Karten noch einmal. Dasselbe Geberden, dieselben Bedenklichkeiten, wie vorher. Das Gaukelspiel wird zum dritten Male vorgenommen, und der Nobile folgt mit ängstlichen Blicken jeder Bewegung der Seherinn. Verlegen fordert sie endlich eine Tas-

se mit Bodensatz von dem letzten Kaffee: Man bringt sie ihr. Sie wühlt darinn herum, sie sinnt, sie führt einige von den schwarzen Körnchen näher zum Auge, und sinnt wieder. Sie bittet endlich den Nobile, ihr seine Hand zu reichen, in welcher sie alle Linien und Züge sorgfältig zu untersuchen scheint. Mit einem neuen Seufzer läßt sie dieselbe endlich fahren, ergreift ihre Karte, und will fort. Der erschrockene Nobile tritt ihr in den Weg. „Es sey, was es wolle, spricht er, ich muß es wissen.“

„Ach Gott! — wenn Ihnen Ihre eigne Ruhe lieb ist: so verschonen Sie mich, Signor!“

Sforzettani. Ich weis schon zu viel, als daß jene Ruhe in mir noch fortdauern könnte. Heraus mit dem übrigen!

Wahrsagerinn. Ich darf nicht.

Sforzettani. Ich will alles wissen.

Wahrsagerinn. Nun dann! Sie

zwingen mich! — Sie werden das Glück Ihrer Tochter nicht erleben.

Sforzettani. Nicht? — Und mein Todestag?

Wahrsagerinn. Ist nicht fern. — Fürchten Sie den heiligen Athanasiustag! *)

Sie eilte fort, und überließ den Nobile allen den Quaalen, in welche ihn der Gedanke eines so nahen Todes versenkte. Angst, Entsetzen, Liebe zu Hortensia, Jammer bestürmten ihn wechselsweise, und zermalmten sein Inneres. Er gieng mit starken Schritten im Zimmer auf und nieder, er rang die Hände, er warf feuchte Blicke gen Himmel, und seine krampfhaft verzo-

*) Athanasius war ein Lehrer der christlichen Kirche, der im vierten Jahrhunderte lebte, und sich durch seine Streitigkeiten und seinen Starrsinn viel unangenehme Schicksale zuzog. Ihm zu Ehren führt ein Tag im Kalender seinen Namen.

genen Lippen schienen Gott fragen zu wollen: „warum thust du mir das?“ Hortensia kam, und entdeckte sogleich den Gram, der auf den Runzeln der väterlichen Stirn schwebte — denn wer entdeckt die Veränderungen, die in unserm Gemüthe vorgehen, schneller, als Herzen, die von Liebe gegen uns erfüllt sind? Sie forschte nach der Ursache. Er brach in Thränen aus, und drückte sie schluchzend in seine Arme. Sie weinte mit, und forschte auf's neue. Er seufzte tief, und lehnte schweigend sein Gesicht an ihre Wange.

Von diesem Tage an wurde er düster und in sich gekehrt. Er kam selten und nur auf kurze Zeit zu Tische, er genoß wenig; er war den ganzen Tag auf seinem Zimmer, wo er in Gedanken vertieft saß, und der Diener hatte strengen Befehl, niemand vor ihn zu lassen. Häufig fand man ihn betend. Seine Tochter war beküm-

merk, weil der Vater bekümmert war, und die Schwermuth, die sie über seinen Zustand empfand, bleichte die Rosen ihrer Wangen. Dennoch verhehlte sie es ihm, wie sehr sie litt, und erzwang in seiner Gegenwart ein Lächeln, das ihn erheitern sollte, aber nichts ausrichtete.

Benchiara war durch seine Geschäfte verhindert worden, Zeuge von dem allen zu seyn. Länger als ein halbes Jahr hatte er Sforzettani's Zimmer nicht betreten. Ein Zufall hatte zwar einmal den Vorsatz in ihm erregt, einen Besuch bei dem Nobile abzustatten, allein Zerstreuungen aller Art hatten ihn desselben auch bald wieder vergessen gemacht. Er war nehmlich vor Siollo's Handlung vorbeigegangen. „Ein Wort! hatte ihm dieser gerufen, was sagen Sie denn zu dem Aberglauben unsers Nobile, den er neulich im Gespräch auf dem Markusplatze an den Tag legte?"

Benchiara. Was soll ich sagen? — Er mißfällt mir.

Siollo. Der Thor! Hört' er wol auf Vorstellungen?

Benchiara. So machen es alle diejenigen, mit welchen Wahn und Vorurtheile alt geworden sind.

Siollo. Hören Sie nur! Weil er meine Gründe nicht gelten lassen wollte: so habe ich mich dazu verstehen müssen, ihn durch die Sache selbst zu überzeugen, daß es albern ist: sich nur auf die Aussage anderer zu verlassen, und nicht selbst zu urtheilen.

Benchiara. Wie haben Sie das angefangen?

Siollo. Ich habe ihm' eine 'alte Wahrsagerinn auf den Hals geschickt, die ihm in allem Ernste den Tag anzeigen muste, an welchem er sterben wird.

Benchiara. Das haben Sie nicht gut gemacht.

Siollo. Warum?

Benchiara. Er wird ihr glauben.

Siollo. Er müste thöricht seyn, wenn er nicht gleich im ersten Augenblicke eingesehen haben wollte, daß sich Sachen dieser Art gar nicht vorausbestimmen lassen.

Benchiara. Sie kennen diesen Mann nicht. Er wird ihr glauben, und in die lebhafteste Unruhe versetzt werden.

Benchiara hatte sich wirklich vorgenommen, zu sehen, wie es in dem Hause des Nobile stehe, allein seine Geschäfte, und einige Reisen, die ihn lange von Venedig entfernten, machten, daß er nicht nur diesen Vorsatz, sondern das Gespräch mit Siollo selbst aus der Acht ließ. Als er endlich zurückgekehrt war, und Sforzettani mehrere Male vergeblich auf dem Markus-

platze gesucht hatte: so begab er sich zu ihm.

Wie groß war sein Entsetzen, als er den Nobile bleich und fast bis zum Gerippe abgezehrt, und seine Tochter weinend ihre Wange an seine Brust lehnen fand! „Um's Himmels willen, Signor, was ist Ihnen?“ fragte er, und wich einige Schritte zurück.

„Wir werden uns bald trennen,“ war die Antwort des Entkräfteten, indem er ihm die dürre, knöcherne Hand reichte.

Es dauerte lange, ehe sich Benchiara der sich neben ihm auf dem Sopha niederließ, von seinem Schrecken erhohlte. Er forschte nach der Ursache seines Uibelbefindens. Vergebens. Auf alle Fragen, die er an ihn richtete, erfolgte blos ein langsames: „ich sterbe,“ das nur einmal mit der Bitte: „dringen Sie nicht in mich!“ abwechselte. Er zog die trostlose Hortensia bei Seite, und fragte sie, was ihren Vater

in diesen traurigen Zustand versetzt habe. Aber auch sie hatte das, alles Bittens ungeachtet, nie von ihm erfahren können. Doch bestärkte sie seinen Argwohn, daß der Sitz des Uibels nicht im Körper, sondern in der Seele zu suchen sey, und bedeutete ihn, daß er den Beistand eines Arztes von jeher ausgeschlagen habe. „Der ist hier auch nicht nöthig, sprach er, denn wie ich sehe, muß bei diesem Kranken der Geist geheilt werden, und diesen Dienst kann ihm nur treue, zärtliche Freundschaft erweisen.“

Benchiara blieb nun ganze Tage bei dem Nobile, und da sein Zustand immer bedenklicher wurde: so wachte er mit Hortensia, die ihren Vater durchaus nicht verlassen wollte, auch die Nächte hindurch an seinem Lager. Dadurch gelang es ihm, sich in der Liebe des mit jedem Tage schwacher werdenden Kranken immer fester zu setzen, und öfters wendete dieser den be-

thränten Blick von Hortensia hoffend auf ihn, und drückte ihm die Hand, indem er dabei durch einen Seufzer seinem gepreßten Herzen Luft machte. Hierbei blieb es aber auch. Es kochte in seinem Innern, sein schweres Athmen verrieth deutlich das Verlangen, sich mittheilen zu dürfen, aber seine Furcht, die Besorgnisse seiner Tochter zu vermehren, hielt das Geheimniß zurück, das schon bereit war, seinen Lippen zu entschlüpfen.

Es war an einem Morgen sehr früh, als seine Tochter, ermüdet von den vielen Nachtwachen, den Kopf auf ihre Hand gestützt, in einen leichten Schlummer gesunken war. Des Nobile's Blicke hiengen voll Jammer an derselben; er erhob die matte Rechte, und streichelte ihre gelben Locken. „Armes Kind, seufzte er, heute über vier Tage bist Du eine Waise.“ Hervorstürzende Thränen hinderten ihn, mehr zu sa-

gen. Benchiara, der in einen Winkel trat, und von ihm für abwesend gehalten worden war, fragte sich sogleich: „wie: weis er seinen Todestag so bestimmt?" — Jezt fielen ihm auf einmal die Schuppen von den Augen, und es wurde ihm alles helle. Das Gespräch, das er vor langer Zeit mit Siollo geführt hatte, schwebte dunkel, wie ein Traum, vor seiner Seele. Ohne ein Wort zu sagen, griff er nach Huth und Stock und eilte zu ihm.

„Was haben Sie angerichtet! rief er, als er ihn nach langem Pochen aus dem Schlafe geweckt hatte. Sforzettani stirbt, und Sie werden sein Mörder seyn."

Siollo brach in ein lautes Gelächter aus. „Mich, sprach er, betrügt man so leicht nicht. Wenn Ihr Herren Euch auf diese Art an mir rächen wolltet: so hättet Ihr bedenken sollen, daß Ihr mit einem Manne zu thun habt, der an nichts glaubt."

„Hier ist Unglaube so viel, als Unmenschlichkeit, erwiederte Benchiara in ädlem Zorne, und riß den Säumenden mit sich fort.“

„Wohin?“ fragte dieser.

„Du glaubst nur Deinen eignen Sinnen, antwortete Benchiara. Wohlan, diesmal wird das leicht seyn.“

In wenig Augenblicken traten sie vor dem Bette des Unglücklichen. Siollo schauderte. „Lieber, lieber Freund, sprach er, fassen Sie sich! Die Anzeige Ihres Sterbetags durch eine Wahrsagerinn war ein Scherz, von mir veranstaltet. Diese Erklärung genüge Ihnen, um Ihnen Ruhe und Gesundheit wiederzugeben.

„Habt Ihr mir mein Geheimniß doch endlich abgelauscht?“ fragte Sforzettani mit wehmüthigem Lächeln.

Siollo. Wir hoffen, Sie werden

nun überzeugt seyn, wie grundlos Ihre Furcht ist.

Sforzettani. Ich dank' Ihnen für Ihre Liebe. Aber beruhigen kann sie mich nicht, denn ich kann einer Erdichtung keinen Glauben beimessen.

Siollo und Benchiara bemühten sich, ihm begreiflich zu machen, daß die Wahrsagerinn wirklich von dem erstern und zu dem ganzen Verhalten, das sie beobachtet, abgesendet worden sey, aber er fuhr fort, dies für ein Mährchen zu halten, womit man ihn hintergehen wolle. Jezt machte sich Siollo im Stillen die heftigsten Vorwürfe, und zog dann Benchiara bei Seite, um ihn zu fragen, was in dieser Verlegenheit zu thun sey. Dieser besann sich einen Augenblick, dann sprach er: „es ist mehr, als wahrscheinlich, daß der Nobile am Athanasiustage eine Leiche seyn wird."

Siollo. Freilich, denn die Angst, in welcher er sich befindet, wird ihn nun tödten, so daß die Leute glauben werden, die Wahrsagerinn könne wirklich in der Zukunft lesen, da sie doch ohne diese Angst des Nobile stets eine Lügnerinn geblieben wäre.

Benchiara. Wir müssen ihm also den Gedanken an den Tod, den er nicht los werden kann, zu benehmen, und die daraus entstehende Furcht zu zerstreuen suchen, wenn wir ihn erhalten wollen.

Siollo Daß dies geschehen müsse, liegt am Tage. Aber das Wie begreife ich nicht, da er unsern Vorstellungen kein Gehör giebt.

Benchiara. Lassen Sie das meine Sorge seyn, und versprechen Sie mir: daß sie morgen Nachmittage wieder hier seyn wollen.

Siollo versprach, sich zu rechter Zeit einzufinden. Und nun bereitete Benchiara ei-

nen Schlaftrunk, welchen er dem Kranken eingab. Dieser fiel bald darauf in einen tiefen, festen Schlaf, aus welchem er erst am folgenden Tage gegen Abend erwachte. Um sein Lager hatten sich einstweilen Benchiara und Siollo, und einige andre Freunde versammelt, nur Hortensia fehlte, weil dies gute Mädchen der Verstellung nicht fähig war, die Benchiara von allen Anwesenden forderte. Sobald Sforzettani die Augen öffnete: so erschallte das allgemeine Freudengeschrei: „Er lebt! er lebt! wir sind wieder glücklich!“

Sforzettani rieb sich die Augen, und wuste nicht, wie ihm geschah. „Ganz gut! rief Benchiara, aber wir müssen mit unsern Bemühungen noch fortfahren,“ und nun fiengen zwei Personen an, ihm mit leinenen Tüchern, die mit Weinessig befeuchtet waren, die Schläfe zu reiben. Der Kranke, dessen Verwunderung immer hö-

her stieg, fragte endlich, was dies bedeuten solle?" Um Ihrer Genesung willen, antwortete Benchiara, reden Sie nicht. Ein Mann, der drei Tage und drei Nächte todt war, und den nur die angestrengtesten Bemühungen in's Leben zurückrufen konnten, muß alles, was die Nerven angreift, vermeiden." Sforzettani starrte ihn an. „War ich denn wirklich tod?" fragte er leise. „Sie waren es, fuhr Benchiara fort, seit dem Athanasiustage, aber ein gütiges Schicksal hat sie Ihren Freunden wiedergegeben, und wir werden Sie nun noch eine geraume Zeit in unserer Mitte haben. Hortensia kann ihre Freude nicht fassen." Sforzettani sank auf das Lager zurück, und sagte betend: „o wohl mir und ihr, daß die Prophezeihung der Wahrsagerinn auf keine schlimmere Art in Erfüllung gegangen ist!"

Nachdem man die Posse mit dem Rei-

den noch einige Zeitlang fortgesetzt hatte: so befahl man dem Kranken auf's neue, sich ruhig zu verhalten. Benchiara blieb die Nacht hindurch bei ihm. Er schlief bis an den frühesten Morgen nicht, aber es war nicht mehr die Furcht, die den Schlaf von ihm verscheuchte, es war die Freude, sich vom Tode gerettet zu sehn, welche ihn wach erhielt. Seine Seele fuhr fort an dieser frohen Vorstellung zu hängen, und sie äusserte auch einen solchen wohlthätigen Einfluß auf seinen Körper, daß er, besonders da man zugleich Sorge trug, ihn durch einige nahrhafte Speisen und Getränke zu stärken, bald wieder zu einigen Kräften gelangte.

Zwei Tage nach jener Begebenheit kam der Athanasiustag wirklich. An demselben lies Benchiara niemand zum Nobile, ob dieser gleich ziemlich heiter war, aus Furcht, daß man ihm durch eine Unbesonnenheit die Wahrheit entdecken, und aus seiner

glücklichen Täuschung reißen möchte. Aber gegen Abend, als die Uhr auf dem St. Markusthurm vier und zwanzig schlug, *) und also der ganze furchtbare Tag verlaufen war, hub er an: „Gott sey Dank, er ist nun vorüber, und wir leben noch alle.“

Sforzettani. Wer ist vorüber?

Benchiara. Der Athanasiustag, den wir erst heute gehabt haben.

Sforzettani richtete sich auf, und fragte mit großen Augen: „wie, ihr habt mich hintergangen?“

Benchiara. Theils um Sie von Ihrer Unruhe zu befreien, die Sie wirklich in's Grab gestürzt haben würde, theils um sie zu überzeugen, wie thöricht Ihre Furcht war. Ein andermal hüten Sie sich vor Per-

*) In den meisten Städten Italiens ist es gewöhnlich, daß die Uhren bis auf vier und zwanzig fortschlagen. Die erste Stunde ist des Abends, wenn es bei uns sieben Uhr schlägt.

sonen, die Ihnen die Zukunft vorausſagen; und bedenken Sie, daß es Betrüger ſind, die, um im Müſſiggange ihren Hunger zu ſtillen, oder aus Schadenfreude, oder aus andern Abſichten, Ihnen falſche Hoffnungen vorgaukeln, oder ungegründete Beſorgniſſe erregen. Nur die Vergangenheit iſt der Menſch fähig zu erforſchen; in die Zukunft kann keiner blicken; was über den gegenwärtigen Augenblick hinausliegt, das iſt in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Laſſen Sie ſich die traurige Erfahrung, die Sie gemacht haben, zur Warnung dienen!

Jetzt hüpfte auch Hortenſia herein, und ließ ihrer Freude einen ungehinderten Lauf, denn ſie war nun gegründet und wahr. Wenn ſie gleich nicht, wie ihr Vater, der Prophezeihung einen unbedingten Glauben beimaß: ſo hatte ſie doch gewiſſe ängſtliche Vorſtellungen nicht aus der Seele verban-

nen können, und sie hatte den heutigen Tag wirklich unter bangen Erwartungen verlebt.

Sforzettani lebte nun zwar wieder auf, aber es schien, als hätte er sein Leben mit seinem Glück erkauft. Sein Aberglaube, der nur in einem einzigen Punkte erschüttert, keineswegs aber ganz vertilgt war, fuhr fort, ihm die härtesten Leiden zuzuziehen. Schon zwei Jahr lag das Papiergeld in seiner Geldkasse, und weit entfernt beliebt zu werden, mißfiel es den Venetianern so sehr, daß es noch tiefer unter den Werth herabgesunken war, für welchen er es eingetauscht hatte. Jezt mußten die hintern Theile seines Hauses, die schon seit langer Zeit den Einsturz droheten, neu aufgeführt werden, und er muste sich schlechterdings zu dem kostspieligen Bau verstehen, den er schon zu lange aufgeschoben hatte. Geld aufnehmen wollte er nicht, denn Schulden waren ihm von jeher verhaßt;

es blieb ihm also nichts übrig, als den Bau von seinem Papiergelde zu bestreiten, und dies war nicht möglich, ohne einen beträchtlichen Verlust dabei zu leiden. Er beklagte sich darüber heftig in einem Gespräch mit Benchiara, der ihm aber, wie gewöhnlich, seine Meinung unverholen sagte, und seinen Aberglauben auf's neue verwies.

„Wie konnten Sie doch, sprach er, einem täuschenden Traume so sehr folgen! Es ist wahr, neuere Beobachtungen über den menschlichen Geist haben gelehrt, daß wir in der That ein Vermögen besitzen, die Zukunft in einem gewissen Grade voraus-bestimmen zu können; es ist wahr, daß dieses Vermögen im Schlafe, in welchem der Geist durch keine Störungen der Sinne zerstreut wird, am wirksamsten zu seyn pflegt. Aber dies Vermögen wirkt zu gleicher Zeit so selten, daß man seine Aeuße-

zungen von den gewöhnlichen Träumen, die blos Spiele einer regellosen, durch andere Seelenkräfte nicht gezügelten Einbildungskraft sind, durchaus nicht zu unterscheiden vermag, und zugleich so dunkel und unverständlich, daß wir aus dem, was es uns verworren anzudeuten scheint, schlechterdings keine Grundsätze für unser Verhalten ableiten können. Daher ist es unter allen Umständen thöricht, sich auf Träume zu verlassen, und durch Befolgung dessen, was sie sagen, ein kleines, wenn gleich gewisses Glück für ein großes, aber blos eingebildetes hinzugeben, oder sich um ihretwillen Sorge und Unruhe zu machen. Wenn es Menschen giebt, welche vorgeben, Träume erklären zu können: so sind sie Betrüger oder Betrogene, denn man weis nicht eher, ob ein Traum eine Bedeutung hat, und welches sie ist, als bis

er eintrift. Wer sich durch sie aus seinem Gleise, d. i. aus seiner Lebensweise bringen läst, der vertauscht das Vernünftigere gegen die Unvernunft, die Wirklichkeit gegen den Schein, und ihn müssen nothwendig alle die Uibel treffen, die einen so unbesonnenen Tausch zu begleiten pflegen.

Sforzettani. Aber ich hatte doch am Tage zuvor eben das gedacht, was mir der unglückliche Traum anrieth.

Benchiara. Und dies machte, daß Sie den Traum für eine Bestätigung ihrer Meinung hielten. Darin lag eben der Fehler. Gerade die Erinnerung, daß Sie wachend mit dem nehmlichen Gedanken umgegangen waren, hätte Sie mißtrauisch gegen den Traum machen sollen. Die Seele gleicht einer Saite, die den Ton, welchen man aus ihr hervorlockt, lange nachhallt. Sie, die schlaflose, unermüdete, ewig thätige, pflegt über solche Gegenstände, die sie am

Tage auffaßte, und die einen tiefen Eindruck auf sie machten, im Schlafe fortzudenken, aber da unser Bewußtseyn entweder gar nicht, oder doch nur in einzelnen Zwischenräumen wirkt, und bei weitem nicht jene Klarheit erhält, die ihm im Zustande des Wachens eigen ist: so kömmt es, daß wir die dünnen Bänder, womit unser Geist den einen seiner Gedanken an den andern knüpft, nicht bemerken, und daher oft am Morgen ungereimte Dinge geträumt zu haben glauben, in denen wir gleichwohl den schönsten Zusammenhang wahrnehmen würden, wenn wir unserm Bewußtseyn schlafend einen höhern Grad der Stärke zu geben vermöchten.

Sforzettani. Aber warum hält man denn soviel auf die Träume, die man gegen Morgen hat?

Benchiara. Weil sie die deutlichsten sind. Der Körper ist dann schon durch

einen langen Schlaf beträchtlich gestärkt worden, und das Bewustseyn, das zwar eine Kraft der Seele ist, zu deren Aeusserung sie aber die Beihülfe gewisser Theile des Körpers mehr vonnöthen hat, als zu jeder andern, alsdann die einzelnen Vorstellungen deutlicher unterscheidet. Die abergläubische Achtung der Mogenträume ist zwar sehr alt, und wurde schon bei den Griechen und Römern gefunden, aber, wie Sie sehen, macht sie ihr Alter keineswegs empfehlungswürdig.

Das Stadtviertel, zu dessen Armenvorsteher Sforzettani erwählt worden war, war sehr reich, und die milden Beiträge der Einwohner zur Unterstützung der Nothleidenden, waren zu beträchtlichen Kapitalien angewachsen, von deren Zinsen man die wenigen Armen, die es in diesem Stadtbezirk gab, beköstigte. Es traf sich einst, daß mehrere dieser Kapitalien von den Per-

sonen, denen sie zeither geliehen waren, zurückbezahlt wurden, und bei wem hätte man sie bis zu ihrer weitern Verborgung schicklicher niederlegen können, als bei Sforzettani, der gleich bei der Uebernahme seines Amts durch eine nahmhafte Summe, die man von ihm verlangte, Sicherheit genug für dergleichen Fälle geleistet hatte? Er nahm das Geld in Empfang, und schloß es in eine eiserne Kasse ein, welche in seinem Schlafzimmer in die Wand eingemauert war.

Das Gespenst, welches sein Haus dem Gerücht zu Folge unsicher gemacht, hatte, so lange er es bewohnte, noch nie etwas von sich hören lassen. Jezt fieng es auf einmal an, sein Wesen zu treiben, besonders wenn Giakomo des Abends nicht zugegen war, was sich jezt öfters ereignete. Man hörte Menschentritte im obern Zimmer, oft

entstand ein heftiges Gepolter, zuweilen vernahm man Kettengeklirr, zuweilen auch ein ängstliches Wehklagen. Der furchtsame Nobile verbot es jezt seinem Diener, des Abends auszugehen, und das Spucken unterblieb. Jezt auf's neue beruhigt, gab er Giakomo endlich die Erlaubniß zu einer Reise auf's Land, um welche er ihn lange vergeblich gebeten hatte, weil sie ihn eine Nacht aus dem Hause entfernte.

Sforzettani selbst kehrte an dem Abend, an welchem der Diener abwesend war, spät aus einer Gesellschaft zurück, welcher er beigewohnt hatte. Er fand in seiner Wohnung alles schlafend, eine Magd ausgenommen, welche ihm die Hausthür öfnete, das Nachtlicht anzündete, und sich dann auch zur Ruhe begab. Unentkleidet gieng er noch eine Zeitlang in seinem Schlafzim-

mer auf und ab, und rauchte sein Pfeifchen. Da erhebt sich über ihm ein fürchterliches Gepolter, die Fensterscheiben klirren, das ganze Haus zittert; Thüren werden geöfnet, und mit Heftigkeit zugeschlagen. Er schaudert, und hört bald darauf Tritte mit Kettengerassel auf der Treppe, die zum obern Stockwerk führte. Und immer näher kömmt es, und immer näher. Er bebt, sein Athem stockt, das Blut rauscht mit Toben aus allen Adern nach dem Herzen. Endlich öffnet es die Thür, und am Eingange tritt eine lange hagere Gestalt in Offiziersuniform. Ein bloßes Schwerd hält sie in der Rechten, Ketten schleppt sie in der Linken; das leichenblasse Gesicht mit Blut befleckt, und es ist ihm, als leuchteten die Augen, die unverwandte, grimmige Blike auf ihn heften, wie feurige Kugeln. Er hat sich an die Mauer gedrängt, und ein

kalter Fieberschauer nach dem andern durchfliegt seine Gebeine; das Haar sträubt sich empor, die Knie wanken. Die Erscheinung tritt schweigend einen Schritt näher. Die Gefahr, daß sie ihm auf den Hals kommen werde, giebt ihm auf einen Augenblick seine Besinnung wieder; er nimmt wahr, daß er an dem geöffneten Eingange des Nebenzimmers lehnt, und schlüpft, sich noch näher an die Wand drängend, in dasselbe hinein. Mit großen Schritten verfolgt ihn die Gestalt. Er ist einmal im Fliehen, und eilt auf den Saal. Er bemerkt auch hier das Gespenst hinter sich. Mit Kräften, wie sie nur die allerhöchste, an Verzweiflung gränzende Furcht geben kann, stürzt er die Treppe hinab, flüchtet in den Hof, und verbirgt sich in einen dunkeln Stall, den er hart hinter sich verriegelt, und in welchem er die Nacht in der schrecklichsten Angst, und

bei dem geringsten Geräusch zusammenbebend hinbringt.

Am andern Morgen sehr früh hörte er mehrere Male im Hause den Ruf: „wo ist der Nobile? Wo ist Signor Sforzettani?“ Er erkannte Benchiara's Stimme. Jezt kroch er aus seinem Schlupfwinkel hervor, und schlich seufzend die Treppe hinan. Benchiara stand vor seiner Thür, welche fest verschlossen war, und klopfte. „Wo treiben Sie sich am frühen Morgen schon herum?“ fragte er, als er ihn kommen sah?

Sforzettani. Und ich möchte fragen, was Sie mir schon so früh bringen?

Benchiara. Eine Nachricht und einen Rath, woraus Sie Gewinn ziehen können.

Sforzettani. Warum gehen Sie nicht hinein?

Benchiara. (Scherzend.) Das heist

die Leute zum Besten haben. Noch niemand gieng durch verschlossene Thüren.

Sforzettani. Verschlossen? Unmöglich! — Er suchte in allen Taschen nach dem Schlüssel, und fand ihn nicht. Er erinnerte sich, daß bei seiner Flucht keine Thür verriegelt gewesen war, und schüttelte den Kopf. „Was ist da vorgegangen?“ fragte Benchiara einmal über das andere, und warf forschende, neugierige Blicke auf den Nobile, der seine Zerstreuung nicht verbergen konnte. Es blieb indeß, da der Schlüssel nirgends zu finden war, nichts weiter übrig, als die Thür mit Gewalt zu öffnen. Wer schildert Sforzettani's Schrekken, als er in sein Schlafzimmer trat, und seine Geldkasse erbrochen und völlig leer fand? — „O Gott! rief er die Hände ringend und in einen Thränenstrom ausbrechend, das hat der Geist gethan!“

„Welcher Geist?“ fragte Benchiara.

Sforzettani erzählte ihm die Vorfälle der letzten Nacht.

„Und wo ist Giakomo?“ fragte jener weiter.

Sforzettani. Verreist. O ich Thor, daß ich ihm die Erlaubniß gab. Wenn er hier blieb: so konnte ich ruhig schlafen. Ihn fürchtete das Gespenst. Nur wenn ich ihn des Abends nicht um mich hatte, beunruhigte es mich.

Benchiara. Und Sie ahnden nichts?

Sforzettani. Was soll ich ahnden?

Benchiara. Giakomo hat, weil er einen Vorrath von Geld bei Ihnen merkt, Ihren Aberglauben benutzt, um an Ihnen zum Diebe zu werden.

Sforzettani. Unmöglich. Dann würde er gewiß nicht diesen Morgen zu mir zurückkommen.

Benchiara. Das wird er auch gewiß nicht. Er wird seine Zeit anwenden, den Raub in Sicherheit zu bringen.

Man gieng in Giakomo's Stube, und fand sie, einen alten Koffer ohne Inhalt und einiges Geräth ohne allem Werth ausgenommen, völlig leer. Jezt blieb kein Zweifel mehr übrig, Giakomo war zum Schurken geworden, oder vielmehr, er hatte nie aufgehört, ein Schurke zu seyn. Benchiara eilte sogleich davon, um ihn aufsuchen zu lassen, oder, wenn er entflohen seyn sollte, ihm nachzusetzen. Alle Bemühungen, seiner habhaft zu werden, waren vergebens. Nur soviel erfuhr man in Betreff des Gauners, daß er schon mehrere, wenn gleich minder beträchtliche Diebereien verübt, und seit langer Zeit mit den Banditti*) in Verbindung gestanden habe.

*) Die Banditti oder Bravi sind rohe Menschen, die sich von Personen, welche einander hassen,

Benchiara eilte eben mit diesen letzten, trostlosen Nachrichten zum Nobile, als ihm Siollo mit finstrer, trauriger Miene begegnete. Auf Benchiara's Frage: „was ihm sey?" antwortete er: „Ich Unglücklicher! Noch ein Schlag dieser Art, und ich bin an den Bettelstab gebracht. Ich habe mit einigen Marinekommissairen*) in Frankreich

zum Morde dingen lassen, und für eine Geldsumme, wovon die Hälfte vorausbezahlt wird, dem bezeichneten Schlachtopfer so lange auflauern, bis es ihr Dolch gefunden hat. Oft hat es sich zugetragen, daß derselbe Bandit von beiden Feinden gemiethet wurde, und so beide ermordete. Ein Theil dieser Menschen, die in den großen Städten Italiens, in Venedig, Florenz, Rom und Neapel gefunden werden, sind wirkliche Bösewichter, ein anderer Theil besteht blos aus Verblendeten welche glauben, daß ihnen diese Sünden in der Beichte von dem Priester werden vergeben werden.

*) D. i. Männer, die über das Seewesen gesetzt sind.

einen Vertrag geschlossen, der Französischen Seemacht, so lange der Krieg mit England dauern würde, mancherlei Schiffsbedürfnisse zu liefern. Froh, wieder eine Ladung nach Toulon *) schaffen zu können, gehe ich selbst am Bord des Schiffs, und reise ab. Wir hatten stets einen heitern Himmel, ein ruhiges, stilles Meer, und ich Thor fieng schon an, mich über das Glück, welches unsre Reise begleitete, zu freuen, als wir im Hafen von Toulon anlangten. Man legte uns kein Hinderniß in den Weg, und wir giengen daher mitten unter den großen Linienschiffen, **) von welchen die Französi-

*) Ein berühmter Hafen in Frankreich, am Mittelländischen Meere, in welchem ein Theil der Französischen Kriegsflotte liegt. Die Einwohner ergaben sich 1793 selbst an die Engländer.

**) So heißen die grösten und stärksten Kriegsschiffe, weil sie in die Linie oder Ordnung aufgenommen werden, in welche sich eine Flotte während einer Seeschlacht stellt.

sche Flagge wehte, *) vor Anker. Plötzlich sehen wir uns von einer Menge Bewaffneter umringt, und wie groß ist unser Schrekken, als wir in ihnen Engländer erkannten. Schiff und Ladung wurde nun unverzüglich genommen, und da die letztere aus Kriegsbedürfnissen für ihre Gegner bestand, die die Ungerechten aller Unterstützung von andern Völkern berauben wollen: so habe ich keinen Ersatz dafür erhalten.

Benchiara. Aber mein Gott! Sie musten doch wissen, daß Toulon schon seit ein Paar Monaten von den Engländern erobert worden ist.

Siollo. Ich hörte diese Nachricht kurz vor meiner Abreise, aber ich glaubte sie nicht.

*) Flaggen sind Fahnen, von denen jedes Schiff wenigstens eine aufsteckt, um zu zeigen, welcher Nation es angehöre. Jedes Seefahrende Volk hat seine eigne Flagge.

Benchiara. So sind also zwei Menschen durch Ihre Schuld unglücklich, Sie durch Unglauben, und Sforzettani durch Aberglauben. Es ist traurig, daß wir selbst so viele Leiden in unser Leben bringen, das doch schon ohne unser Zuthun eine Menge derselben enthält.

Siollo. Und wenn wir endlich weise genug geworden sind, um manche Fehler, deren Folgen uns Glück und Ruhe rauben, zu vermeiden: so hat das Alter schon unsre Scheitel gebleicht, und es ist uns nicht mehr viel Zeit übrig, unsere Weisheit anzuwenden.

Benchiara. Blos die Hoffnung bleibt uns, daß wir durch unsere berichtigten Urtheile in einem zweiten Leben desto genußfähiger seyn werden.

Siollo. Das sind Possen.

Benchiara. Wie?

Siollo. Träumereien, sag' ich, sind

es, die ich nie glauben, die ich noch viel weniger nachbeten werde.

Benchiara. So glauben Sie auch keinen Gott?

Siollo. Das ist etwas ganz anders. Daß ein Gott ist, erkenne ich aus den Werken seiner Schöpfung. Meine Sinnen überzeugen mich von seinem Daseyn.

Benchiara. Aber wie kann dieser Gott gerecht seyn, wenn Sie kein zweites Leben zu hoffen wagen?

Siollo. Und wie können Sie ein zweites Leben erwarten, da Sie, wie Sie sehen, im Tode vernichtet werden?

Benchiara. Nur mein Körper wird Staub, meine Seele —

Siollo. Ich weis, was Sie sagen wollen. Aber woher wissen Sie, daß die Seele fortdauert? Kam denn je ein Todter zurück, und zeigte den Menschen, wie und

wo er lebe? — In der That, ich wundere mich, daß ein so vernünftiger Mann, wie Sie, dergleichen Dichtungen einer erhitzten Einbildungskraft für Wahrheiten annehmen kann.

Benchiara. Und ich kann nichts anders, als einen Menschen, der sich in so gefährlichen Irrthümern befindet, von ganzem Herzen bedauern. Ohne jene beseligende Hoffnung ist diesseits des Grabes keine Ruhe der Seele möglich, und die Tugend ist einer ihrer festesten Stützen beraubt. Denn wenn wir uns nicht in einem zweiten, keinem Tode unterworfenen Leben bis in's Unendliche vervollkommnen sollten, fürwahr, dann war es der vielfältigen Mühe und des schweren Kampfs gegen die Leidenschaften nicht Werth, womit der Anfang der sittlichen Verädelung verbunden war.

Als Benchiara bei Sforzettani auge-

kommen war, und ihm die schreckliche Nachricht, daß sein geraubtes Gut für ihn für immer verlohren sey, mitgetheilt hatte: so war sein erstes Geschäft, daß er ihm Trost und Muth zuzusprechen suchte. Als ihm das einigermaßen gelungen war: so setzte er hinzu: „Wie konnten Sie aber auch den Wahn nähren, daß die Menschen durch Gespenstererscheinungen beunruhiget würden? Die Meinung ist lächerlich, denn sie widerspricht sich selbst. Ein Geist ist ein einfaches, aus Theilen nicht zusammengesetztes Wesen, und kann uns, die wir dem Körper nach aus Theilen bestehen, und nur Körper erkennen können (denn selbst das kleinste Sonnenstäubchen, das unserm Auge kaum sichtbar ist, das Infusionsthierchen, das wir nicht anders, als mit gewaffnetem, d. i. mit einem Vergrößerungsglase versehenem Auge wahrnehmen, sind noch Körper oder theilbare Wesen), auf

keine Weise in die Sinne fallen, und durch diese bemerkt werden. Wäre dies möglich: so würden wir den Geist, der in der allerinnigsten Verbindung mit uns steht, unsere Seele, schon längst erkannt haben, aber nach gerade ist diese das erste Räthsel, welches uns in der Geisterwelt aufstößt.

Sforzettani. Sie vergessen, daß es Geistern möglich ist, einen Körper anzunehmen, und auf diese Weise die Menschen zu schrecken.

Benchiara. So redet nur der Aberglaube, welcher es nicht bedenkt, daß er, indem er dies spricht, Gott lästert. Mag es immerhin außer Gott noch eine unzählige Menge unbekörperter, und also vom Menschen verschiedener Geister geben — denn man kann eben so wenig etwas gegen, als für ihr Daseyn sagen, weil sie als übersinnliche Wesen nicht wahrgenommen werden können; und also hier die Gränzen der

menschlichen Erkenntniß sind — aber die Macht, uns zu schaden, es geschehe nun mittelst eines Körpers, oder anderer Dinge, besitzen sie gewiß nicht. Denn der Gott, unter dessen Regierung ein mächtigeres Wesen dem minder mächtigen ungescheut Schaden zufügen dürfte, müste entweder viel zu schwach und kraftlos seyn, um diesem Unwesen zu steuern, oder es müste mit seiner Bewilligung Böses geschehen dürfen. Das erstere streitet mit der Allmacht des Schöpfers, das letztere mit der Heiligkeit des erhabensten Gesetzgebers.

Sforzettani. Aber Sie erkennen doch an, daß sich Gott der Geister zur Beförderug des Glücks unter den Menschen bediene, und sie ihnen wenigstens darum erscheinen lasse?

Benchiara. Auch das leugne ich, denn es widerspricht der Weisheit dieses Wesens. Wenn er das eine Mal wollte

daß wir uns selbst Gesetzgeber für unsere Handlungen seyn sollten, und darum die Vernunft in uns legte — warum sollte er uns ein andermal als Unmündige ansehen, denen er einen Vormund setzen müste, oder als Maschinen, die ohne eine leitende Hand gar nicht in Bewegung gebracht werden könnten? — Es giebt eben so wenig Schutzgeister, als Quälgeister oder Kobolte, oder wie man alle diese Erzeugnisse einer kindischen Furcht und einer ungezügelten Einbildungskraft nennen mag. Der Mensch ist sich selbst überlassen, er soll sich selbst Himmel oder Hölle werden. Stiftet er durch Weisheit sein jetziges und künftiges Glück: so ist es sein Verdienst, und nicht Werk eines leitenden Wesens, so wie hingegen solches Unglück, das durch seine Thorheit und Unvorsichtigkeit herbeigeführt wird, lediglich seine eigne Schuld ist.

Sforzettani. Und die Geister der Todten?

Benchiara. Können um so weniger in ihre Körper zurückkehren, da wir diese mit unsern Augen modern sehen.

Sforzettani. Woher aber dieser Glaube an Geistererscheinungen, wenn sie nichts als Erdichtungen sind?

Benchiara. Unstreitig haben die Furcht, die Unwissenheit und die Einbildungskraft ungebildeter Menschen zusammengewirkt, um ihn hervorzubringen. Der rohe Mensch, der zu wenig Kenntnisse von den Dingen hat, welche ihn umgeben, kann sich gewisse Ereignisse nicht auf eine natürliche Weise erklären, indem sie daher seine Furcht noch größer und schrecklicher macht, als sie wirklich sind, tritt seine Phantasie an die Stelle des leeren, noch armen Verstandes, und sucht sich die Sache auf dem kürzesten Wege durch die Gewalt und den

Einfluß anderer Wesen, die er um eben dieser Ursache willen über den Menschen erhaben glaubt, zu erklären. Noch jezt sehen in der Dunkelheit unverständige Mägde ein weißes Tuch, das sie an einem ungewöhnlichern Orte finden, für eine weßie Frau, furchtsame Wanderer eine ihrer Zweige beraubte Weide für einen Mann ohne Kopf, und unwissende Bergleute die Dünste, welche zuweilen in den Minen aufsteigen, für Geister an. Solche Menschen schwören es dann andern zu, daß sie Gespenster gesehen haben, aber der Vernünftige lächelt nur darüber, denn er weis sich die Sache aus natürlichen Gründen zu erklären. Auch die Meinung, daß die Geister der Verstorbenen noch auf der Erde herumwandelten, ist sehr alt, und schon die alten Griechen glaubten, daß die Seele eines Verstorbenen nicht eher zur Ruhe gelange, als bis der Leichnam ein anständiges Begräbniß erhalten habe. Diese

Meinung hat sich unter den Menschen erhalten, und ist auf verschiedene Art ausgeschmückt worden. Außerdem ist auch die Lehre der alten Juden, daß es wirklich ein Heer mächtiger, böser Geister geben solle, nach und nach zu den Christen übergegangen, und es hat in keinem Zeitalter an Betrügern gefehlt, welche aus Gewinnsucht diesen Aberglauben der Menschen, die sie so geschäftig sahen, sich selbst zu quälen, benutzten, und durch neue Zusätze vermehrten.

Sforzettani sah wohl ein, daß er die ihm entwendete Summe ersetzen müsse, nur war die Frage, wovon dies geschehen solle, da sein Vermögen nicht bis zur Hälfte derselben stieg. Benchiara rieth ihm, sein Haus zu verkaufen. „Ich weis, sprach er, schon längst einen Mann, dem die Lage desselben gefällt, und mit welchem sie einen vortheilhaften Handel schließen könnten. Schon

an jenem Morgen, an welchem ich mit Ihnen die unglückliche Entdeckung Ihres Verlusts machte, kam ich in der Absicht, Ihnen seine Vorschläge bekannt zu machen."

„Und wo soll ich bleiben?" fragte Sforzettani.

Benchiara. Sie beziehen mit Ihrer Tochter die ererbte Villa, und verleben Ihre Tage in der Ruhe, welche schon längst Ihrem Alter gebührte.

Der Gedanke, sich von seinem Hause trennen zu müssen, war dem Nobile im Anfange unerträglich, aber nach einigen Tagen hatte er sich an denselben gewöhnt, und in weniger, als zwei Wochen, hatte das Haus schon einen andern Besitzer.

Mit Freuden legte er nun sein Amt nieder, und eilte mit Hortensia auf seine Villa, deren Lage eine der reizendsten war, und deren schöne, einfache Natur ihn für die Vergnügungen der Stadt, denen er ent-

sagte, reichlich entschädigte. Venchiara begleitete ihn dahin. Als sie in dem Dorfe, bei welchem sie lag, anlangten: so fanden sie eine niedre Bauerhütte von einer Menge Landleute umgeben, welche lärmend und tobend Steine in die schon halb zertrümmerten Fenster warfen, und von einem Male zum andern riefen: „heraus mit ihr! sie muß sterben!“

Unsre Reisenden sprangen aus dem Wagen, und erkundigten sich nach der Ursache dieses Auflaufs. „Die alte Bewohnerinn dieser Hütte — so war die Antwort — ist eine Hexe, die wir nicht länger unter uns dulden mögen.“ So abergläubisch auch Eforzettani war: so hatte er doch selbst nie geglaubt, daß Menschen zu Erreichung ihrer Zwecke andere als natürliche Mittel brauchen, und also Zauberei treiben könnten. Jezt aber, da er diesen Satz von einer so großen Menge, wenn gleich unge-

bildeter Menschen, behauptet fand, wurde er wankend. Benchiara sah wohl, daß er ihn so gut, als die Landleute aus seinem Irthume reissen müsse, der für Tugend und Glückseligkeit gleich gefährlich schien. Er zog also einige von den ältesten und verständigsten Bauern bei Seite, und fragte sie: „worin denn die Zauberei der Alten bestehe?“

„Sie hat gemacht, daß unsere Kühe rothe Milch geben,“ sprachen einige.

„Von ihr kömmt es her, daß unsere Schaafe nicht fressen,“ sagten andere.

„Sie steht mit dem bösen Geiste im Bunde,“ versicherte einer.

„Ja, ja, setzten die übrigen hinzu, denn wir sahen noch gestern den Drachen zu ihr hineinfliegen.“

Sforzettani kreuzte sich, als er das hörte. *)

*) Viele katholische Christen machen nehmlich,

„Und wie sah denn der Drache aus?“ fragte Benchiara.

„Es war ein feuriger Klumpen, wurde ihm erwiedert, der einen langen Schwanz hatte.“

Benchiara. Ist die Gegend um Euer Dorf sumpfig?

Ein Landmann. Zuweilen gar sehr.

Benchiara. Giebt es des Nachts viel Irrlichter bei Euch?

Der Landmann. Eine ziemliche Menge.

Benchiara. Fürchtet Ihr Euch nicht vor ihnen?

Der Landmann. Ehemals wohl, da wir noch jung waren. Aber unser verstorbener Pfarrer sagte uns, daß es nichts

wenn sie sich vor etwas fürchten, mit den Fingern das Zeichen eines Kreuzes vor sich, und glauben, daß sie dasselbe vor Unglück bewahren werde.

als brennbare Dünste wären, die aus der Erde stiegen, und sich entzündeten, und daß es am Tage so gut welche gäbe, als in der Nacht, daß man sie aber nicht bemerke, weil das Tageslicht viel heller sey, als ihr Schein. Das wollte anfänglich niemand glauben, aber nach und nach wurden wir doch beherzter, da wir fanden, daß er Recht hatte, und jezt lachen wir die aus, die sich vor ihnen fürchten.

Benchiara. Nun seht, und wenn Ihr auch der Frau in nichts weiter Unrecht thut: so thut Ihr derselben doch mit dem Drachen Unrecht. Dieser ist ebenfalls nichts, als ein brennbarer und entzündeter Dunst, der sich von den Irrlichtern nur dadurch unterscheidet, daß er höher in die Luft steigt.

Die Landleute. Das sind Narrheiten! Wie käme er denn in den Schornstein?

Benchiara. Das Feuer folgt stets dem Zuge der Luft, das könnt Ihr an jedem Lichte, an jedem Kaminfeuer *) sehen. Auch mit den Irrlichtern hat es diese Bewandniß, denn wenn man auf sie zugeht, so fliehen sie, weil man im Gehen die Luft gegen sie stößt; begiebt man sich hingegen zurück: so eilen sie nach, weil die Luft, die sich wieder an die Stelle zurückzieht, aus welcher sie der Wanderer drängte, sie mit sich fortreißt, Nicht anders ist es mit dem Drachen. Er muß sich natürlich in Schornsteine senken, weil hier ein starker Luftzug ist, und wird also noch gar oft bei Euch einkehren, ohne daß man sagen kann, Ihr hättet ein Bündniß mit dem bösen Geiste.

*) In dem warmen Italien hat man keine Oefen, sondern blos Kamine, auf welchen man kocht. In Seestädten, wie Venedig, wo zuweilen eine kühlere Seeluft herrscht, wärmt man sich auch an denselben.

Der vorige Landmann. Nun, nun, die Sache läßt sich hören. Wißt Ihr, wir glaubten erst unserm vorigen Pfarrer auch nicht, als er von den Irrlichtern redete, und doch hatte er Recht.

Er trat unter die Menge, und sagte: „hört, was den Drachen betrift: so möchten wir wol Unrecht haben.“ Er erklärte ihnen die Erscheinung, wie sie ihm Benchiara erklärt hatte. Einige schienen davon überzeugt zu seyn, andere schüttelten den Kopf. Alle aber riefen: „mag es doch mit dem Drachen seyn, wie es will, sie hat unsern Heerden Schaden zugefügt, und das ist Bosheit genug.“

Benchiara, der das arme Weib aus der ihr drohenden Gefahr retten wollte, aber auch wuste, daß man einen wüthenden Pöbel nur mit Mühe besänftigen könne, beschloß vorsichtig zu seyn. Er liess sich von einigen Anwesenden die nahe am

Dorfe liegenden Triften für das Rindvieh zeigen, untersuchte sie, und sprach dann, als er zu den Uibrigen zurückkam: „ich bin selbst auf die Zauberinn erbittert, wenn sie wirklich eine ist. Aber vorher müssen wir uns gewiß davon überzeugen. Treibt Eure Kühe jezt einige Tage lang auf eine andere Weide, und wenn sie nach Verlauf derselben noch rothe Milch geben: so werde ich die Alte, die wir einstweilen auf Sforzetani's Villa unter strenger Aufsicht behalten, selbst der Obrigkeit zur Bestrafung übergeben, denn nur diese darf strafen, nicht ihr, meine Freunde!“

Nach einigem Widerspruche lies man sich dies gefallen. Der Haufe zerstreute sich bis auf einige Männer, welche die vermeindliche Hexe auf die Villa abführten, und daselbst bewachten. Nach einer Woche gieng Benchiara mit dem Nobile im Dorfe von Haus zu Haus, und alle Landwirthe ver-

sicherten ihn, daß ihre Kühe jezt wieder weiße Milch gäben. „Seht Ihr, sprach er, ein schimpflicher Aberglaube hat gemacht, daß Ihr die Frau sehr beleidiget habt!“

Man wollte wissen, was denn der Milch der Kühe eine rothe Farbe gegeben habe, wenn es nicht Zauberei gewesen sei? Benchiara zeigte ihnen, das gewisse Kräuter, die er auf der vorigen Trift in Menge gefunden habe, diese Eigenschaft besitzen, und bat sie dieselben auszurotten. Landleute sind unlenksam. Auch jezt glaubten noch viele, daß die Alte nicht unschuldig sey, weil ihre Schaafe nicht genug fraßen.

„Ihr habt Recht, erwiederte Benchiara, Eure Schaafe sind, wie ich aus eigner Ansicht weis, wirklich sehr mager, und scheinen krank zu seyn. Aber die wahre Ursache ist, daß ihr schlechte Wirthe seyd. Denn ich habe sowohl an den Thieren selbst, als in ihren Ställen, eine äuserst widerliche

Unreinlichkeit bemerkt. Entfernt diese, und Ihr werdet augenblicklich gesundes Vieh haben.

Jezt traten zwei oder drei hervor, und sprachen: „Signor, uns werden Sie doch ausnehmen?“

Benchiara. Allerdings, aber bei Euch habe ich auch das Vieh in einem guten Zustande gefunden.

Einige meinten: sie müsse doch hexen können, denn sie habe ihnen, wenn ihnen etwa eine Sache entwendet worden wäre, sogleich sagen können, wer ihr Dieb sey? Benchiara fragte sie: „ob sie dadurch das Geraubte wieder erhalten hätten?“ — „Nein, war die Antwort, denn wir hatten das Herz nicht, es von der bezeichneten Person zurückzufordern.“ — „Seht, erwiederte darauf jener, das war es, worauf die Alte sich verließ. Sie war keine

Zauberinn, aber sie betrog Euch, weil sie Gewinn davon hatte."

Er gieng mit ihnen zu der Alten, und der rauhere Ton, in welchem er mit ihr sprach, bewog diese zu dem Geständnisse, welches sie in Gegenwart der Landleute ablegte, daß sie, wenn ein Bestohlner sie um den Dieb befragt, ihn erst ausgeforscht habe, auf wenn er am meisten argwöhne, und dann diesen als den Verbrecher genennt habe, ohne zu wissen, ob er es wirklich sey? Benchiara schickte sie mit einem derben Verweis fort, und drohte ihr, daß, wenn sie sich je wieder einen solchen Betrug zu Schulden kommen liese, er ihr nicht ungeahndet hingehen solle.

Sforzettani lebte auf seiner Villa ziemlich glücklich. Benchiara besuchte ihn öfters, und fast kein einziges Mal kehrte er von ihm zurück, ohne eine abergläubische Meinung, wenn nicht in ihm ausgerottet,

doch zum wenigsten bestritten zu haben. Bald war es ein Nordlicht, welches ihn ängstigte, bis ihm denn Benchiara sagte, daß diese in unsern Gegenden seltenere und darum von vielen gefürchtete Erscheinung in den Ländern am Nordpol häufig sey, und daß die Bewohner derselben, weit entfernt, sie für das Zeichen eines bevorstehenden Kriegs, oder einer künftigen Theurung zu halten, sich vielmehr ihrer freuten, weil sie ihre lange Winternacht erhelle; *) bald bebte er vor dem Unglück, das ein am Him-

*) Nehmlich in den Ländern am Nord- und Südpol wird es im Winter gar nicht Tag, und im Sommer nicht Nacht. Den Grund hiervon wird man in einer der folgenden Erzählungen finden. Die Winternacht wird indeß durch den glänzenden Schnee, den Mondschein und die Nordlichter erhellt genug; nur die Sonne erblickt man während derselben nicht.

mel gesehener Komet über die Erde bringen würde, so daß ihm sein Freund zeigen muste, daß die Kometen, als eine von den immer an einem Orte erscheinenden Fixsternen, und von den Planeten, die sich in bestimmten Zeiten und Bahnen um jene drehten, verschiedene Art von Sternen, nur darum von den Menschen so gefürchtet würden, weil sie seltner erschienen, und weil man ihre Bahnen nicht berechnen könne, daß aber bis jezt noch keiner von ihnen einen Einfluß auf das Wohl und Weh der Menschen gezeigt hätte. „Die Menschen, sprach er, halten einmal das für ein Wunder, was sie nicht begreifen, ob es gleich darum recht wohl nach natürlichen Gesezzen vor sich gehen kann. Ehemals fürchtete man aus diesem Grunde die Sonnen- und Mondfinsternisse; heutiges Tages, da man sie auf viele Jahre voraussagen kann,

fürchtet man diese majestätischen Schauspiele nicht mehr.

Wäre Sforzettani noch jung gewesen: so würden diese Vorstellungen sein noch biegsames Herz vor allem Aberglauben verwahrt haben; jezt machten sie ihn nur, besonders wenn sie seine Lieblingsmeinungen angriffen, mißtrauisch und verschwiegen gegen Benchiara. Das sah dieser gar wohl, und verzieh es ihn. — ja, als ein ächter Freund wurde er dadurch nicht müde, seine Aufmerksamkeit zu verdoppeln, und die üblen Folgen des so oft gerügten Fehlers zu entfernen. Er sah ihn jezt öftere Zusammenkünfte mit einem Fremden halten, der seit einigen Tagen im Dorfe angekommen war, und dem er nicht viel Gutes zutraute. So geheim nun auch der Nobile den Zweck seiner Verbindung mit ihm hielt: so erfuhr er ihn doch bald. Ungesehn saß er

nehmlich eines Tages in einer dichten Laube des Gartens, als die zwei neuen Freunde kamen, sich nicht weit davon auf einem Rasensitze niederließen, und folgendes Gespräch führten.

Der Fremde. Sie haben gesehen, daß alles gut steht. Die Wünschelruthe sprang mit der stärksten Gewalt, und erklärte dadurch, daß ein großer Schatz an dem Orte verborgen liege.

Sforzettani. Wir müssen nachgraben.

Der Fremde. Das geht nicht sogleich. Erst müssen wir ihn heben, das heißt, wir müssen uns mit dem bösen Geiste abfinden, der in Gestalt eines großen Hundes mit feurigen, rollenden Augen bei demselben wacht, und in dessen Gewalt er sich befindet.

Sforzettani. Huh! mit dem bö-
sen Geiste mag ich nichts zu thun haben.

Der Fremde. Das sollen Sie auch nicht. Ich übernehme das allein. Es ist ja nicht das erstemal, daß ich mit solchen Wesen zu thun habe. Ich ziehe einen Kreis um mich, mache gewisse Figuren in denselben, sage einige Arabische Worte, und bete etliche Gebete, die ihn von mir abhalten müssen.

„Schändlicher Mensch! dachte Benchiara bei sich, der das Gebet zu so unädlen Absichten mißbrauchen kann!“

„Uiberdies, fuhr der Fremde fort, habe ich ihn auch schon gesehen und gesprochen. Er verlangt, daß wir ihm hundert Zecchinen erlegen, wenn er den Schatz verabfolgen lassen soll.“

Benchiara hatte genug gehört, um zu begreifen, daß der Fremde ein Schatzgräber war. Er wuste nicht, ob er lachen,

oder sich über Sforzettani ärgern sollte, den der Aberglaube nicht aufhörte zum Spiele schamloser Betrüger zu machen. Er leitete bei'm Abendessen das Gespräch auf diesen Gegenstand, ohne sich doch merken zu lassen, daß er von dem Vorhaben Sforzettani's unterrichtet sey. „Es mag allerdings, sprach er, manches runde Geldsümmchen unter der Erde ungenützt liegen, das die Leute aus Geiz, oder aus Furcht es zu verliehren, vergraben haben. Aber solches Geld wird nur durch Zufall entdeckt.

Sforzettani. Sie irren sich. Man hat auch Ruthen von Haselsträuchern, an einem gewissen Tage im Jahre geschnitten, welche unaufhaltsam aus der Hand an den Ort niederspringen, wo Geld vergraben liegt. Man nennt sie Wünschelruthen. Ich habe erst unlängst eine gesehen.

Benchiara. Poz Tausend! Dann

müssen ja diese Ruthen Verstand haben, und zwar mehr Verstand, als die Menschen, weil sie mehr wissen, als sie. — Lieber Signor, dergleichen Wunderdinge geben nur Betrüger vor, und Betrogene glauben sie. Die Wünschelruthen sind nicht besser, als andre Ruthen. Die eine entdeckt uns so wenig Schätze, wie die andern.

Sforzettani. Sie reden immer von Betrügern.

Benchiara. Ich darf es, denn ihrer sind nicht wenig. Wer in der Jugend nichts gelernt hat, was den Verstand seiner Nebenmenschen zur Billigung auffordern könnte, der sieht sich durch Noth gedrungen von ihren Vorurtheilen und Thorheiten zu leben.

Durch unermüdete Nachforschungen entdeckte Benchiara jezt auch den Ort, wo der Schatz liegen sollte. Er war in der Mitte eines kleinen Wäldchens, das hinter den

Villa lag, und ihm sehr wohl bekannt war. Unterdeß setzte der Nobile seinen Umgang mit dem Schatzgräber fort. Einst hörte er den letztern gegen Mitternacht zum Nobile kommen. Dieser klimperte mit Geld, daraus schloß er, daß er ihm die verlangten 100 Zecchinen auszahle, und da sie bald darauf im Dunkeln fortgiengen: so war nichts gewisser, als daß diese Nacht zur Ausführung des Unternehmens bestimmt sey. Hurtig zog er sich an, weckte den Diener und den Gärtner des Nobile, und schlich den beiden Nachtwandlern nach. Der Nobile blieb allein am Eingange des Wäldchens stehen, und man hörte ihn vor Furcht ächzen, der Schatzgräber vertiefte sich in dasselbe. Benchiara stellte sich mit seinen Begleitern an den Ausgang des Wäldchens, wo sie ein gesatteltes Pferd fanden.

Sie hatten hier noch nicht lange gestan-

den, als etwas in der größten Eile bei ihnen vorbeirauschte. Sie setzten der Gestalt nach, hielten sie fest, und sahen — wen anders, als den Schatzgräber in ihren Händen. Am ganzen Leibe zitternd, wollte er sich damit entschuldigen, daß der Geist ihn überfallen hätte, und daß er vor ihm hätte flüchten müssen. Doch er fand Menschen vor sich, die weniger leichtgläubig waren, als der Nobile; überdies zeigte auch das gesattelte und mit Gepäck beladene Pferd, das zu seiner Flucht in Bereitschaft stand, zu sehr von seiner Unredlichkeit. Er wurde also, nachdem man ihm die hundert Zechinen wieder abgenommen, der Obrigkeit übergeben, und erhielt endlich, da mehrere ähnliche Betrügereien an den Tag kamen, die schon längst verdiente Strafe.

Der Himmelfahrtstag, an welchem sich in Venedig der Doge mit dem Meere vermählen

sollte,*) war nahe. Man beschloß, dies glänzende Schauspiel, das sich zum letzten Male ereignete, da im nächsten Jahre, die Venetianische Republik eine Oestreichische Provinz wurde, mit anzusehen, und zu diesem Ende eine Reise nach Venedig zu veranstalten. Ein anderer Umstand machte diese Reise noch nothwendiger. Es wütheten in der Gegend, in welcher die Villa lag, sehr bösartige Pocken, denen man die jun-

*) Die Vermählung des Doge, d. i. der höchsten obrigkeitlichen Person zu Venedig, mit dem Meer war ein Gebrauch, der aus den Zeiten herrührte, in welchen die Venetianische Republik die höchste Macht auf der See besaß. Der Doge warf nehmlich einen Ring in das Meer, mit den Worten: *desponsamus te, mare, in signum veri, perpetuique dominii*, d. i. wir vermählen uns mit dir, Meer, zum Zeichen unsrer wahren, und immerwährenden Herrschaft.

ge Hortensia, die sie noch nicht gehabt hatte, entziehen wollte.

Es war ein heitrer, herrlicher Tag, an welchem die Festlichkeit vor sich gieng. Das ganze Venedig nahm an dem Jubel Theil. Der prachtvolle Bucentoro *) bewegte sich langsam und feierlich auf der glatten Meeresfläche dahin; um ihn schwebten, leicht auf den Fluthen forttanzend, viele Tausende mit flatternden Bändern, und duftenden Blumen geschmückter Gondeln. **) Als das Meer endlich seinen jährlichen Zoll — den goldenen Ring — empfangen hatte:

*) So hieß das Fahrzeug, worauf sich der Doge bei dieser Feierlichkeit befand.

**) Da die Straßen Venedigs von Kanälen des Meeres (Laguren) durchschnitten sind, so schifft man in der Stadt, in welcher zwar Raum für Fußgänger, aber nicht für Wagen ist, auf kleinen bedeckten Fahrzeugen, welche Gondeln heißen.

so steuerte alles nach dem buschigen Gestade von Lido, *) um sich der Freude ganz zu überlassen Hier fand Sforzettani, von Benchiara und seiner Tochter begleitet, den seit Jahren nicht gesehenen Siollo, der seinen Sohn, einen schönen, blühenden Jüngling, bei sich hatte. Man erneuerte die alte Bekanntschaft, und begab sich in ein Gezelt, um hier gemeinschaftlich sich des festlichen Tages zu freuen. Es war ganz natürlich, daß sich auch hier Gleich und Gleich zusammenhielt, und daß die Alten in Gesprächen bei'm Becher sitzen blieben, während der Jüngling und das Mädchen sich im Freien umhertrieben, und in dem Gebüsche lustwandelten.

„Die Furcht, sprach Siollo zum Nobile, die Sie in Betreff Ihrer Tochter hegen, muß auch ich in Rücksicht auf meinen

*) Eine kleine Insel bei Venedig.

Sohn unterhalten. Auch er hat die leidigen Pocken noch nicht gehabt."

Benchiara. Hören Sie meinen Rath! Ein Arzt in England, der sich dadurch um die Menschheit ein unsterbliches Verdienst erworben hat, hat die Entdekkung gemacht, daß eine gewisse Art von Kuhpocken, wenn sie Menschen eingeimpft werden, vor den gewöhnlichen Menschenpocken in einem solchen Grade schützen, daß sie der Geimpfte nie erhält. *) Diese Kuhpocken, die deswegen auch Schutzpocken heißen, sind so wenig gefährlich, daß blos die Stelle, wo man sie einimpft, in Eiterung übergeht, und ein leichtes Wundfieber verursacht. Das Uibelbefinden ist also von gar keiner Bedeutung. Gefährlich

*) Doktor Jenner heißt der menschenfreundliche Arzt, der im lezten Zehend des verflossenen Jahrhunderts diese wohlthätige, ewig denkwürdige Entdeckung machte.

kann die Kuhpockenimpfung nur dann seyn, wenn der Körper schon von dem Menschenpockengifte angesteckt ist, weil das letztere dadurch noch mehr gereizt wird sich zu entwickeln. Dies letztere wird freilich dann ganz vorzüglich zu befürchten seyn, wenn in einer Gegend schon die Menschenpocken wüthen. Will man daher aller der Vortheile, welche die Kuhpockenimpfung verspricht, theilhaft werden, ohne ein Unglück zu besorgen: so muß man sie dann an sich unternehmen, wenn die Menschenpocken noch gar nicht, oder doch nicht sehr an dem Orte, wo man lebt, herrschen. In Venedig sind sie noch nicht häufig, sie können sich aber bald aus der Nachbarschaft, wo schon so viele ihre Opfer geworden sind, hierher verbreiten. Darum ist jezt die schicklichste Zeit, sich die Kuhpocken einimpfen zu lassen, und allem künftigen Unglück zu entgehen. Es sind zwei Englische Aerzte

mit Kuhpockeneiter hier angekommen — wie wäre es also, wenn Sie beide Ihre Kinder impfen ließen?

Siollo. Ich thue das gewiß nicht.

Sforzettani. Ich eben so wenig.

Benchiara. Warum nicht? Sind die Vortheile nicht groß genug? Ist es nicht ein Glück, wenn das Pockenelend, den dritten Theil der Menschheit durch einen frühzeitigen Tod hinraft, Kinder unter den Augen besorgter Aeltern mit unsäglichen Schmerzen schlägt, sie ungesund und zu Krüpeln macht, und das schöne Menschenangesicht durch Narben und Risse für das ganze Leben entstellt, ausgerottet werden?

Siollo. Wohl wäre das ein Glück, aber ich glaube es nicht eher, daß diese Plage durch die Kuhpocken vertilgt werden kann, als bis ich es sehe.

Benchiara. Da haben wir Ihren alten Unglauben, der vielleicht nie verderblicher war, als hier. Wenn ich Ihnen nun sage, daß von allen denen, welche bisher in England geimpft wurden, nicht ein einziger die Menschenpocken erhalten hat! *)

Siollo. So glaube ich es doch nicht eher, als bis ich das nehmliche funfzig Jahre hindurch auch in Venedig gesehen habe, denn so lange muß man mir Zeit lassen, um die Güte einer solchen Erfindung zu erproben.

Sforzettani. Ach glauben will ich

*) Auch in den übrigen Ländern, in welchen sie seit dieser Zeit eingeführt worden sind — und ihr Gebrauch hat sich bereits bis nach Amerika und in die Türkei verbreitet — hat von den vielen Tausenden, denen sie eingeimpft wurden, bisher noch kein einziger die Menschenpocken bekommen. Wer wollte also noch länger blind gegen ihre Vortheile seyn?

es wol, daß die Kuhpocken gut und heilsam sind. Aber wenn es der Wille Gottes ist, daß wir von dem Pockenübel getroffen werden sollen: so ist es von unsrer Seite Empörung gegen denselben, wenn wir dasselbe vermeiden und wegschaffen wollen.

Benchiara. Das ist ein altes Vorurtheil, welches bei näherer Beleuchtung verschwinden muß. Gott hat es freilich so eingerichtet, daß den Menschen gewisse natürliche Uibel treffen müssen, aber nicht damit er sich ihnen besinnungslos hingeben, und ihnen unterliegen soll, sondern vielmehr damit ein steter Reiz da seyn sollte für seine denkenden Kräfte. Sein Verstand soll geübt, seine Erfindungskraft angespornt, seine Thätigkeit geweckt werden. Wäre Ihr Grundsatz richtig: so wäre es ein Frevel, sich durch Kleider gegen die Kälte, durch einen Regenschirm gegen den Regen, durch

Speisen gegen den Hunger zu schützen. Uiberdies sind die Pocken nicht einmal ein Uibel, das von jeher in der Natur lag; die Völker des Alterthums und die des Mittelalters wusten nichts von ihnen, und nur erst seit etwa 300 Jahren sind sie durch die Unvorsichtigkeit der Menschen selbst entstanden.

Während dies Gespräch geführt wurde, hatten sich die Kinder der beiden Freunde von ganz andern Dingen unterhalten. Noch immer die reizenden Auen von Lido durchschweifend, sprachen sie von den hohen, einfachen Schönheiten der Natur, von dem Glücke, ein fühlendes Herz zu besitzen, von den Beseligungen der Freundschaft. Federiko, der kenntnißreiche, gebildete Sohn Siollo's, der erst von der Akademie zu Padua*) zurückgekehrt, und die Freude und

*) Eine große Stadt im Venetianischen Gebiet, die 40,000 Einwohner hat. Die Universität

der Stolz seines bejahrten Vaters war, gefiel der schönen Hortensia. Hortensia, die wie Rosen blühend, durch nützliche Schriften, welche ihr Benchiara gebracht, und durch ihr eignes unverdorbenes Gefühl für das Gute und Schöne Geist und Herz veradelt hatte, gefiel dem feurigen, raschen Federiko. Da Sforzettani aus bekannten Gründen eine Zeitlang in Venedig blieb: so hatten sie öfters Gelegenheit, einander zu sehen; bald entspann sich zwischen ihnen die zärtlichste Freundschaft, aus der Freundschaft die innigste Liebe, die sie einander ohne Hehl gestanden.

„Ich werde glücklich seyn!“ sprach Federiko, als sein Vater zu einer Verbindung

derselben war im Mittelalter sehr berühmt, und zählte zuweilen 18,000 Studierende, unter denen sich selbst Türken befanden, die sich der Arzneikunde widmeten.

mit Sforzettani's Tochter seine Einwilligung gegeben hatte, und eilte zu Benchiara, um ihn zu bitten, daß er den Nobile von seinen Absichten unterrichten, und ein Fürwort für ihn einlegen möchte. Der immer dienstfertige Benchiara hatte den Auftrag schon in der nächsten Stunde vollzogen. Der Nobile riß die Augen weit auf, und sagte: „Welch eine Anmuthung! Ich, ein Edelmann, soll meine Tochter einem Kaufmann geben!“

Benchiara. Wieder ein Vorurtheil, ein Vorurtheil des Ranges! Unter allen hätte ich Ihnen dieses am wenigsten zugetraut. Der Adel ist eine Begünstigung des Glücks, wie der Reichthum, die man nicht verachten muß. Wohl dem, welchem ein würdiger Ahne den Adel erwarb! Er hat ihm ein Gut hinterlassen, das viel dazu beitragen wird, ihm ein angenehmes heitres Leben zu bereiten. Ich verdenke es ihm

nicht, wenn er es aus allen Kräften zu erhalten sucht. Aber sich auf Glücksgüter etwas einzubilden, ist stets mißlich, auf den Adel stolz zu seyn, am allermißlichsten. Der, welchem das Glück Reichthum verlieh, wird zu allen Zeiten und unter allen Völkern einiges Ansehen behaupten, denn die Menschen können der ädlen Metalle, die er im Uiberfluß besitzt, nie entbehren, nie in Rücksicht auf äusern Wohlstand unabhängig von ihnen seyn. Aber ein bloser ererbter, leerer Titel kann durch den Willen der Menschen eben das Ansehen wieder verlieren, das er nur durch ihren Willen und durch ihre Nachsicht erhielt und behauptete. Und was ist veränderlicher und unbeständiger, als der Wille des Menschen? Wer blos durch seinen Adel glänzt, der verräth einen leeren Kopf, ein schwaches, tugendloses Herz, und ist in unsern aufgeklärten Zeiten, die den Flitter nicht mehr mit dem ächten Golde

verwechseln, lächerlich. Der bessere Edelmann wird Sorge tragen, sich durch selbst erworbene Vorzüge, durch Tugend und Kenntnisse zu empfehlen, wohl wissend, daß der Stand nie den Menschen, sondern der Mensch den Stand ehren soll. Nie wird es ihm einfallen, sich übermüthig über die zu erheben, welchen das Glück mit eben der Blindheit seine Gunst versagte, mit welcher es sie ihm gewährte. Er wird nicht glauben, daß das Gefühl für Ehre, wie man gewöhnlich meint, blos dem Adel, sondern überhaupt jedem Menschen von ädlerer Bildung eigen sei. Weit entfernt, nur einen Kreis von Edelleuten um sich zu ziehen, wird er vielmehr ädle Leute überhaupt, ohne Rücksicht auf ihren Stand zu seinen Freunden machen, Am allerwenigsten wird ihn sein Adel hindern, das Glück der Seinigen zu befördern, was doch bei ihnen in diesem Augenblicke der Fall ist. Der junge Siollo

empfiehlt sich durch die schönsten Eigenschaften des Geistes und Herzens; er verbindet damit eine ädle Gestalt; er besitzt ein hinreichendes Vermögen, um eine Gattinn, eine Familie anständig zu unterhalten, und was die Hauptsache ist — er wird von Ihrer Tochter geliebt. Wollen Sie zwei Herzen, die die Liebe verbunden hat, gewaltsam von einander reissen? Gilt Ihnen ein Wahn, ein Rang mehr, als das ganze Lebensglück Ihres Kindes?

Sforzettani wuste hierauf nichts zu erwiedern, aber die Heirath widersprach allen den Empfindungen, an welche er von Jugend auf gewöhnt war, zu sehr, als daß er seine Zustimmung hätte geben sollen. Benchiara berichtete dies dem jungen Siollo getreulich. Dieser war außer sich, und versank von dieser Zeit an in einen heftigen Gram, welchen Benchiara durch die Tröstungen, die er in seine Gespräche mit ihm

mischte, nicht zu zerstreuen vermochte. Seine Liebe zu Hortensien war indeß so groß, daß er allerhand Plane entwarf, welche ihn in ihren Besitz setzen sollten. Einer davon schien ihm so viel für sich zu haben, daß er sich ernstlich mit seiner Ausführung beschäftigte. Er eilte zu Benchiara, den er einmal zu seinem Vertrauten gemacht hatte, und dessen Beihülfe er überdieß bedurfte, um ihm denselben zu entdecken.

„Ich weis — so sprach er — kein Mittel mehr, die Einwilligung Sforzettani's zu erlangen. Mein Vater sollte mein Fürsprecher seyn, aber er ist selbst zu stolz, um einem Stolzen gute Worte zu geben. Es bleibt mir nur eins übrig — ich werde Hortensia entführen. Ich bitte Sie also, den Noblle zu überreden, daß er auf seine Villa zurückkehrt. Sie ist nicht weit von den Gränzen Mailands entfernt; dorthin fliehen wir, und der Segen

des Priesters verbindet uns auf ewig am Altare."

Benchiara lächelte. „Junger Mann, erwiederte er, Sie sind ein Schwärmer."

Federiko. Welchen Grund haben Sie, mir diesen Namen zu geben?

Benchiara. Der Mensch hat Verstand, um alles, was er thun will, damit zu überlegen. Um nun dem Verstande sein Geschäft zu erleichtern, hat die gütige Natur noch eine andere Kraft in die Seele des Menschen niedergelegt — die Einbildungskraft. Was jener denkt, das stellt diese in Bildern dar, die unser Gefühl wecken, und es uns dadurch leicht machen, Vorstellungen festzuhalten. Wir gleichen in diesem Punkte den Kindern. Beschreiben sie diesen ein Thier nach allen seinen Theilen noch so genau — eine Abbildung davon wird ihnen einen deutlichern Begriff geben, als eine stundenlange Beschreibung. Aber

die Einbildungskraft kann uns auch, indem sie uns manche Dinge als schöner und reizender darstellt, als sie wirklich sind, leicht mißleiten und in Irrthümer führen. Wir müssen sie daher nie eine dem Verstande nachtheilige Stärke erlangen lassen, wir müssen sie mit dem Verstande beherrschen, und blos als Dienerinn gebrauchen. Alten, erfahrnen Männern, die die Welt kennen gelernt haben, ist dies noch leichter, als Jünglingen, von denen manche den Verstand so sehr von der Einbildungskraft unterdrücken, daß dieser Fehler ihnen ihr ganzes Leben hindurch anklebt, und in allen ihren Handlungen sichtbar wird. Denjenigen, welcher die Einbildungskraftauf seine Gedanken und Entschlüsse einen stärkern Einfluß haben läßt, als den Verstand, nenne ich einen Schwärmer. Ichunterscheide aber einen doppelten Grad der Schwärmerei. Der Mensch handelt als vernünftiges Wesen

nach Zwecken. Wenn nun der Zweck, den ein Mensch verfolgt, selbst nur von eingebildeter Wahrheit und Wichtigkeit ist: so scheint mir das die üblere und tadelnswürdigere Schwärmerei zu seyn, denn es liegt am Tage, daß alle Aufopferungen an Zeit, Geld und Kraft umsonst verschwendet sind, wenn sie blos einem Trugbilde galten, das sich ewig nicht verwirklichen läßt. Unter diese Klasse von Schwärmern rechne ich z. B. die Thoren, welche sich bemühen, unädle Metalle in Gold zu verwandeln, die Grübler, welche sich mit Sinnen zerquälen, um das Ende der Welt zu bestimmen, die unbesonnenen Jünglinge, welche mit großen Ansprüchen in die Welt treten, als wenn die Menschen sie, und sie nicht vielmehr die Menschen bedürften, die eitlen Mädchen, welche sich träumen, daß sie nur auf der Erde sind, um die Huldigungen und Achtungsbezeugungen der Männer zu em-

pfangen, ohne daran zu denken, daß es ihr wahrer Beruf ist, um sich her im häuslichen Kreise zu beglücken.

Federiko. Von dieser Art ist mein Zweck gewiß nicht. Ich will durch Hortensia's Besitz unser beiderseitiges Lebensglück gründen. Das mißbilligt mein Verstand nicht.

Benchiara. Sie gehören unter die zweite Art von Schwärmern, welche zwar einen vernünftigen Zweck haben, ihn aber durch die Einbildungskraft allzusehr zu verschönern geschäftig sind, und in der Wahl der Mittel zur Erreichung desselben der letztern allein, dem Verstand aber gar nicht mehr folgen. Diese Schwärmer sind die zahlreichsten. Unter sie gehörten unter andern die Anachoreten, oder diejenigen von den ersten Christen, welche um Gott zu verehren, die menschliche Gesellschaft verliesen, in Wüsteneien flohen, und daselbst ihre Ta-

ge unter Beten, Fasten, und zum Theil sehr [illegible] körperlichen Martern hinbrachten. Wer mag ihren Zweck — innigste Verehrung Gottes — mißbilligen? Aber wer mag auch mit der Art, wie sie ihn zu erreichen suchten, zufrieden seyn, wenn er bedenkt, daß sie unmenschliches, leeres Ceremonienwesen war, und gegen den ewig wahren Satz stritt, daß Tugend nur durch Kampf mit den Neigungen errungen wird, die in ihren Einöden freilich schlummern musten, weil nichts sie weckte, darum aber noch nicht besiegt waren?

Federiko. Ich stimme darinn völlig mit Ihnen überein. Auch glaubte ich bisher, daß es nur in der Religion Schwärmer geben könne.

Benchiara. Sie irrten. In jedem Fache menschlicher Angelegenheiten kann die Einbildungskraft eine Herrschaft ausüben, die ihr nicht zukommt, und, indem sie

uns das Böse als gut, das Schwere als leicht, das Unmögliche als Kleinigkeit darstellt, für uns sowohl als für andere schädlich werden, so daß es, gesetzt auch, sie triebe uns einmal durch Zufall zu dem Guten und Nützlichen, doch immer besser ist, sich an den Verstand und die reifliche Ueberlegung zu halten, und sich nur zu dem, was diese gerathen haben, durch die Gebilde der Einbildungskraft entflammen zu lassen. Daß es in der Liebe so gut Schwärmer geben könne, als in der Religion, sehen Sie an sich selbst. Denn Sie hatten, als Sie den Plan zur Flucht mit Hortensien faßten, wol nicht überlegt, daß Sie dadurch Jammer und Schmach auf einen alten, zwar schwachen, aber von mancher Seite ehrwürdigen Vater häufen, daß sie Hortensia's ädle, fleckenlose Seele mit einem schwarzen Verbrechen besudeln, daß Sie sich das Glück, welches Sie erwarten,

durch die schrecklichsten Vorwürfe Ihres Gewissens untergraben würden?

Federiko. In Wahrheit, das hatte ich nicht bedacht. Sie haben mich der Tugend wiedergegeben — aber Sie haben mich auch ganz in meine Trostlosigkeit zurückgeworfen.

Benchiara. Muth, junger Freund! Ein Regentropfen wirkt nichts, aber die Menge derselben höhlt Steine aus. Ich denke, meine Vorstellungen sollen den Stolz des Nobile noch beugen.

Er wiederholte die letztern jetzt wirklich öfter, und hatte die Freude, zu sehen, daß Sforzettani immer nachgiebiger wurde. Am Geburtstage des letztern hatte ihm Federiko ein Gedicht überreicht, das ihn bis zu Thränen rührte. In einer schönen Aufwallung des Dankgefühls ergriff er die Hand des Jünglings, legte sie in die Hand seiner Tochter, und sprach: „sey mein Sohn,

und empfange in meiner Tochter die Wonne meines Alters!“

Jezt war Federiko's Glück gemacht, aber — nur um in bessern Welten genossen zu werden. Was Benchiara geahndet hatte, das wurde nur zu wahr. Die Pocken verbreiteten sich bis nach Venedig. Sie fuhren dies Jahr fort, äuserst bösartig zu seyn. Von den Personen, denen die Schutzpocken eingeimpft worden waren, wurde keine einzige von diesem Uibel angegriffen. Die ungeduldige Hortensia, nur mit ihrer Trauung beschäftiget, die den nächsten Sonntag vollzogen werden soll, geht selbst zur Putzmacherin, um ihr Brautkleid zu sehen, und beklagt das Loos der Armen, deren zwei Kinder an den Pocken hart darnieder liegen. Kaum ist sie nach Hause zurückgekehrt: so fängt sie an über Uibelbefinden zu klagen. Ihr Gesicht, ihr ganzer Körper glüht, sie verlangt nach Kühlung.

Der allzuzärtliche Vater, der die Nacht an ihrem Bette wacht, gewährt ihr ihre Bitte, öffnet Thür und Fenster, und achtet nicht der schädlichen Zugluft. Am andern Morgen, da Hortensia's Krankheit zugenommen hat, kleidet sich der Greis an, um in der Marienkirche sich vor dem Bildniß der heiligen Jungfrau *) niederzuwerfen, und von ihr die Genesung der geliebten Tochter zu erflehen.

Benchiara tritt ein. Er sieht, er hört, er bebt zusammen. „Gehen Sie lieber zu einem Arzt, ruft er, denn dieser ist hier nöthiger, als das Bild einer Heiligen. Es ist Vorurtheil, wenn man glaubt, durch Beten sey alles gethan. Handeln sollen wir in der Noth, und die Mittel benutzen,

*) Bekanntlich hegen die katholischen Christen gegen die Jungfrau Maria eine sehr große Ehrfurcht.

wodurch Gott, der Erbarmer, Leidenden Hülfe sendet. Alles zu seiner Zeit!"

In kurzem ist die unglückliche Hortensia mit Pocken bedeckt, das Licht ihrer Augen verdunkelt, und namenloser Schmerz wüthet in jeder ihrer Muskeln. Federiko kömmt von seiner Fahrt nach Triest *) zurück; sein Geschäft war glücklich; er eilt seine Freude darüber in die Brust der geliebten Braut auszugiesen. Er sieht sie und starrt. „Hortensia!" ruft er wehmüthig, und die Dulderin, die seine Stimme erkennt, beut ihm die Hand. Jezt wirft er sich über ihr Lager, und bedeckt sie mit Küssen.

Man bittet, man beschwört ihn, sich keiner Gefahr auszusetzen, und da heiße Liebe ihn ungehorsam macht: so bringt man ihn halb sinnlos mit Gewalt fort. Unnüz-

*) Eine berühmte Handelsstadt und ein Freihafen im südlichsten Oestreich am Adriatischen Meer.

ge Vorsicht! Die Krankheit der Geliebten wird auch die seine, und das Blatterngift, das er in seinen Adern von ihr davon getragen, streckt ihn schon am folgenden Morgen auf das Krankenlager darnieder.

Der Arzt bietet alle seine Kunst bei Hortensia auf. Ach sie scheitert! Die liebliche Rose welkt! An dem nehmlichen Sonntage, an welchem sie den fröhlichen Gang zum Altare thun will, liegt sie — im Tode noch schön — auf der Bahre. Ein unvorsichtiges Weib bringt dem leidenden Federiko die Nachricht von dem Tode der zärtlichen Braut. Er seufzt tief aus der Brust, und sein Auge schließt sich für immer, und sein Geist folgt der Geliebten in die Wohnungen des Friedens.

Die ganze Stadt wird mit Schrecken und Trauern erfüllt. Greise und Jünglinge und Knaben erzählen in allen Strassen einander den Tod des unglücklichen Fe-

beriko, Matronen und Jungfrauen weinen um die sanfte Hortensia; der Markusplatz ist an diesem Tage voll von Wehklagenden.

Am sechsten Tage nach ihrem Verscheiden beerdigt man ihre Leichname, giebt man den Staub dem Staube wieder. Unmittelbar hinter den Särgen wanken, von Benchiara geführt, in dumpfer Verzweiflung die trostlosen Väter. Eine unzählige Menge begleitet den Zug.

Dumpf hallen die Glocken vom Thurme der Gottesackerkirche. Ein Priester spricht an der Grabstätte von der Kürze des menschlichen Lebens. Dann beginnt der Gesang, in welchen alle Anwesende mit feuchten Augen einstimmen:

Im Freudenüberflusse
Im seligsten Genusse
Ereilet uns der schwarze Tod.
Er schont nicht süßer Triebe,
Er trennt das Band der Liebe,
Und bleicht der Jugend Morgenroth.

Ein tiefes Schweigen folgt. Jeder betet im Stillen. Dann werden beide Särge in ein Grab hinabgesenkt, um zwei Menschen, die im Leben für einander bestimmt waren, auch im Tode nicht von einander zu trennen. Die beiden Väter stehen am Rande desselben, und starren bewusstlos hinab. Die Seile rasseln herauf, schon entziehn hinabgeworfene Erdschollen die Särge dem Blicke der Zuschauer: Jezt steigt der Schmerz der Väter auf's höchste; beide brechen in einen Thränenstrom aus. Sforzetani ringt die Hände, legt das sorgenschwere Haupt auf Benchiara's rechte Schulter, und fragt schluchzend:

„Wird Hortensia dort dem alten, von Kourtheil geblendeten Vater vergeben haben?“

Benchiara. Jenseits des Grabes herrscht kein Hader. Liebend wird sie den

guten Vater empfangen, um ewig mit ihm sich der Wahrheit zu freuen.

Siollo zerrauft das graue Haar, legt die vom Gram gebeugte Brust an Benchiara's Brust, und wimmert:

„Um Gotteswillen, nur einen Tropfen Trost auf die Gluth meines Schmerzes! Nicht wahr, es giebt ein zweites Leben, wo Federiko auf's neue meine Wonne seyn wird?"

Benchiara. Unglücklicher Mensch, fühlst Du endlich das Bedürfniß zu glauben? — Ja es giebt ein zweites Leben, wo Du Deinen Sohn wieder an Dein Vaterherz drücken wirst, denn ein heiliger, gerechter und starker Gott waltet über uns!

Meissen, gedruckt bei C. E. Klinkicht.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Herrmann, Friedrich,

Moralische Kinderbibliothek oder die menschlichen Pflichten in Erzählungen für die erwachsene Jugend

Bd.: Zweiter Theil

Lübben 1804

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.440(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301580-1